331 Bibl. Mont
-9

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Neunter Theil.

Neue verbesserte Original-Taschenausgabe
in zwölf Theilen.

Aarau 1838.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.
Frankfurt a. M.,
Johann David Sauerländer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Das Feuer.

Psalm 97, 1 — 6.

Wo tönt der Psalm, der Dich erreicht,
Dich Herr und Deine Stärke;
Die Macht, der außer Dir nichts gleicht,
Die Größe Deiner Werke?
Wo tönt der festliche Gesang?
Laß mich den Jubel hören!
Laß meines schwachen Liedes Dank
Mit ihm vereint Dich ehren;
Dein Lob hier wiederhallen!

Ich kann, mein Gott, wie groß Du bist,
Errathen mehr als wissen
Was ist der Erde Kreis? — Er ist
Ein Schemel Deinen Füßen.
Was ist der Sonnen ew'ger Glanz,
Der uns're Welt erquicket? —
Was ist des Blitzes Feuertanz,
Der durch den Himmel zucket?
Nur Schatten Deines Lichtes.

Und wenn ich alle Tage von der Frühe des Morgens bis zur feierlichen Stunde der Mitternacht, Gott, wunderbarer Schöpfer, deine zahllosen Werke betrachten könnte: nie würde ich damit meine Wißbegierde ganz stillen; nie würde ich in der Unendlichkeit Deiner Schöpfungen enden,

nie die erhabene Mannigfaltigkeit und Pracht derselben weder genug beschreiben oder bewundern können.

Wenn der Blindgeborne in lebenslänglicher Finsterniß dahin tappte, und das Entzücken der Sehenden nie verstand; wenn er, der nie das Lächeln der Zärtlichkeit in den sanften Zügen seiner Mutter, nie den mitleidigen Schmerz des guten Vaters sah, von allen seinen Geliebten nur ganz dunkle Bilder in seiner Seele trug; wenn er von der gesammten Pracht und Zierde des blumenreichen Frühlings und Sommers nichts empfand, als nur eine wohlthätige Wärme, und den süßen Duft der für ihn in ewiger Nacht verborgenen Blüthen — wie beklagenswürdig war er! Für ihn war die Hälfte der Welt verloren. Für ihn sind alle sehenden Menschen höhere, von Gott beglücktere Wesen!

Aber wenn ihm plötzlich an einem der schönen Frühlingstage die Bande der Finsterniß von den Augen fielen, und mit dem erneuten Lichte seinen Augen gleichsam eine neue Pforte des göttlichen Weltalls aufgeschlossen würde — welch ein freudiges Entsetzen müßte ihn durchschaudern! Sein erster Blick in die mit allem Zauber des Schönen ausgestattete Natur wäre gleich dem ersten Erwachen Adams im Paradiese. Er würde beben, taumeln, den Himmel und die Erde fassen, das All umarmen wollen — er würde wähnen, in einem Meere von fremden Erscheinungen zu schwimmen, und von der Herrlichkeit des Allerhöchsten vernichtet werden zu müssen. — Die goldenen Strahlen der Sonne fließen über die schwarzen Streifen der Wälder und über das erquickende Grün der Auen hinab; die fernen Berge scheinen sanfte Wolken, die Gewölke schwebendes Gebirge zu sein; der Regenbogen in blendenden Farbenreihen wölbt sich vom blauen Himmel

zur bunten Erde nieder, wie die ungeheure Pforte zu einer zweiten Welt; Millionen Blumen prangen wehend um seine Füße; Schmetterlinge umgaukeln ihn, wie vielfarbige Blumen, und in den Lüften tönen Melodien von sanft dahin schwebenden Punkten, — es sind Lerchen; und höher schweben die einsamen Adler.

Welche Gefühle müssen den Blindgebornen durchbeben, dem plötzlich das Licht verliehen wird! Und wir — o wir Sehendgebornen, warum gehen wir kalt und gefühllos an der Herrlichkeit Gottes vorüber, wie Blinde!

Wir sagen: Aber dies ist eine Wirkung der Gewohnheit. Allerdings kann die Gewohnheit Vieles dazu beitragen, daß wir gegen die uns umringende Schönheit der Natur gelassener werden. Ein anhaltendes Entzücken ist ungedenkbar, und wer es bei jeder Gelegenheit äußern wollte, würde zuletzt in heuchelnde Empfindelei verirren. Allein ein Anderes, als diese natürliche Gemüthsruhe, mit welcher sich sehr wohl Empfänglichkeit für die Güte Gottes in jedem Augenblick unsers Lebens verträgt, ist völlige Abgestumpftheit und rohe Unempfindlichkeit; ist jene Gleichgültigkeit gegen die Wunder Gottes, welche sich in jedem Lichtstrahl der Sonne erneuern; jene Unempfindlichkeit, welche nirgends mehr Wunder sieht, und doch immer nach Wundern von Gott verlangt. Diese ist nicht eine Folge der Gewohnheiten, sondern eines ungeübten Verstandes, der noch nie über das nachgedacht hat, was ihn zunächst umgibt; oder eines durch Leichtsinn und Fehler anderer Art verbildeten Herzens, das für die Erhabenheit, Ruhe und Schönheit der großen, geheimnißreichen Natur keinen Sinn hat, weil es nur für Schwelgereien menschlicher Kunst, für selbsterdachten

Sinnenkitzel, für ehrgeiziges Streben, oder für die Lust, Vermögen und Geldreichthum zu vermehren, allein brennt.

Denke dich, wenn du einsam durch die blühenden Fluren wandelst, um dich nach den Geschäften des Tages zu erholen, denke dich eine Zeit lang in die Lage eines Blindgebornen; nimm eine Zeit lang eine schwarze Nacht in deine Augen, und bilde dir ein, du habest Gottes Welt noch nie gesehen. Dann öffne deinen Blick plötzlich, und empfinde bei dem Glanz von Millionen Gegenständen, der in deine Seele dringt, das Glück, das dir Gottes Güte gewährte. Das bunte Reich der Farben, welches vom blauen Himmel bis zur grünen Wiese vor dir schwebt, wird dich vielleicht zum erstenmal überraschen und rühren.

Was sind diese Farben, welche dein Auge erfreuen, und die du Keinem beschreiben kannst, der sie nie selbst gesehen? Du fragst vergebens. Der Weiseste der Sterblichen, der tiefste Forscher der Natur, kann dir dies Geheimniß Gottes nicht enträthseln. Was sind diese Farben? Mehr wissen wir nicht von ihnen, als daß sie Wirkungen des Lichts sind. Denn ohne Licht ist Alles dunkel. Wie kann aber das Licht solche Wunder thun, bald indem es auf die Gegenstände unsers Zimmers, bald auf die Fluren, Hügel, Bäume und Gewässer der Landschaft, bald auf die Luft fällt, wo es im Regendunst den glänzenden Himmelsbogen malt? Siehe, so unwissend ist der Mensch, daß er selbst die Wunder nicht begreift, die ihn so nahe und alltäglich vorliegen! So beschränkt ist der Geist der Sterblichen, daß er selbst das nicht erklären kann, was er jeden Augenblick sieht.

Das Licht, welches die Farben erzeugt, ist ein neues Räthsel. Wir ergründen es nicht, wodurch es entsteht, und wie es wirkt. Aber wir wissen, daß es eine der edel-

sten Gaben Gottes, des großen, des von den Menschen so oft verkannten Gebers alles Guten und Vollkommenen sei. Ohne Licht wäre die Welt ein unendliches Grab; nichts würde in ihr leben können. Ohne Licht würde keine Pflanze keimen, wachsen und gedeihen. Senket das Samenkorn in den Erdboden, an dem Orte, wohin nie ein Strahl des Tages dringen mag: und wenn ihr es durch Wärme zum Keimen bewegt: es wird verwelken, wie es aus dem Boden hervorgeht. Betrachtet die Blumen und Pflanzen, mit welchen ihr eure winterlichen Zimmer schmücket: sie werden sich hinwegwenden von der Wärme, und den kalten Fenstern zu, um mit ihren Blättern das Licht des Tages einzusaugen. Durchwandelt den stillen Wald, und ihr werdet mit Erstaunen sehen, wie alle Gesträuche und Bäume, eins ums andere die Wipfel dem Tageslicht sehnsuchtvoll entgegenstrecken, und wie der Strauch und Baum trauernd verdorrt, welcher, von andern überschattet, des freien, vollen Lichtes sich nicht erfreuen kann. — Selbst thierischen und menschlichen Körpern ist das Sonnenlicht ein wohlthätiger Reiz auf alle Nerven. Wer immerdar im Schatten eines Zimmers eingekerkert wohnt, bleicht hin, wie eine welkende Pflanze.

So wandeln wir also beständig in der Fülle göttlicher Wohlthaten einher, und wissen es kaum. So macht uns jeder Sonnenstrahl zum Schuldner des höchsten Wesens und wir denken nicht an das, was wir empfingen. So fragen wir oft bei uns selbst: Gott offenbarte sich ehemals den Menschen durch Zeichen und Wunder, warum aber jetzt nicht mehr? Ach, und er offenbart sich täglich durch Zeichen und Wunder, Blindgeborne am Geiste, ihr ahnet das Dasein derselben nicht!

Was ist denn der Strahl des Lichts, das auf die belebte und unbelebte Welt so wunderbar wirkt? — Der größte Reichthum des Lichts wird uns durch die Sonne. Der Flug des Sonnenstrahls durch das uferlose Weltall ist von so unbegreiflicher Geschwindigkeit, daß die kühnste Einbildungskraft davor bebt. So schnell du deine Augen schließen und wieder öffnen kannst, eben so schnell durchschwebt der Lichtstrahl der Sonne einen Luftraum von mehr denn fünfzigtausend Meilen Weges!

Woher diese Menge nie geringer werdenden Lichts? Man sagt vom Feuer! — Und was ist das Feuer? An sich selbst wieder eine wunderbare Wirkung verborgener Kräfte. So quillt also ein Wunder aus dem andern, ein Segen aus dem andern.

Das Feuer ist einer der allgemeinsten und wichtigsten Bestandtheile des ganzen Weltalls. Es ist in allen Körpern enthalten, wenn gleich nicht sichtbar, sondern gebunden. Erst wenn die Kraft des in Körpern enthaltenen Feuers durch Zutritt andern Reizes entbunden wird, zeigt es seine glänzenden Flammen. Es ist durch das ganze Weltall verbreitet, und wie in der Sonne, so im menschlichen Leibe; wie in den allerhöchsten Räumen des Luftkreises, so im tiefsten Schooße der Erde. Durch einfache Mittel weiß es der Mensch überall zu seinem Nutzen zu erwecken. Er schlägt die schlafenden Funken aus dem härtesten Stein, aus dem kältesten Stahl.

Nicht bloß Licht ist die schöne Gabe des Feuers, sondern auch eine wohlthätige, Alles durchdringende Wärme. Diese Wärme ist es, durch deren wundersame Wirkungen zahllose Samenkörner des Erdbodens erwachen, und ihre Keime dem Sonnenlicht entgegenstrecken; welche Menschen

und Thiere belebt, daß ihr Blut freudig durch alle Adern ströme.

Das Weltall ist Leben überall, und gleichsam ein unendliches Feuermeer, in dem wir fröhlich uns bewegen. Die dunkelrothen Nordlichter, welche in mitternächtlichen Ländern hoch über dem Himmel in spielenden Feuerstreifen hinlodern, sind von derselben Natur, wie der Funke, welchen wir dem Stahl entreißen. Der goldene Strahl der Sonne, welcher den Thautropfen im halb aufgeschlossenen Busen der jungen Rose trinkt, ist von derselben Natur, wie die donnernde Feuermasse, welche aus den Eingeweiden des Erdballs hervorbricht, aus den Gipfeln feuerspeiender Berge rauscht, oder ganze Länder mit unterirdischen Erschütterungen bewegt, daß Paläste zusammenstürzen, Städte untersinken und Gebirge hoch in den Wolken des Himmels ihr Felsengipfel niederfallen lassen. Nur nicht überall und immer ist die in allen Dingen schlummernde Kraft des Feuers erweckt und zur Thätigkeit entbunden.

Wenn ich das große Weltgebäude von dieser Seite betrachte, wie erstaunenswürdig erscheint es mir da! wie neu, wie räthselhaft! und wie groß und erhaben der Allweise in seiner unbegrenzten Haushaltung! wie anbetungswürdig der Allmächtige, welcher die verschiedensten Elemente verbindet, um Wohlthat, Segen, Entzücken der von ihm erschaffenen Wesen zu werden.

Wenn ich, o Allerhöchster, auch nur Deine Wohlthätigkeit schildern wollte, wie sie sich in einer einzigen Deiner Gaben, nur in der nützlichen Wirksamkeit der Licht= und Wärmestrahlen kund thut: mein Leben würde nicht zureichen, den einzigen Gegenstand zu erschöpfen, und den ganzen Umfang Deiner Milde darzustellen. Und

doch würde ich nur den kleinsten Theil des Werthes Deiner Gaben preisen können, denn der größere Theil desselben ist für meinen schwachen, eingeschränkten Geist hienieden noch unerforschlich.

Ich erhelle meine Nächte durch den Schimmer des künstlich erweckten Lichts, verbanne des Winters erstarrende Kälte von meinen Gliedern durch die Wärme selbstbereiteter Gluth; ich sehe am Sonnenstrahl die Früchte des Feldes, der Bäume köstliches Obst, die Traube am Weinstock gähren und reifen, und bereite an der wohlthätigen Flamme des Herdes meinem Körper gesunde Nahrung und Speise. Metalle zerfließen in der Hitze des Feuers, und nehmen Gestalten an, wie sie zu meinem Bedürfnissen taugen Der Säugling strebt dem Lichtstrahl entgegen, der Greis nach erquickender Wärme.

Was Gott schuf, ist Segen. Nur des Menschen Sünde, seine Unwissenheit oder seine Bosheit, verwandelt auch den Segen in Fluch. Darum, so nützlich und lieblich, eben so schrecklich ist auch die mißbrauchte Macht des Feuers.

Am furchtbarsten erscheint die Gewalt desselben in der Natur, wenn sich finstere Wetterwolken zusammenziehen, und die Strahlen des Blitzes über die stumme, schüchterne Welt hinbrennen. Furchtbar, aber dennoch schön! Furchtbar, aber dennoch segensvoll! Denn was von Gott kommt, ist Segen und gut; wie das Wasser, so die Flamme! Nur des Menschen Unvorsichtigkeit und Thorheit macht sich oft das zum Verderben, was zu seinem Wohl gedeihen könnte; so das Wasser des Flusses, der Seen und Meere, so den Strahl des weitleuchtenden, ferntreffenden Blitzes.

So prachtvoll das Schauspiel eines Gewitters ist, welches an Sommertagen oder Nächten den Dunstkreis der Erde erschüttert und von ungesunden Stoffen befreit: so übertrieben und abergläubig ist doch leider noch die Furcht vieler Menschen beim Anblick dieses Naturereignisses. Die Furcht aber ist um so thörichter, da man doch aus langen Erfahrungen und seit Jahrhunderten weiß, daß unter hundert Gewittern kaum eins einschlägt, und unter tausend Schlägen dann selten ein einziger ein Thier, oder einen Menschen, oder dessen Wohnung trifft.

Freilich rührt die Angst in manchen Personen bei Gewittern oft von körperlicher Schwäche her; der Zustand der gewitterhaften Luft wirkt dermaßen auf unsere Nerven, daß sie schon eine Vorempfindung des erfolgenden Wetters haben, ehe noch dasselbe erschienen ist. Sie fühlen ungewohnte Mattigkeit, Erschlaffung, Beklemmung, schwieriges Athemholen. Aber der starke Geist des Christen weiß auch durch Ueberzeugung von der Güte Gottes das Leiden seines Körpers zu überwinden, und mitten in dem wohlthätigen Sturm der Elemente, wenn Wasser- und Feuerfluthen vom Himmel rauschen, fröhlich seinen Vater, den Ewigen, zu rühmen!

Doch bei weit Mehrern ist die Angst während eines Gewitters nur die Folge einer schlechten Erziehung, eines falschen Unterrichts über die Ursachen und heilsamen Zwecke Gottes in dieser Naturerscheinung. Bei vielen Andern ist die Bangigkeit wieder eine Wirkung höchst unwürdiger Vorstellungen von der Gottheit, und eine Schuld unbesonnener oder unwissender Irrlehrer, welche das allervollkommenste, heiligste Wesen so zornmüthig, so rachsüchtig, so unbarmherzig, so unversöhnlich darstellen, als kaum ein sündlicher Mensch sein kann. Daher das aber-

gläubige Schrecken vieler Menschen, die, wenn Gott sich in seiner Größe, Macht und Liebe am sichtbarsten in der Natur verherrlichen will, voll kindischer Verzagtheit die Flucht ergreifen, oder singen und beten, um den Zorn Gottes von ihrer eigenen Person abzuwenden, oder mit noch größerm Vertrauen auf das Glockengeläute der Kirche hören, als auf die Stimme der Natur, die selbst durch den Laut des Donners spricht: Fürchte dich nicht! Gott ist die Liebe!

Wehe dem Christen, welchem die Andacht erst dann heilig ist, wenn er selbstsüchtig für seine Wohnung, für seine Kornfelder, oder für sein Leben zittert; der erst dann inbrünstig Gebete zum Himmel emporsendet, wenn er seinen letzten Augenblicken nahe zu sein glaubt; der erst dann Gott fromme Gelübde stammelt, wenn er glaubt, sie vielleicht nicht mehr durch ein tugendhaftes Leben erfüllen zu können! Seine Andacht, seine Gebete, seine Gelübde, einem unreinen Herzen entquollen, sind dem Herrn ein Gräuel! Gott der Alliebende fordert ja nur Liebe und Vertrauen; aber wer unter Todesschrecken zu Gott ruft, betet nur darum, weil er kein Vertrauen hat, sondern Argwohn, keine Liebe, sondern Furcht.

Nicht minder sträubt es sich gegen die Würdigkeit, welche wir in unsern Vorstellungen von Gott haben sollen, wenn man sich einbildet voller Aberglaubens, ein Stücklein tönenden Erzes, das Läuten einer Glocke werde die Elemente beschwören, und den Schaden des Gewitters von unsern Häusern und Fluren verbannen. Hat nicht eine vielfache Erfahrung bewiesen, daß dies Glockengeläute fruchtlos blieb; ja daß die Stelle, welche derjenige, der die Glocke zieht, während des Gewitters einnimmt, eine der gefährlichsten für das Leben der Menschen ist?

Denn so wie das Wasser seiner Natur nach gern abwärts fließt, und am liebsten zu hohen Kanälen zusammenströmt: so pflegt sich auch der feurige Stoff des Blitzes gern abwärts zu senken, und am liebsten wählt er, um in die Erde geleitet zu werden, hervorragende Spitzen, Ecken, Zweige, und noch lieber sucht er ein hoch in der Luft befindliches Metall auf, von wo er weiter herabspringt.

Und wie der Mensch, durch seine Erfahrungen belehrt, endlich den Bächen und Flüssen ein tieferes Bett gegraben und festere Ufer gebaut hat, damit sie schneller ablaufen, und beim Anschwellen nicht überströmen und Wiesen, Felder, Wohnungen und Ställe mit der Gewalt der Wellen hinwegschwemmen: so hat er — denn dazu verlieh ihm Gott die Vernunft — zu seiner Erhaltung auch Mittel gefunden, die über seinem Haupte schwebenden Blitze auf unschädlichen und gefahrlosen Wegen in die Erde zu führen. Er befestigte an seines Hauses Gipfel die eherne Spitze, welche den Blitz einsaugt, und an zusammenhängenden Gliedern einer metallenen Kette oder eines Drahtes in den Erdboden führt. Dies ist allerdings ein der Vernunft des Menschen ehrenvolles, ein der Gottheit wohlgefälliges Mittel, unser Eigenthum in den Stürmen der Natur und gegen die Kraft des vom Himmel fallenden Feuers zu bewahren.

Umsonst sucht das abergläubige Vorurtheil der unwissenden Menschen gegen die nützliche Anwendung der uns von Gott zu unserm Schutze dargebotenen Hilfsmittel zu eifern; umsonst wendet sie ein: Gottes Macht ist größer denn menschliche, und sie kann dich unter hundert von dir aufgepflanzten Schutzmitteln treffen. — Dennoch retteten diese Schutzmittel schon unzählige Male. Sie sind

uns durch Gottes Hand gegeben, darum ist es Pflicht, sie anzuwenden. So gab auch er uns Pflanzen, deren Säfte für uns ein Gegengift werden wider das in den Lüften verbreitete Gift von Krankheiten; so gab er uns Mittel, uns gegen die tödtlichen Wirkungen des Frostes oder der Sonnengluth zu bewahren.

Lasset uns Gottes Weisheit in den Werken seiner Schöpfungen täglich genauer erforschen, so werden wir selbst weiser und dadurch auch glückseliger werden. Verbannet durch grenzenloses Vertrauen auf die Liebe des himmlischen Vaters alle abergläubige Furcht — Gott ist nur Liebe, nie Haß; gibt nur Liebe, nie Zorn; will Liebe, nie Furcht.

Und so erzieht und belehrt, fern von abergläubigen Vorurtheilen, eure Kinder in der Liebe zu Gott. Gewöhnet sie von früher Jugend auf, auch in den furchtbarsten Erscheinungen der Natur die Gnade des Allbarmherzigen, des Allen Helfenden zu sehen. Vermeidet, ihnen ihre natürliche, kindische Furchtsamkeit durch die Aeußerungen eurer unchristlichen Aengstlichkeit zu vermehren. Denn solche Eindrücke, welche ihr dem zarten Gemüth der Jugend machet, sind im spätern Alter, oft auch bei den vernünftigsten Ueberzeugungen, bei den besten Vorsätzen nicht wieder auszutilgen, und bleiben Urheber mancher bangen Lebensstunden, die besser zur Verherrlichung und Anbetung des Erhabenen voller Majestät und Huld benutzt worden wären.

Ja, mit David, wie er sang, will auch ich beim Bewundern der Schöpfungspracht rufen: Der Herr ist König, des freue sich das Erdreich, und seien fröhlich die Inseln, so viel ihrer sind! — Wolken und Dunkel ist um ihn her. Gerechtigkeit und Gericht ist seines

Stuhles Festung. Feuer geht vor ihm her und zündet an umher seine Feinde. Seine Blitze leuchten auf den Erdboden; das Erdreich siehet und erschrickt. Berge zerschmelzen, wie Wachs, vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens! — (Ps. 97, 1 — 5.)

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhält,
Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater bis zur fernsten Welt.
O Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, ist kein Geschöpf verborgen,
Nicht eins vom Menschen bis zum Thier;
Du würdigst alle Deiner Sorgen,
Sie danken Lust und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig sein;
Dir, Gott, ist nichts zu groß und klein.

Mit frommem, freudigem Gemüthe
Erheb' ich, Gott voll Gnade, Dich!
Wie herrlich ist doch Deine Güte,
Wie liebst Du uns so väterlich!
Uns, die wir ohne Furcht und Grau'n
Dem Schatten Deiner Flügel trau'n.

Mit Deinem reichsten Ueberflusse
Erfüllst Du diese Welt Dein Haus.
Du theilst ihn Allen zum Genusse,
So väterlich, so reichlich aus!
Und jedes Lebens Quelle fließt
Aus Dir, der Du das Leben bist.

2.

Gottes Größe im Kleinen.

Ps. 139, 14.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Euch die der Schöpfer schmückt,
In stiller Ruh zu sehen,
Ist, was mein Herz entzückt.

Schön seid ihr, Wald und Waiden,
Und du, bethaute Flur!
Wie rein sind deine Freuden,
O reizende Natur!

Es wehet, wallt und spielet
Das Laub um jeden Strauch;
Und jedes Würmchen fühlet
Der Schöpfung Lebenshauch.

Und in der Näh' und Ferne
Ist Gottes Allmacht groß;
Wie in dem Reich der Sterne,
So in dem kleinsten Moos.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Ihr, die der Schöpfer schmückt,
O lehrt mich Gott erhöhen,
Der mich durch euch entzückt.

Immer kehre ich aus dem erdrückenden Gewühl des Lebens zu Dir zurück, o mein Schöpfer, und zu der Betrachtung der Wunderwerke, mit denen Du mich umringst. Hier finde ich immer wieder meine süßeste Erholung und die lebendigste Erneuerung meiner Kräfte. Hier sehe ich glänzender die Majestät Deiner Allmacht und Weisheit, hier rührender die Beweise Deiner Alles durch-

dringenden, Alles beseligenden Güte; hier anbetungswürdiger die Wirkungen Deiner Vorsehung.

Und wer könnte dann stumm bleiben, während der feierliche Lobgesang der ganzen Natur zum Himmel emporsteigt? Wer gefühllos bleiben in der Pracht der weiten Schöpfung, die uns in unendlicher Mannigfaltigkeit umschwebt?

Wohin soll ich mein Auge wenden, um die Macht und Herrlichkeit des Schöpfers am erschütterndsten wahrzunehmen? Soll ich die Welten zählen, welche als zahllose Sonnen aus unendlichen Fernen vom nächtlichen Himmel strahlen? — oder die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken bewundern, in deren Schoose Sturmwinde und Feuerströme neben ungeheuern Wasserfluthen wohnen? Soll ich die Gewalt der Elemente untersuchen, jener wunderbaren Urstoffe, aus denen Alles erbaut ist, und deren Eintracht oder Kriegen Welttheile blühend macht oder zerstört?

Groß ist Gott in allen seinen Werken! Warum in den Wundern entfernter Gebiete des Weltalls ihn suchen? Seine Macht und Weisheit ist in den Bahnen des Himmels, wo Erden, Sonnen und Monde in unveränderlichen Kreisen und Ordnungen schweben, nicht erhabener, nicht unbegreiflicher, als in den Gefäßen, Adern und Fasern des kleinsten Blättchens einer sich am Sonnenstrahl entfaltenden Blume. — Der Herr ist überall groß, und sich überall gleich, im weiten Weltgebäude, wie im kleinsten Grashalm.

Die Lebensgeschichte einer einzigen Pflanze wäre hinreichend, den hartnäckigsten Zweifler vom Dasein einer höchsten Weisheit und Vorsehung zu überzeugen. Aber wer kann eine solche Geschichte würdig und allumfassend

genug beschreiben, wie sich aus dem geringen Samenkorn ein Keim entwickelt, der nach Jahren zum weitschattenden Baum wird, welcher vielen hundert, ja tausend lebendigen Geschöpfen auf und unter ihm Kühlung, Schutz, Aufenthalt oder Nahrung gibt? Jeder Baum ist eine kleine Welt von Thieren aller Art; ja jedes Blatt ist eine Stadt von einer Menge mit bloßen Augen kaum erkennbarer Kreaturen. Für alle sorgte Gott. Für sie ist keine andere Welt, als dieser Baum, an dem sie wohnen; er steht seit Jahrhunderten, und tausend Geschlechter sind auf ihm geboren und vergangen. So erreichen unsere Eichen oft das Alter von einem halben Jahrtausend, und auf dem Libanon sollen noch Zedern grünen, die Salomons Tage sahen.

Jede Gegend des Erdballs ist durch die Hand des Schöpfers mit den ihr eigenthümlichen Pflanzen geschmückt. Aber solche, welche für den Menschen eine gesunde Nahrung bieten, sind einer solchen Natur, daß sie sich fast überall hin, wo Sterbliche wohnen, verpflanzen lassen.

Vor Zeiten waren die Länder unserer Gegend unermeßliche Wüsteneien, Herbergen wilder Thiere; meistens von unfruchtbaren Bäumen und ungenießbaren Kräutern bedeckt. — Jetzt gleicht unser Vaterland einem großen Garten, versehen mit den nützlichsten und schönsten Gewächsen aller Welttheile. — Fast alle unsere Obstbäume, die nun bei uns längst einheimisch sind, wurden hieher aus warmen Morgenländern verpflanzt, eben so die lieblichsten unserer Blumen- und Küchengewächse. Pfirsich und Rose aus Persien und Syrien; das Getreide aus dem hohen Asien; die nahrhafte Kartoffel aus Amerika, desgleichen der Mais oder türkische Weizen, welcher in

seinen körnerreichen Kolben drei- und sechshundertfältige Frucht bringt.

Jede dieser unzählbaren Pflanzenarten ist verschieden von der andern gebaut; keine der andern ähnlich, jede zu ihrem Zweck auf das vortheilhafteste. Sehet auf das Korn, welches auf den Feldern prangt: jeder Halm predigt die liebende Weisheit des Herrn. Dieser Halm steigt schlank und hoch über die Erde auf, damit die Körner nicht durch die Feuchtigkeit des ausdünstenden Bodens verderbt und zur Fäulniß gebracht werden. Die Länge des Halms begünstigt die bessere Reinigung des darin von den Wurzeln aufsteigenden Nahrungssaftes, daß die mehlige Frucht wohl gedeihe. Der lange Weg, welchen jener Saft aus dem Erdboden hinauf zu machen hat, erlaubt auch der Sonne, ihn anhaltender auszukochen. Zwar schwankend und dünn ist das Rohr, an dessen Spitze sich die Aehre wiegt; doch wehren das Zerknicken derselben im Winde starke Knoten, deren feine Durchlöcherungen von innen dem emporsteigenden Saft und der Sonnenwärme genugsamen Durchgang gestatten. Neben dem Hauptthalme treiben wehende Blätter, um Regen und Thau des Himmels zu sammeln, die wachsende Pflanze zu tränken. Ist sie aber ihrer Reife nahe, dann welken selbst die Blätter, damit alle Nahrung ungetheilt der Aehre zugehe, deren Körner mit langen rauhen Stacheln eine Schutzwehr gegen die Vögel haben. — Nichts ist ohne wohlthätige Absichten. Und sie fehlen auch dann nicht, wenn unsere Kurzsichtigkeit nicht fähig wäre, sie zu erkennen. Selbst die sogenannten Unkräuter sind wohlthätige Gewächse, wenn auch nicht immer für den Landmann, doch für Arzneien, Salben und den Gebrauch in mancherlei Gewerb und Kunst. Selbst das sogenannte

Ungeziefer, welches unter und über dem Boden lebt, hat im Haushalt der Natur seine wichtige Bestimmung, und trägt zum allgemeinen Segen bei, wenn gleich dessen Anhäufung auf einzelnen Stellen zuweilen schädlich für die Zwecke der Menschen sein mag.

Vielleicht wären jene Erdlager der Felder und Wiesen, die nie ein Pflug aufbricht, schon längst steinartig verhärtet und unfruchtbarer, wenn sie nicht alljährlich durch Millionen und Millionen Gewürme, Käfer, Schnecken und andere Thiere durchwühlt und aufgelockert würden. Die unterirdischen, vielfach gewundenen Gänge, Zellen und Behausungen dieser kleinen Geschöpfe sind eben so viel künstlich gebaute Kanäle, durch welche der Regen befruchtend in den tiefen Grund dringt, und die Luft den Wurzeln neue Nahrungsstoffe bringen kann. Gott hat Alles weiser geordnet, als der Sterbliche kennt und begreift. Wo der Mensch Störungen seiner eigenen Absichten oder Fehler in der Naturordnung mit kindischer Vermessenheit beklagt, ist ihm, ohne sein Wissen, eine Wohlthat geschehen, deren Folgen sich auf viele Jahre verbreiten, um den Schaden des Augenblicks hundertfach zu ersetzen.

Doch, um wieder den Haushalt, das Leben und den Bau jedes einzelnen Würmchens zu erkennen, würde ein Zeitraum von tausend Jahren viel zu kurz sein. Wie reich sind Erde und Wasser bevölkert! Wer weiß nur die Namen aller dieser Zahllosen? Je schwächer sie scheinen, und je leichter ihre Vernichtung möglich wäre, je zäher ist ihre Lebenskraft; so z. B. die Schnecken, deren ganzer Bestandtheil fast nur ein zerfließender Schleim zu sein scheint. Aber nicht nur die abgeschnittenen Theile ersetzen sich bei vielen von selbst wieder; sondern oft entsteht aus

den losgerissenen Stücken wieder ein eigenes sinnreich gebautes Thier, wie das der Fall bei derjenigen Gattung ist, welche man Seesterne nennt, und an denen man über achtzigtausend Gelenke oder Strahlen gezählt hat, mit welchen sie sich zehn Schuh weit umher ausbreiten. Selbst die Lebensart dieser wenig beachteten Thiere, die wir täglich vor Augen haben, ist wunderbar. Aber wer kennt sie? Wenn die gemeinen Garten- und Waldschnecken sich ihre gegenseitige Zuneigung bezeugen wollen, schleudert eine der andern einen kleinen, vierschneidigen Pfeil entgegen, oder drückt ihn der andern in die Brust. Dieser Pfeil ist von kalkartigem Stoffe, und steckt sehr lose in einer Oeffnung des Halses. Ist dies gethan, erst dann nähern sie sich einander zur Begattung.

Nur von wenigen Würmern und Insekten sind uns ihre Gestalten und Beschäftigungsarten bekannt: wie sollten wir von allen ihre Bedeutung in der göttlichen Schöpfung wissen? Es gibt deren Millionen, welche nur erst durch die stärksten Vergrößerungsgläser bemerkbar sind. Es ist bewiesen, daß in einem einzigen Tropfen Wassers, dem Sonnenstrahl ausgesetzt, mehrere tausend Insekten, wie in einem Weltmeere, geräumig herumschwimmen. Es ist bewiesen, daß der Mensch nicht nur in seinen Eingeweiden und in seiner Haut, sondern selbst im Schleim, der an seinen Zähnen haftet, in dem Blut, das durch seine Adern rollt, unzählbare lebendige Wesen beherbergt und nährt. So ist der menschliche Leib wieder für Millionen verschiedener kleiner, unentdeckbarer Geschöpfe eine große wandelnde Welt, wie es der ganze Erdball für die Völker des menschlichen Geschlechts ist.

Zwar das Leben dieser Kreaturen ist nur sehr flüchtig: aber darum ihre Vermehrung desto erstaunlicher, also daß

ihre Arten nie verschwinden. Das längste Alter mancher Insekten hat kaum oft die Dauer vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, aber sie zeugen in dieser Zeit Millionen Nachkommen. Der Seidenwurm legt jährlich bei fünfhundert Eier, die Bienenkönigin bei vierzigtausend. Man kennt in Afrika eine Ameisenart, Termiten genannt, die so ansehnliche Gebäude aufführen, daß man ihre Wohnungen in der Ferne für Dörfer hält. Die befruchtete Königin derselben wird zweitausendmal größer im Umfang, als sie gewöhnlich ist, und legt dann binnen vierundzwanzig Stunden auf achtzigtausend Eier.

Wohl oft hat die fleißige Ameise, die nützliche und sinnreiche Biene die Bewunderung beobachtender Zuschauer erregt — auch die mit acht Augen und acht Füßen ausgestattete Spinne mit ihrem kunstvollen Gewebe. Aber wessen Blick dringt in das rechte Geheimniß ihrer Einrichtungen und Künste? Es herrscht hier eine Ordnung und Zweckmäßigkeit, die ans Unerklärliche grenzt. Wer lehrt die junge Spinne ihr zartes Werk schaffen, von der vierhundert Faden erst so dick sind, als drei einzelne Faden einer ausgewachsenen Spinne? Vier Millionen Faden junger Spinnen haben nicht die Dicke eines einzigen Menschenhaares!

Nur die Bewohner des Wassers, die vielverschiedenen Fische, sind in Rücksicht ungeheurer Vermehrung den Insecten ähnlich. Und doch leben alle Fische längere Zeit, als die meisten Insekten. Man hat einen Hecht, mit kupfernem Ringe um den Kopf bezeichnet, in einem Teiche bewahrt, der über drittehalbhundert Jahre alt wurde. Aber der Vermehrung der Fische stehen ganz andere Hindernisse entgegen. Sie selbst verzehren unter einander sich und ihre gelegten Eier. Dann eilen Menschen,

vierfüßige Thiere und Vögel herbei, aus den belebten Wasserbehältern ihre Nahrung zu suchen. Mag gleich jeder Häring über zwanzig=, ein Karpfen über dreimal=hunderttausend Eier tragen und legen: nie wird die Zahl der Fische übermäßig.

Besonders im Meere sind zahlreiche Ungeheuer bereit, die Mengen derselben zu mindern, wie der siebenzig bis hundert Fuß lange, oft gegen sechzig bis siebenzig Zentner wiegende Wallfisch, der sich von der Masse kleiner Fische nährt, um mit seinem Thran und Fischbein eines der nutzreichsten Thiere für die Bedürfnisse des Menschen werden zu können, oder der gefräßige Haifisch, dessen Rachen, ausgestattet mit einer sechsfachen Reihe beweglicher Zähne, ganze Menschen und Pferde verschlingt, ohne sie nur zu kauen.

Je furchtbarer und schädlicher die Thierarten sind, je sparsamer ist ihre Vermehrung, oder je schwieriger wird sie. So sorgt die göttliche Vorsehung, um Alles im ewigen Gleichgewicht zu bewahren. Obgleich das mächtige Krokodill jährlich bei hundert Eier in den Sand der heißen Weltgegenden legt, lebt es doch nicht in großer Menge; Löwen und Tiger irren einsam in ihren Wüsten; Geier und Adler schweben einzeln in hohen Lüften.

Die nützlichsten der vierfüßigen Thiere, wie der Vögel, sind am meisten für ihre hinreichende Fortpflanzung gesichert, und gedeihen fast überall, wohin der Mensch seine Wohnung in heißen, kalten, oder gemäßigten Himmelsstrichen aufbaut. Verderbliche Kreaturen hingegen sind an ihre Geburtsörter gebannt. Das Pferd, der Hund, das Schaf, der Stier und das zahme Federvieh wohnen hier und jenseits aller Meere, den Menschen diensam, aber der Bär hauset nur in seinen stillen Felsenwinkeln

und Eisfeldern, die reißende Hiäne in der menschenlosen Einöde.

Und jede der millionenfach verschiedenen Arten der Geschöpfe, ungeachtet sie allesammt bei uns durch einander wohnen, bildet für sich gleichsam nur ein eigenes Reich. Keins versteht des Andern Sprachen, Sitten und Zeichen. Die Ameise versteht nur die anordnenden Winke von Ihresgleichen, die Biene nur die Bienen; der Rabe nur, wohin ihn der Rabe ruft; die Schwalbe nur Ihresgleichen, wenn Nester gebaut, oder die Versammlungen im Herbst, zum allgemeinen Abreisen gehalten werden sollen; der Storch nur den Storch auf dem jährlichen Zuge durch die höchsten Lüfte über die Welttheile und Meere.

Gott trennte durch unzerstörbare Schranken. Wie der Mensch nur Menschen versteht, und alle Völker des Erdballs ein einziges zusammenhängendes Ganze ausmachen, ist jede Gattung von Thieren eine für sich bestehende Welt. Was darin vorgeht, nach welchen Gesetzen sie handelt, wie sie denkt, wie sie fühlt, wie sie das ansieht, was außer ihr ist, weiß kein anderes Wesen, das nicht in ihrem Kreise steht. Alles ist in sich abgeschlossen, außer Gemeinschaft mit andern; nur der Gottheit ist das Verborgenste jeder Kreaturenfamilie bekannt. Wäre der Mensch in die Wesenheit, in die Triebe, Instinkte, Mittheilungszeichen nur einer einzigen Thierart außer ihm eingeweiht, welch ein unermeßlicher Schatz von neuen Kenntnissen und Ansichten würde da wieder vor ihm aufgethan sein! — Das ganze All der Dinge würde ihm neu erscheinen.

Doch wozu dies? Er hat ja noch lange nicht das Alles erforscht, was ihm in seinem eigenen Geschlecht

wissenswürdig sein sollte. Mit Leichtsinn oder Gleichgültigkeit geht er, gleich dem Thiere, über Alles hin, was nicht seine Nahrung, sein Trank, sein Kleid, sein Haus, oder sonst ein Mittel des Sinnenkitzels ist. Nicht seine Seele nur, selbst sein sichtbarer Körper ist ihm oft noch ein unbetrachtetes Geheimniß. Und doch wie wunderbar ist auch dieser gebaut, und wie erhaben vor allen andern Thiergestalten! Jeder Athemzug der Lunge ist die Fortsetzung eines außerordentlichen Wunders; und jeder Schlag des Herzens, der das menschliche Geblüt binnen fünf oder sechs Minuten durch alle vielverschlungenen Adern und zarten Gefäße des ganzen Körpers treibt, ist Wunder.

Wann würde ich aufhören können zu erzählen, wenn ich den künstlichen Bau, die Einrichtung aller Theile des menschlichen Leichnams beschreiben, oder ihre zweckmäßige Ordnung andeuten wollte; wie ein Gerippe von mehr denn drittehalbhundert Knochen, durch zähe Bänder zusammengehalten, von Adern, Gefäßen, Säften mancherlei Art und Häuten umkleidet, die edle Gestalt der Sterblichen bildet, oder wie das Fleisch, aus einem halben Tausend Muskeln gebildet, und von geistigen Nervenhaaren nach allen Seiten hin durchströmt, der Behälter der Sinne wird, durch welche das ganze unermeßliche Weltall zur Seele dringt!

O mein Schöpfer, mit David bete ich: Dank Dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbarlich sind Deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl. Wie köstlich sind vor mir, Gott deine Gedanken? wie ist ihrer eine so große Summe? Sollte ich sie zählen, so würden ihrer mehr sein denn des Sandes. (Ps. 139, 14. 17. 18.) Herr allmächtig, weise und

gnädig, je tiefer mein Geist sich in die Wunderfülle Deiner Werke hinabsenkt, je unergründlicher wird mir Dein Reichthum, je unbegreiflicher Deine Hoheit. Ich verliere mich schaudernd in der Unermeßlichkeit Deiner Macht, doch kenne ich von derselben nur den kleinsten Punkt. Ich lebe auf einem Stäubchen, umgeben von einem Lufttropfen, und dies ist die Welt, deren Grenzenlosigkeit mich erschreckt. O Gott, wer bin ich denn, daß Du mein gedenkest? Aber mein Geist schwebt über dem Stäubchen über dem Lufttropfen hoch empor, dringt von Welten zu Welten zu Dir, Angebeteter! Er ist Dein Athem! ihm gehört Deine Liebe, Deine Ewigkeit! Dich zu erkennen, soll immerdar seine süßeste Lust sein. Wie herrlich stehst Du da, Ewiger, im Heiligthume Deiner Werke! Amen.

3.

Die Stimmen der Thiere.

Ps. 148, 7 – 13.

Wem blüht das Thal? Für wen erhebt
Sich das Gebirg? Wem tönt und schwebt
Der Sänger in den Lüften?
Für wen bevölkert sich das Meer?
Wem jauchzt der Thiere zahllos Heer
Auf jährlich grünen Triften?
Quellen rieseln,
Winde wehen,
Thal und Höhen
Ueberrascht ein Silberregen,
Ihm zur Ehre, mir zum Segen.

Wie sie so herrlich sind, so schön,
Einträchtig alle Gott erhöh'n,
Und seine Güte preisen!
Wie Alles Jubel ist und Dank,
Und jeder Ton ein Lobgesang
Des Gütigen und Weisen!
Ach, wie könnt' ich
Fühllos schweigen!
Solcher Zeugen
Hochgesang des Höchsten hören,
Schweigen in der Schöpfung Chören!

Wie prachtvoll schwebt sie vor meinen Blicken, die ewig jugendliche Schöpfung Gottes; welch ein Glanz des Himmels und der Erde, welche Farbenstrahlen, die in allen Höhen und Tiefen mein Auge entzücken! Ist dies nicht Abglanz und Wiederschein der Gottheit durch den sie vor sterblichen Blicken verhüllenden Schleier? Laue

Lüfte bewegen sich um mich, und Millionen blühende Zweige und Blumen überströmen mich mit einem Regen balsamischer Düfte. — Und dies Alles wird erst durch das große Getön des Lebens, welches um mich herrauscht, feierlicher, anziehender, bedeutsamer.

Wenn ich durch die reizendsten Felder und Wiesen irre, die von den Händen des Frühlings und Sommers mit ihrem ganzen Blumenschmuck überschüttet sind, und es rührt mein Ohr kein Rauschen des Gebüsches, kein fröhliches Blöcken der Heerden, kein Zwitschern, kein Gesang eines Vogels — wenn Alles schweigt; so macht die ganze Pracht der Erde nur einen traurigen Eindruck auf mich. Die Natur scheint, so sehr sie auch in lachenden Farben prange, ausgestorben. Es spricht mich nichts an. Ich stehe in einer glänzenden Einöde, werde traurig und sehne mich nach dem Laut der Lebendigen.

Das Auge gibt dem menschlichen Gemüth weniger Nahrung, als das Gehör; erst durch dieses werden wir mitfühlende Wesen aller mit Empfindung begabten Geschöpfe. Erst das Erbrausen des hohen Waldes im Luftstrom, das freundliche Murmeln der Quellen und Wasserbäche, das Getöse des Flusses an seinen Ufern, das Sumsen der Bienen und Käfer, die mannigfaltigen Töne vierfüßiger Thiere, das Gezirpe der Vögel beseelt die angenehmste Landschaft. Wie uns das Schweigen des Todes schaudern macht, so erfeeut hingegen die Stimme der Natur das menschliche Herz. Sie erweckt uns zu großen Gedanken und Gefühlen, und beschäftigt uns mit der Vorstellung von der allgemeinen Verbindung der erschaffenen Wesen. Alles wird zum Psalm der Welt auf Gott.

Wer hat diesen Psalm von tausend und tausend abwechselnden Tönen, wiederholt vom Wiederhall der Wälder und Felsen, nicht schon gehört? Wen ließ er ungerührt, der irgend für zartere Empfindungen noch ein empfängliches Herz in der Brust trug? Wer hätte nicht oft selig in das große Freudengetümmel der Schöpfung hineinjauchzen mögen und rufen mit dem königlichen Dichter: Lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische in allen Tiefen! Feuer, Hagel, Schnee und Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten, Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihre Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen, sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch, sein Lob geht so weit Himmel und Erde ist. (Ps. 148, 7 — 13.)

Nicht alle Thiere haben Stimmen, weil nicht alle mit einer Lunge versehen sind; dennoch wissen sie nach ihrer Art Töne hervorzubringen, um das weite Geräusch des Lebens zu vermehren. Sie wollen nicht in dem Hochgesang der Erde schweigen, wenn er zum Himmel emporsteigt. Einige derselben geben einen Ton von sich durch das bloße Aneinanderreiben ihrer Gliedmaßen, wie die Feldgrillen des Sommers, oder die Heimchen, die ihr weit tönendes Gezirpe dadurch verursachen, daß sie die trockenen, häutigen Flügeldecken ein wenig erheben, und übereinander hin- und herschieben, wenn sie sich hören lassen wollen. Andere lassen ein wunderbares Getöse laut werden, indem sie mit gewaltiger Kraft Flüssigkeiten aus Höhlungen ihres Körpers hervorschnellen, wie der Wallfisch, welcher Wasserströme hervorsprudelt gleich hohen

Quellen. Andere sumsen mit ihren Flügeln durch die Lüfte, wie die Käfer und Mücken, Bremsen und Bienen. Die eigentliche Stimme, vermittelst der Lunge, ist nur vollkommenen Thieren verliehen, welche am fähigsten sind, davon Gebrauch zu machen, um sich einander ihre Zuneigung und Wünsche mitzutheilen, oder ihren Zorn zu verkünden. Unvollkommnere Geschöpfe, so wie viele Arten der Thierpflanzen und Gewürme, welche sich unter einander nicht begatten, sondern wo jedes, ohne Zuthun des andern, sein Geschlecht durch sich selbst vermehrt, geben gar kein Geräusch, keinen Ton. Sie haben nicht nöthig, einander zu suchen, oder ihre Triebe zu erkennen zu geben. Mit ihren Begierden in sich selbst verschlossen, leben sie einsam.

Thiere ohne Lungen können nur ein Getön oder Geräusch mit andern Werkzeugen machen; Stimmen haben allein die, welche mit Lungen begabt sind, wie der Mensch, wie die Säugethiere, die Vögel und kriechenden Thiere. Es läßt sich vermuthen, daß auch alle diese, selbst die, welche einen Ton ohne Lungen haben, Gehör besitzen, obwohl man bisher die Werkzeuge dazu an den Insekten vergebens zu suchen sich bemüht hat. Horcht nicht der flüchtige Bienenschwarm auf den Klang des geschlagenen Kessels?

Die Einrichtungen, welche der Schöpfer zur Hervorbringung der eigentlichen Stimme getroffen hat, sind ungemein wunderbar. Die Lunge, durch den Athem mit Luft gefüllt, treibt dieselbe kräftig durch die Luftröhre empor zur Kehle. Je größer die Lungen, oder in je weitern Spielräumen sie sind, je stärker erklingt die Stimme. Auch der Bau der Luftröhre trägt nicht wenig zur Kraft der Stimme bei. Wo diese Röhre ganz aus knorplichen,

knöchernen Ringen zusammengesetzt ist, wird der durch sie hervordringende Ton weit mächtiger und schneidender sein, wie beim Menschen, beim Löwen, beim Pfau und andern Thieren. Wo sie hingegen weich und beinahe nur häutig ist, wie bei den Schlangen, bleibt der Ton matt, heiser und dumpf.

Und wie die Gottheit in alle ihre Werke die unendlichste Mannigfaltigkeit gelegt hat, so zeigte sie dieselbe auch in den Stimmen der Thiere. Jede Thierart hat ihre eigenthümliche; wir erkennen sie daran, so wie sie sich selbst unter einander schon aus der Ferne. Löwen, Tiger, Pantherthiere erfüllen die einsamen Wüsten mit ihrem furchtbaren Gebrüll; das Brummen des Bärs durchschauert die Wildniß; die Hunde und Wölfe bellen; die Schafe blöcken! die Rosse wiehern: keins ist die Stimme des andern. Doch die vollendetsten und verschiedensten Stimmenwerkzeuge findet man in der schönen und zahlreichen Ordnung der Vögel, deren anmuthiger Gesang in Lüften, Wäldern und Feldern uns oft entzückt. Die Raubvögel stoßen nur einen wilden, durchdringenden Schrei aus; an den Wasservögeln bemerkt man mehr ein Schnattern und Klappern; an denen, die von Fliegen, Mücken, Würmern und andern Insekten leben, einen süßen, silberhellen, angenehmen Ton, so wie die, welche von Beeren und wilden Früchten leben, häufiger trillern, und die Körnerfressenden weit vollklingender und stoßender in ihren Gesängen sind. Wer aber könnte die wunderschönen Melodien beschreiben, in welchen sie ihre Empfindungen ausdrücken? Die süßklagenden, zärtlichen Laute der Nachtigall; den freundlichen Schlag der Wachteln; das Jubiliren der Lerche, wenn sie sich in die glänzende Himmelsbläue steigend verliert; der Buchfinken

fröhliches Ausrufen, der Amseln kunstvolles Lied im Gebüsch; der Tauben sanftes Girren; des Kanarienvogels süßschmetternde, wechselvolle Triller? Einige Vögel haben selbst das Vermögen, nicht nur Gesänge, die sie von andern, hören, nachzuahmen, sondern auch Töne hervorzubringen, welche der menschlichen Stimme und Sprache nahe kommen. Die dicke runde Zunge des Papagei's, sein halbgewölbter kurzer Schnabel, seine Gelehrigkeit und zutrauliche Weise, machen ihn besonders fähig, einzelne ihm vorgesprochene Worte nachzubilden. Doch ist dieses scheinbare Reden nur ein bloßes Nachmachen von Klängen, deren Bedeutung das vernunftlose Thier nicht kennt; so wie überhaupt auch die klügsten unter den Thieren nicht den Gedanken unserer Worte begreifen.

Der Unterschied zwischen dem Thier und Menschen ist wichtig. Das Thier hat nur Seele, der Mensch aber auch einen Geist. Das Thier hat nur Gefühle und Triebe, der Mensch aber auch Vernunft. Das Thier hat nur Stimme zur Bezeichnung seiner Empfindungen; der Mensch aber auch Sprache zur Mittheilung seiner Vorstellungen und Begriffe aller Art. Nie gelangt ein Thier zur wirklichen Sprache; es kann höchstens beim Hören gewisser Klänge, die wir bei gewissen Forderungen äußern, dahin kommen, unsere Absicht zu verstehen, unsere Wünsche und Gemüthsbewegungen zu errathen. Es achtet dabei nicht auf den Sinn, sondern nur auf den Klang des Wortes und unserer damit verbundenen Geberden. Es beobachtet den Ausdruck unserer Empfindungen; denn auch das Thier hat Empfindungen und nähert sich durch dieselben uns an. Es kennt sie, wie an Menschen, so an Seinesgleichen. Insofern man den Ausdruck der thierischen Triebe und den Ausdruck der Gefühle des Schmerzes oder

der Luft, vermittelst Tönen, eine Sprache nennen darf, haben freilich auch die Thiere eine Sprache. Auch stumme Menschen besitzen diese Sprache, indem sie sich durch äußerliche Zeichen, oder durch das Ausstoßen einzelner Klänge verständlich machen. Ausgesetzte und verlassene Kinder, die in Einsamkeiten, fern von Menschen, aufwuchsen, hatten keine menschliche Sprache, sondern sie ahmten mit ihrer Stimme nur die Stimme der Thiere nach, denen sie nahe gewesen waren. So weiß man von einem ehemals in Deutschland gefundenen wilden Kinde, daß es gleich den Schafen blöckte; und von einem in den Wäldern Polens unter den Bären gefundenen, daß es gleich diesen brummte. Man hatte vor Zeiten viel über eine vermeinte Sprache der Thiere gestritten, indem man sich einbildete, daß sich dieselben mit ihren verschiedenen Stimmenbewegungen oder Gesängen eben so über allerlei Gegenstände unterhalten könnten, wie Menschen. Allein man vergaß, daß das Thier ohne vernünftigen Geist auch keine Fähigkeiten zur Wörterbildung hat; daß es zwar Gefühle der Freude und Traurigkeit, der Furcht und Hoffnung, des Schreckens und der Ruhe, der Liebe und des Zorns, oder daß es die Triebe des Hungers und Durstes, des Abscheus und der Begattung ausdrücken könne, aber keine dem Geist entstammenden Gedanken. Triebe, zu deren Stillung mehrere Thiere gleicher Gattung nöthig sind, entwickeln auch die Stimme und deren Mannigfaltigkeit am vorzüglichsten. Dies ist nothwendig, damit sie sich in den weiten Räumen, wo sie einzeln und zerstreut herumschwärmen, zusammenfinden können. Also ordnete es die Weisheit des Schöpfers zur Erhaltung der verschiedenen Thierarten an. Daher beginnt vorzüglich der Gesang der Vögel zur Brutzeit im Frühling, wenn die

Baumknospen ihre Blätter entfalten, und alle Keime des Lebens sich gegen das Licht hervordrängen. Das Gleiche wird bei den vierfüßigen Thieren bemerkt. Sind diese Tage aber vorüber, so verschwindet allmälig die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Töne. Viele verstummen fast ganz, und selbst die Nachtigall vergißt ihren bezaubernden Gesang und läßt nur von Zeit zu Zeit einen häßlichen Laut hören, der mit dem dumpfen Gekrächze einer Kröte Aehnlichkeit hat.

Der Mensch, welcher, insofern er Thier ist, ebenfalls die Leidenschaften der Liebe, des Zorns, der Sehnsucht, der Rache, der Furcht hat, drückt diese ihn beherrschenden Gefühle, gleich dem Thiere, noch mehr durch den Klang und die Abwechselung der Stimme, als durch das Wort aus. Je gefühlvoller ein Mensch ist, desto abwechselnder wird die Stimme seiner Rede sein, so wie der, welcher von keinen starken Gemüthsbewegungen ergriffen ist, seine Worte eintöniger und ruhiger dahinfließen läßt. Nicht die Gedanken, sondern die Gefühle sind es, welche das Steigen und Fallen des Tones und den Gesang in unsere Sprache bringen.

Der Geist, dieses Erhabenste und Göttlichste im Menschen, dies „Er-Selbst“, welches alles Andere in ihm beherrscht und zu vergöttlichen weiß, hat auch den Ausdruck, oder gleichsam die Rede der Gefühle, zu einer wunderbaren Höhe veredelt, deren kein Thier und der gesangreichste Vogel nicht fähig ist. Er brachte Kunst und Zusammenhang in die Sprache des Gefühls, und so entstand die Musik. Was dem Geiste das belehrende und überzeugende Wort ist, worin sich der erleuchtende Funken des Gedankens hüllt, um in andere Geister überzugehen, das ist für die Seelen das melodische

und harmonische Hinströmen von Klängen, in welchen sich die Empfindungen des Gemüthes aussprechen.

Daher finden wir die ersten Anfänge und das Gefallen der Tonkunst bei den wildesten Völkern. Je mehr sich ihr Geist und durch ihn die Seele, dies Vermögen der Triebe und Gefühle, vervollkommnet und bereichert, je anmuthiger und kräftiger wird bei ihnen die Musik. Alles, was uns gewaltig und tief bewegt, oder was der Macht des denkenden und forschenden Geistes zu erhaben ist, wirkt auf das Gefühl zurück, erregt ein Aufwallen der Leidenschaften, oder Erstaunen, Ehrfurcht, Bewunderung. Ist es ein Wunder, wenn wir die Tonkunst fast überall als eine Dienerin der Religion in der feierlichen Gottesverehrung der Völker erblicken? Wessen Geist kann die Erhabenheit des höchsten Wesens denken, ohne zu erbeben und ohnmächtig in sein Nichts zurückzusinken? Nur Anbetung und Ehrfurcht reden dann noch in uns. Wer kann mit seinem Verstande die Güte des himmlischen Vaters, seine zärtliche Sorgfalt für zahllose Miriaden erschaffener Wesen ermessen? Der verstummende Geist spricht sie nicht in Worten aus, und versinkt in einen Strom von Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe. Und wenn sein Blick die Natur erschüttert, daß Wasserfluthen und Flammengüsse aus den Donnerwolken hervorbrechen, die Grundfesten der Erde wanken, Berge einstürzen und Stürme die Wälder zerschmettern; oder wenn seine Hand finstere Verhängnisse über das verzagende Menschengeschlecht herbeiführt: wer nennt das Wort, welches die Allgewalt des Allmächtigen erschöpfend lehrt? Der bange Geist erzittert, und geht in den Empfindungen stillen Grauens unter.

Die Hoheit des Unendlichen, welche die Vernunft nicht fassen und begreifen kann, stürzt den Geist in Schweigen, und läßt ihn nur noch in Gefühlen beten. Darum ist die Musik, diese Sprache der Gefühle, mit Recht dem Gottesdienst geweiht, und eine heilige Zunge der Andacht geworden.

Darum ist es nicht gleichgültig, ob unsere Gesänge bei öffentlichen Gottesverehrungen, ob die Töne, welche unsere frommen Empfindungen erwecken, leiten, erheben, verschönern sollen, besser oder schlechter gebildet und zusammengeordnet sind. Der hohen Glocken Klänge und Orgeltöne Majestät erfüllt auch die Brust des rohen Menschen mit wunderbarer Ehrfurcht, und versetzt den Leichtsinnigsten in eine feierliche Stimmung. Was die Beredsamkeit des weisesten Kanzelredners nicht vermag, bewirkt oft ein heiliges Lied durch die Zaubergewalt der Töne. Es bricht das harte Herz, es erglüht das kalte Gemüth; es erwacht und steigt der tiefgesunkene Geist auf den Fittigen neubelebter Gefühle zum Throne des Ewigen; der vormals freche Blick verdunkelt sich in Thränen der Rührung, und der Seufzer zittert aus der beengten Brust als Gebet zum Himmel empor. Was zur Verschönerung der Gottestempel, was zur Feierlichmachung der Verehrung des höchsten Wesens, was zur Aufregung frommer Empfindungen und erhabener Gesinnungen beitragen kann, ist Pflicht, zu befördern. Denn alles Aeußere wirkt auf das menschliche Gemüth mit unwiderstehlicher Macht. — Es ist eine allerdings tadelnswürdige Vernachlässigung des Volks, und ein Abbruch, welcher der Religiosität geschieht, größer als man glaubt, wenn man Kirchen armselig, baufällig, unreinlich läßt, die zu feierlicher Versammlung christlicher Gemeinden bestimmt sind; wenn

man, weit entfernt an Veredelung des kirchlichen Gesanges zu denken, denselben verwahrloset, daß er in ein unharmonisches, Ohr zerreißendes Geschrei entartet, welches, statt das Gemüth zu erhöhen, nur Empfindungen des Widerwillens oder Reiz zum Gespött und Lächeln erregt. Der erste große Eindruck ist verloren; die Andacht ist verscheucht; umsonst wird nachher die Beredsamkeit und der Eifer der Seelsorger und Prediger sein, das Vertilgte wieder hervorzubringen.

Mit wie heiliger Begeisterung beteten Moses, Assaph, David! Aber ihr Gebet war Gesang, Erguß der schönsten Empfindungen in rührenden Tönen. Die Harfenklänge Davids wurden seinem Geiste unsichtbare Himmelsleitern. Seine Gefühle hauchte er beseelend in die ganze Natur, so wie die Natur wieder in ihren Stimmen allgewaltig zu seinem bewegten Herzen sprach. O Gott! Deine Herrlichkeit in Worten auszusprechen, und mit Gedanken zu umfassen, wie vermag dies mein schwacher Geist! Darum gabst Du ihm die Sprache des Gefühls, die wahre Begeisterung der ehrfurchtvollen Anbetung, den tiefen Schrei der Natur, welcher zu Dir emporsteigt. In diesem Schrei des Frohlockens und des Schmerzes vereinigen sich die Stimmen aller Deiner Geschöpfe. Sie jauchzen ihr Entzücken, ihre Wonne Dir zu, sie stöhnen ihre Klage Dir zu. Denn Du nur gibst die Freude, Du nur kannst vom Schmerz befreien. Darum klingt die ganze Schöpfung in Deiner Verherrlichung zusammen.

O lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische und alle Tiefen, Feuer, Hagel, Schnee, Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten; Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden und

alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch. Sein Lob gehet so weit Himmel und Erde ist.

4.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Erste Betrachtung.

Jesaias 6, 3.

Bis zu des Erdballs Achsen freu'n
Sich Wesen aller Art in Dir!
In heißen, sand'gen Wüstenei'n;
In unsern blüh'nden Fluren hier;
Im Eis des Nordens!

Viel Stufen wandeln sie zum Ziel
Nach größerer Verherrlichung;
Du wirkst, durch Schmerz und Freudenspiel,
Die höhere Entwickelung
Der Kräfte Aller!

Wer tritt wohl hinaus in den hohen, prachtvollen Tempel der Natur, wo die Erde, umstrahlt von Morgen- und Abendröthen, zum Altar wird, von welchem Opferdüfte gen Himmel wallen — wer tritt wohl hinaus, ohne nicht gern den Staub der Sorgen abzuschütteln, sich im Anblick der allgemeinen Herrlichkeit zu erquicken und Sehnsucht zu empfinden nach Anbetung? — Die wehenden Halme des Grases, die goldenen Saaten, die schwellenden Früchte, die früh und spät predigen: Gott ist die Liebe! — der stille Wechsel der Tage und

Nächte, der Sonne und des Mondes; der Wandel der Jahreszeiten; das ewig gleiche Weltgesetz in der mannigfaltigen Unendlichkeit, verkünden die Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes. — Der Duft, welcher dem Opferkelch der Blumen entsteigt; das erfrischende Wehen der Lüfte, wie der zermalmende Sturm; das Sumsen der fleißigen Biene vor unserm Ohr, wie der Donner, der die Gebirge zittern macht; der Farbenschmuck des flatternden Schmetterlings, wie das Strahlenthor des Regenbogens, — Alles spricht: Wir zeugen von dem allmächtigen Gott. Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll! (Jes. 6, 5.)

Alle Lande! — Nicht unsere Gegenden allein sind die beglückten. Größere Fülle des Reichthums, wunderbarere Fruchtbarkeit der Erde, mannigfaltigere Gestalten der Thiere und Pflanzen werden noch in andern Landschaften des Erdbodens erblickt. Sie alle prangen mit eigenthümlicher Seltenheit und merkwürdigen Dingen, die den übrigen fehlen. Jede von ihnen hat ihre eigenen Reize und Vortheile — allen war der Schöpfer hold. Schon kennen wir zwar im Allgemeinen den größten Theil der Länder des Erdbodens; vielmals schon ward der Erdball von kühnen Seefahrern umschifft; denn er ist rings mit Meer umgeben, worin sich die Welttheile, oder das sogenannte feste Land, wie große Inseln erheben: dennoch ist bis auf den heutigen Tag das Innere weitläufiger Landstriche und ganzer Welttheile noch unbesucht und unbekannt geblieben. Welche wunderbare Pflanzen und Thiere mögen dort noch leben, von deren Gestalten, Beschaffenheiten und Kräften wir keine Vorstellung haben; welche Völker mit ihren Städten, Dörfern

Sitten und Gebräuchen, die uns ganz fremd sind und erst von unsern Enkeln erblickt werden mögen! Und wissen wir auch nichts von ihnen, doch sind sie Kinder Gottes; der ewige Vater weiß von ihnen, liebt sie, sorgt für sie!

Wäre es einem Sterblichen vergönnt, von himmlischen Höhen herab mit einem einzigen Blick die gesammte Erdkugel in ihrem ungeheuern Umfang von fünf- bis sechstausend Meilen zu überschauen; zu sehen, wie sie sich in ewig gleichen Entfernungen von der Sonne, neunzehn bis zwanzig Millionen Meilen weit von ihr, durch die unendliche Leere des Himmels dahinwälzt, leichter als eine Feder, die in den Lüften schwimmt, rollend, fliegend mit furchtbarer Geschwindigkeit, in jeder Minute zweihundert und vierzig Meilen forteilend, und so Jahr um Jahr ihre uralte, stille Bahn um die flammende Sonne vollendet; könnte er überschauen mit einem einzigen Blick die Formen der himmelhohen Gebirge, die brausenden, spielenden Meere, die grünenden Länder der Menschen, deren Haushalten und Leben, — — ach, würde unser Herz die gewaltigen Gefühle ertragen können, welche dieser erschütternde Anblick hervorrufen müßte — dies Schauspiel, vor welchem selbst Engel in Entzücken und Erstaunen untergehen müssen! — — Nur der schwache Gedanke daran macht unsere Einbildungskraft beben, und unsere Seele stimmt ehrfurchtsvoll ein in das „heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll!“

Wie ein weiches, grünes Kleid, hin und wieder von den goldenen Flecken heißer Sandwüsten gebrochen, umhüllen den Erdball die unzählbaren Pflanzen. Nur an seinen Außenenden, welche gleichsam die Achsen sind, um die er sich dreht, glänzt das Silber ewigen Schnee's

und Eises. Hier starren Meer und Land vom unaufhörlichen Winter. Zu diesen Enden der Welt gelangte noch der Fuß keines Sterblichen, verirrte sich noch der Flug keines Vogels. Hier ist kein Leben, kein Laut. Nur einstürzende Eisberge unterbrechen zuweilen das weite Schweigen des Todes, welches hier immerdar herrscht. Von hier aus geht nichts hinüber zu der bewohnten Welt, als von Zeit zu Zeit eine todte, funkelnde Eisinsel, die aus den Trümmern der gefrornen Decke entstand, welche hier das Weltmeer schließt.

Wo die ewige Schneewüste endet, welche die Asche des Erdballs verbirgt, beginnt, gegen die bewohnte Welt zu, das erste schwache Leben. Moose und Flechten kleben an nackten Felsen, um wenigen Gewürmen kärgliche Nahrung zu geben. Die noch oft gefrornen Wellen des Meeres sind süß und beherbergen kaum einzelne Fische. Der Mensch hat noch keinen Raum zur Wohnung; selbst das wilde Thier flieht die nahrungslose Einöde.

Erst da, wo die Sonnenstrahlen fähig werden, den Erdboden, wenn auch nur auf einige Wochen im Jahr, aufzuthauen, regt sich der Athem der halberstarrten Natur. Kleines Weidengesträuch, das am Boden kriecht, zwerghaftes Birkengesträuch grünt her und hin, wenn die Sonne den alten Schnee abschmilzt von den kalten Küsten. Der Mensch hauset erst, wo er einige höhere Gesträuche oder Bäume findet, oder wo das Meer zuweilen einiges Holz aus den entfernten Inseln und Ländern mit seinen Wellen an die einsamen Ufer wirft. Da baut er seine Wohnung dürftig in die Erde hinein, um unter dem Schnee ihre natürliche Wärme zu genießen. Das Land hat für ihn keinen Garten, kein Ackerfeld; es ist nur kurze Zeit vom Frost entbunden. Bären, deren Fell

weiß ist, wie der Schnee, den sie Nahrung suchend durchirren; Marder, Zobel und anderes Wild geben ihm kümmerliche Speise durch ihr Fleisch und Bekleidung mit ihren erwärmenden Fellen. Reichlicher nährt ihn das Meer. Er durchrudert es verwegen mit leichten Schiffen, die er aus Mangel an Holz von den Häuten großer Fische zusammennähet, und mit den Gräten derselben ausspannt. In diesen kalten, selten besuchten Gewässern des Ozeans ist die Heimath des Wallfisches, der ungeheuern Schaaren der Häringe und anderer Meerbewohner, die nur selten in wärmere Gegenden hinstreifen. Ihr Fleisch ist des Menschen köstlichste Nahrung, die er getrocknet für den zehn Monate langen Winter und für die große Nacht aufbewahrt. Denn in diesen traurigen Gebieten, unfern den Achsen des Erdballs, ist fast eine Hälfte des Jahres in ununterbrochener Nacht. Doch wird sie wunderbar durch den Glanz des Mondes oder der Gestirne und des blendenden Schnee's erhellt, oder auch von Zeit zu Zeit durch den rothen Schimmer der Nordlichter, die von den Gegenden der Erdachse her wie brennende veränderliche Wolken über den ganzen Himmel ausströmen. Niemand kennt den Ursprung dieser Lichtfluthen. Aber gütig sorgte der Allmächtige durch sie für die Erleuchtung halbjähriger Dunkelheit, welcher endlich ein halbjähriger Tag folgt. Wenn dieser anbricht, o mit welchem Entzücken begrüßt der frohe Bewohner der Eisküsten die Sonne! Aber sie steigt nicht empor, wie bei uns, um in baldigem Wechsel Morgen, Mittag und Abend zu verleihen, sondern streift viele Tage, nur zum Theil sichtbar, rings umher am äußersten Saum der Erde, hebt sich dann in schraubenförmiger Bahn zum Himmel, und hat sie ihre Höhe erreicht, sinkt sie in

gleichen Windungen langsam wieder unter. Aber ihre Kraft ist schwach, weil ihre Strahlen fast immer nur flach über die Erde hinstreifen, wie bei uns in der Frühe des Morgens in den kürzesten Wintertagen.

Da, wo endlich schon Tage und Nächte in kürzeren Zeiträumen zu wechseln anfangen, und das wohlthätige Tagesgestirn erwärmender im Zeitraum von vier bis fünf Monaten Frühling, Sommer und Herbst zusammendrängt, arbeitet das Leben der Natur schon mit größerer Macht. Es erheben sich hohe, finstere Wälder von Tannen, angefüllt mit wilden Thieren, deren Pelze begierig der Mensch sucht, um durch Tausch für dieselben allerlei Erzeugnisse milderer Weltgegenden einzuhandeln. Dennoch ist sein Winter zu lang, sein Sommer zu flüchtig, als daß ihm Obstbäume in den rauhen Lüften blühen sollten und goldene Saaten. Die Kargheit der Natur macht die Völker hart, wild und kriegerisch. Sie streifen zu Roß umher durch die weiten, öden Steppen und Grasfelder, Raub zu suchen und Jagd. Erst wo die Natur milder wird; wo sie an Thieren und Pflanzen mannigfaltigere Art erzeugt; wo neben den schwarzen Tannen endlich auch das helle Laub der Buchen und der majestätischen Eichen leuchtet; wo nicht nur der traurige Eisvogel krächzt, sondern auch Singvögel aller Gattung, buntgefiedert, die Gebüsche mit ihren Melodien füllen; wo der Frühling sich mit Millionen Blumen kränzt, der Sommer die Saaten vergoldet, der Herbst den Apfel röthet und die Traube reift — erst da wird der Mensch milder.

Unter diesem gemäßigten Himmelsstrich ist gleichsam eine neue Welt. Die Allmacht Gottes enthüllt sich in mannigfaltigen Liebeswerken. Was die kältern und wär=

mern Weltgegenden hervorbringen, wird hier, wenn nicht immer durch die Natur, doch durch der Menschen Fleiß und Kunst, vereinigt. Hier bringt jede Spanne Bodens ihrem Bewohner wohlthätigen Zins. Hier weiden zahme Heerden sicher auf den Fluren der Dörfer, und die Städte ertönen vom Geräusche der Werkstätten. Auf den Strömen ziehen schwerbefrachtete Schiffe hin. Der Handel verknüpft die Nationen zu einer allgemeinen Familie, und gegenseitiges Bedürfniß söhnt endlich auch den Feindseligsten aus. Hier ist es, wo, von der Natur begünstigt, der menschliche Geist seine wunderbare Kraft am stärksten entwickelt; wo er, in Kunst und Wissenschaft erfinderisch, jenen Nationen Licht und Nutzen bringt, die in entgegengesetzten Weltgegenden entweder von übermäßiger Kälte erstarrt und träge, oder von übermäßiger Sonnenhitze erschlafft und minder aufgelegt zur thätigen Lebensart sind.

Je weiter hin nach jenen heißen Himmelsstrichen, je reizbarer wird die ganze Natur und der Mensch. In Ueberfluß bringt diesem der kaum bearbeitete Erdboden seine Nahrung; die köstlichsten Früchte reifen an den Bäumen, die finstern Tannenwälder verschwinden ganz, und werden vom freundlichen Grün des mannigfaltigsten Laubes verdrängt. Es scheint hier ein ewiger Frühling zu blühen; statt des Schnee's fallen nur Regenschauer. Neue Pflanzen, neue Thiere in Wäldern und Feldern, in Lüften und Wellen, beleben das All. Die wärmere Sonne theilt allen Wesen ihre höhere Gluth mit. Feuriger ist der Wein, kräftiger der Saft des Obstes. Der Mensch, im sinnlichen Wohlleben, scheint nur zum Vergnügen geboren. Seine Einbildungskraft ist brennender. Er liebt mehr das Schöne als das Nützliche; die Ruhe

mehr als die Anstrengung des Fleißes. Umgeben von einem selten bewölkten Himmel, von einer üppigen Pflanzenwelt, die in den lebhaftesten Farben strahlt, wird selbst seine Religion heller, freundlicher, zu Freudenfesten einladend, wie im Gegentheil der Glaube des Bewohners unfruchtbarer, kalter Erdstriche trüb und ernst, wie sein Wolkenhimmel, freudenlos, wie seine Schneegefilde, kriegerisch, wie seine Lebensart ist.

So bildet sich allgemach von den Traubenhügeln und Kornfeldern der gemäßigten Erdgegend, durch die Palmen- und Zitronenwälder, der Uebergang zu dem heißen Erdgürtel, wo die Strahlen der Sonne senkrecht und glühend zur Erde niederfahren, und abermals der ganzen Natur eine andere Gestalt geben. Hier wohnen die Pflanzen und Thiere, welche nur gewohnt sind, sich gleichsam in Feuerluft zu baden, und immerdar Fremdlinge für die kältern Himmelsstriche bleiben. Menschen und Thiere werden nackter, gefärbter. Die Einwohner der Länder braun, kupferfarben, dunkelschwarz, scheinen gewissermaßen anderer Natur, als wir, und eines andern Stammes. Die Gluth ihrer Leidenschaft, ihre fast unzähmbare Wildheit oder Grausamkeit, mahnt an das Entsetzliche der Thiere, mit welchen sie zu kämpfen haben, an jene Löwen, Tiger, Elephanten und Schlangen, welche die Einöden durchstreichen. Die Gewächse werden seltener auf dem gebrannten Erdgrund; viele ihrer Früchte haben das Feuer ihres Landes; von dorther stammen die brennenden Gewürze. Die Flammen der Sonne veröden viele Landstriche, und bringen dieselben Wirkungen hier ebenfalls zum Vorschein, welche man in den Ländern erblickt, die vom ewigen Frost erstarren. — Es dehnen sich unübersehbare, undurchdringliche Sandwüsten aus, wo alles

Leben ausstirbt, wo kein Halm grünen, kein Wurm kriechen mag. — Hier waltet das Schweigen des Todes, wie in den Eisfeldern nahe an der Erdachse. — Und wie in den kalten Regionen nur meistens unfruchtbare, immer grünende Tannen dem Froste trotzen: so hier immer grüne, stachliche, gummireiche Gesträuche und Bäume, fähig, in der Alles versengenden Sonnengluth auszudauern. Wie dort, hört hier die Mannigfaltigkeit der Thiere auf. Wie dort im erstarrenden Frost, wird hier durch ermattende Hitze der Mensch an Geist und Körper unthätiger, schwächer. — Wie dort in den Eismeeren sich hin und wieder eine wenig bewohnbare Insel erhebt, so erblickt man auch in den heißen, endlosen Wüsteneien von Zeit zu Zeit um einen seltenen Wasserquell grünende Rasen mit Gesträuchen wie ein kleines Eiland aus den unermeßlichen Sandflächen hervorleuchten, als Landungsplatz für die Kauffahrer, welche mit ihren duldsamen Kameelen und ihren Waaren daselbst auszuruhen sich freuen.

Und wunderbar, wie in der Einöde des ewigen Schnee's, unter flammenden Nordlichtern, ist Gottes Allmacht in den brennenden Sandwüsten, wo der Wind aus dem beweglichen Staube Berge zusammenführt, und in einer Nacht meilenweit verpflanzt; wo der Elephant sein Elfenbein ausstreut; der Riese unter den Vögeln, der Strauß, die Luft durchschneidet; das ungeheure Flußpferd nistet, die Riesenschlange lauert, und der tausendjährige Baum Baobab mit seinen ungeheuern Zweigen und heilsamen Blättern ein volkreiches Dorf beschattet, während das Innere seines Stammes selbst ein geräumiger Tempel der Andächtigen ist.

Herr, Herr, allmächtiger Gott des Himmels und der Erde! wie in den Gefilden meines irdischen Wohnplatzes, so bist Du in den stummen Wüsten des ewigen Winters, so in der glühenden Einöde ein Vater voller Milde und Erbarmen gegen alle Deine Geschöpfe, die Du in das Leben gerufen hast. Welch eine Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Schöpfungen auf diesem Erdball, und welche Weisheit und Fürsorge in Allem! Wie ist alles Land für die Kreatur so weislich eingerichtet, welche dasselbe bewohnt; wie jede Kreatur so prachtvoll gebaut und gestaltet für das Land, so Du ihr angewiesen! Könnte ich in die Abgründe des Weltmeers niedersteigen, oder in die tiefsten Klüfte der Erde, wo Deine unsichtbare Hand die Quellen der Gebirge, die Adern der Metalle, die Fruchtbarkeit der Felder, und die Entsetzen der Erdbeben bereitet; oder könnte ich mich hinaufschwingen zu den höchsten Lüften, wo sich die Blitze des Himmels, die fallenden Sterne, die Platzregen, Schneeflocken und Hagelschauer bilden — überall, Allmächtiger, würde ich Dich erblicken, unbegreiflich groß und unerforschlich wunderbar!

O wie wird mir, namenloser Unendlicher, Du, den unzählbare Welten anbeten! wie wird mir, wenn ich bedenke, daß ich durch Jesum Christum Dich meinen Vater nennen darf! Wie kann ich mein Glück, wie Deine Liebe und Hoheit aussprechen! Heilig bist Du, groß, gnädig und barmherzig! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll! — —

5.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Zweite Betrachtung.

Lukas 1, 37.

Was wir versteh'n, entdecken wir
In Schimmern von Empfindung;
Dir aber, Herr, war's sonnenhell
Schon vor der Welten Gründung.
Wir sammeln viel durch Unterricht,
Durch Ahnung viel zusammen:
Doch das für uns verborg'ne Licht
Strahlt, wie ein Meer voll Flammen,
Vor Deinem Angesicht.

Dich, den ich nie erforschen kann,
Nie schauen ohne Hülle,
Allmächtiger, Dich bet' ich an
In schauerlicher Stille.
O laß Du, den das Weltall preist,
Aus Deines Lichtes Meeren
Nur einen Tropfen meinem Geist,
Dich würdig zu verehren,
Dich, den das Weltall preist!

Oft und am liebsten suchte Jesus, so lange er unter den Kindern des Staubes wandelte, den Schauplatz der freien Natur. Da überließ er sich seinen Betrachtungen; da lehrte er, und wies hin auf die väterliche Fürsorge des Schöpfers, und entlehnte von den Umgebungen die sinnreichsten und erwecklichsten Bilder. Denn die Schöpfungen der Allmacht, alle diese Wunder der Erde und des Himmels, sind der schöne, geheimnißvolle Schleier, in

welchen sich die Gottheit verhüllt vor den Augen der Sterblichen. Aber sie verhüllt sich vor den Blicken des Sterblichen, nicht um ihnen verborgen zu bleiben, sondern sich ihnen nach Maßgabe ihrer Kraft und Schwäche zu offenbaren. Welcher Mensch könnte den unmittelbaren Anblick der Majestät Gottes ertragen? Das Auge, welches den unverhüllten Glanz der Sonne schauen will, erblindet im Uebermaße des gewaltigen Lichtes.

Darum führte Jesus Messias seine Jünger oftmals hinaus in das Heiligthum der Natur, und zeigte in die Unermeßlichkeit des Weltalls hinauf; auf die glänzenden Wohnungen im Hause seines und unsers Vaters; und wieder hinab auf die Lilien des Feldes, die da wachsen und nicht arbeiten, nicht spinnen, und doch mit einer Herrlichkeit bekleidet sind, daß auch Salomo nicht prangte wie eine derselben; und wieder auf die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen, die nicht ärnten, und dennoch von ihrem Schöpfer ernährt werden, der für Alle sorgt, also, daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen.

So will auch ich denn oft hinauseilen aus den engen Zimmern in die freie Natur, wo sich mein gebundener Geist wieder freier fühlt im göttlichen All: will mich da wieder erquicken nach des Lebens mannigfachen Mühen, mich zerstreuen von den quälenden, verfolgenden, eiteln Sorgen, und mich erheben und aufrichten von den erdrückenden Alltagsplagen der Welt. Ich folge den Fußstapfen meines göttlichen Meisters. Wo wäre denn ein Sterblicher, und könnte er reden mit Engelszungen, der von der Allmacht der Liebe so ergreifend reden könnte, als die Werke der Gottheit selber sprechen? Und was ist alle Weisheit der Schulen gegen eine einzige Ahnung,

die mir aus der Fülle der Schöpfungen, diesem Abglanz göttlicher Herrlichkeit, erleuchtend in die Seele dringt!

Ich fühle es so oft, mich ruft die Natur an ihre Brust. Ich bin ein anderer Mensch in den geschlossenen Zimmern, wo mich so viele kleinliche Umstände widerwärtig mahnen und mein Gemüth bedrängen und es von allem Großen abziehen. Ich bin ein anderer Mensch, wenn mich, umstrahlt vom himmlischen Morgenroth, das reine Entzücken der erwachenden Natur durchströmt; oder wenn ich im gesunden Schatten wehender Gebüsche, einsam oder an der Seite eines Freundes, in heitern Gesprächen mich erfreue; oder wenn liebliche Abendstille ihren Frieden in mein Gemüth legt; oder wenn die heilige Pracht einer gestirnten Nacht mich umschauert, und die Strahlen entfernter Welten auf mich herniederglänzen, wie Lichtblicke durch den Vorhang, der die Ewigkeit mit ihren Geheimnissen deckt.

Und immerdar und überall, es brause der Strom, es säusele das Laub, es schalle der Donner gebrochen in hundert Wiederhallen, es singe der Vogel aus den Zweigen sein fröhliches Lied, — immerdar und überall ist es die Allmacht der höchsten Liebe, die mir der Mund der Natur verkündet. Wie dies Wunderbare alles ward, so weise, so genau berechnet in der Bildung des zarten Mooses, wie in der Unermeßlichkeit des Ganzen; und wie sich dies Alles so und nicht anders fügte, so und nicht anders kommen darf — ach! wie gern möchte ich es ergründen! — Aber wer mag es erforschen? — Ich verstumme. Ich bete an. Es bleibt meinem Geiste nur der eine Gedanke: bei Gott ist kein Ding unmöglich! (Luk. 1, 37.)

Vorzüglich erstaunenswürdig erscheint mir oft der wunderbare Zusammenhang alles Erschaffenen. Nichts kann dastehen, nichts vorhanden sein, ohne Einwirkung der gesammten Schöpfung im Großen. Selbst die Blume, welche du an deinen Busen steckst, würde nicht in deinem engen Gartenbeete, nicht zwischen dem Grase des Feldes geblüht haben, ohne den Einklang der entferntesten Welten. — Wie wenige Menschen ahnen dies! In ihrer Vorstellung ist der Kreis aller Kräfte auf einen geringen Umfang beschränkt. Was auf Erden geschieht, glauben sie, sei auf Erden bewirkt. Jene zahllosen Weltkörper, sämmtlich weit größer als unser Erdball, die aber aus den Tiefen des Himmels nur als Gestirne schimmern, scheinen ihnen höchstens nur zu einer Verschönerung der Nacht da zu sein.

Nein, sie haben höhere Bestimmungen. Unsere Erde ist kein selbstständiger, besonderer Theil des Weltalls, sondern innig verknüpft mit dem Ganzen, und das Ganze mit uns. Das All der Gottesschöpfungen ist nur ein ungeheures Eins, und in und mit und auf und durch einander wirkend. Im ganzen Weltgebäude ist nichts Getrenntes; Alles ist ein und dasselbe Leben, Alles ein und dasselbe Wesen. Ja, Sterblicher, erinnere dich oft daran, das Kleinste wie das Größte, was du auf Erden findest, ist mit den entferntesten Weltkörpern verbunden und eins. Das Brod, welches du speisest, das Wasser, welches deinen Durst löscht, die Art deiner Bekleidung, deines Volks Gebräuche und Beschäftigungen, deines Landes Sprache, das kleinste Haar deines Hauptes, wie es erwachset und ergrauet — Alles ist, wie es ist, durch die Wechselwirkungen der Welten in den ungeheuersten Fernen nothwendig geworden. Siehest du den Stein

am Ufer des Meeres liegen? Wie kam er auf seinen Platz? Die Welle spülte ihn dahin. Wie stieg aber die Welle so hoch und mit solcher Kraft? Sie ward durch die eingetretene Fluth getrieben. Was bewirkt aber die Fluth des Meeres? Die anziehende Kraft des Mondes, der bei fünfzigtausend Meilen weit von uns entfernt schwebt. Wie er um die Erde wandelt und sie anzieht, hebt er das Wasser des unter ihm gelegenen Meeres, also, daß es von den entlegenen Ufern zurücktritt, und daselbst sogenannte Ebbe oder Trockne wird. Wandelt er weiter, so kehren die entfesselten, gehobenen Wogen in ihre vorige Lage heim; sie steigen wieder am Gestade aufwärts. Dies ist die sogenannte Fluth, welche binnen vierundzwanzig Stunden regelmäßig zweimal kommt und zweimal zurückweicht.

Die gesammte Verschiedenheit der Himmelsstriche, die daraus entspringende Mannigfaltigkeit der Gegenden, ihrer Bewohner und Erzeugnisse, daß das ewige Eis die Erdachse einpanzert, daß der Mensch in der Nähe derselben unter Schneedächern wohnt, in Thierfellen einherwandelt; die mildere Witterung unsers Vaterlandes, daß wir hier bald unter Blüthen und Früchten, bald in winterlichen Stürmen wandeln; die Sandwüsten der heißen Weltgegenden, daß dort nur die Palme gedeiht und das Gewürz reift, daß der Mensch daselbst in Gestalt und Farbe, Kleidung und Lebensart, religiöser Vorstellung, und in Denkarten und Neigungen von uns so verschieden sein muß, wie seine Pflanzen, seine Thierarten verschieden sind von den unserigen, oder wie wir nothwendig in Allem, so wie unsere Gewächse, unsere einheimischen Thierarten, verschieden sein müssen von denen, welche in den Eisländern leben — dies Alles

ist nur die Wirkung von der schiefen Stellung des Erdballs, in welcher derselbe sich, gleich andern Planeten, um die Sonne wälzt.

Die Sonne läßt ihre Strahlen nur auf diejenigen Länder senkrecht niederfallen und brennt da am heftigsten, wo dieselben ihr in gerader Richtung gegenüberstehen. Ueber andere Gegenden der Erde, nach beiden Außenenden hin, um welche sich der Erdball dreht, fallen die Strahlen schräger und flacher, daher sind sie milder. Weil aber, vermöge ihrer schiefen Richtung zur Sonne, die Erde so um dieselbe auf- und absteigend rollt, daß die Strahlen des Tagesgestirnes nicht beständig den gleichen schmalen Streif um die Erde senkrecht berühren, sondern daß die Sonne gleichsam auf einem Erdstrich von ungefähr siebenhundert Meilen Breite her- und hinwandelt, so entstehen daraus die Jahreszeiten. Nähert sich die Sonne mit ihrer senkrechten Strahlenrichtung dem uns näher liegenden Saum des heißen Erdgürtels: so empfangen wir mehr Wärme; Frühling und Sommer kommen. Wendet sie sich wieder ab zum entgegengesetzten Saum, so verschwindet die Wärme allmälig. Es kommt der Herbst; es gefrieren die Wasser; es wird Winter. Ohne diese Stellung des Erdballs in seinem regelmäßigen Umherschweben würde ein Theil der Erde rings um dieselbe, wo die Sonnenstrahlen also unaufhörlich senkrecht niederfielen, ganz versengen, verhärten, verglasen, vollkommen unbewohnbar bleiben müssen. Die Bewohner der angrenzenden Gegenden würden einen ewigen Frühling und Herbst genießen. Allein der bei weitem größte Theil der Erdenwelt, wohin sich die Sonnenstrahlen niemals näherten, würde tief unter ungeheuern Schnee- und Eislagern ewig vergraben werden,

wo jetzt die reizendsten Fluren grünen, die volkreichsten Dörfer, die prachtvollsten Städte und Tempel der Menschen glänzen.

Also aus der Stellung und wechselseitigen Einwirkung der Weltkörper im großen, göttlichen All entspringen die verschiedenen Naturen der Landschaften auf Erden; aber aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche, Witterungen, Thiere und Pflanzen der Weltgegenden entsteht auch eine unter einander verschiedene Ernährungsart und Beschäftigungsweise ihrer Bewohner. Der Mensch in den heißen Ländern hat zu seiner Erhaltung ganz andere Speisen nöthig, als der in den Eisgefilden; ganz andere Kleider, Wohnungen und Vorsichtsmittel gegen die Gefahren der Umstände. Daraus entwickelten sich ganz andere Arten des Berufs, ganz andere Gebräuche, Sitten und bürgerliche Verhältnisse; aus diesen wieder ganz andere Gesetze und Verfassungen, denn diese sind immer nothwendige Folgen von jenen.

Der Einfluß der äußern Umgebungen, der herrschenden Wärme und Kälte, der Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft, der Fruchtbarkeit und Wildheit des Bodens, der Nahrungsmittel und Getränke, ist für die Beschaffenheit des menschlichen Körpers von großer Bedeutung. Schon die Leibesfarbe der Menschen von den Eisländern bis zu den heißen Gegenden deutet darauf hin. Was den Regionen des ewigen Schnee's näher wohnt, ist weiß: so die Haut der Menschen; so das Fell der meisten wilden Thiere daselbst. Das gelbe Haupthaar der Menschen wird nur in kältern Erdstrichen häufiger gefunden. In den wärmern ist es schwarz; die Haut der Menschen brauner und immer dunkler, bis zur tiefsten Schwärze. Der Bewohner der Eisfelder, welcher vom

Fleisch und Thrane der Fische lebt, ist stumpf, träge, zu wenig großen Dingen aufgelegt. Der Mensch in rauhen Landschaften, welcher sich von Milch und Fleisch der vierfüßigen Thiere ernährt, ist thätig, unerschrocken, kriegerisch, freiheitliebend; das Volk in Weinländern allezeit reizbarer, fröhlicher, beweglicher; das in heißen Gegenden weichlich und heftig, grausam und schlaff, wollüstig und sklavisch.

Nothwendig nehmen die religiösen Vorstellungen der Nationen mehr oder weniger den Ton der herrschenden Denkarten und Neigungen an. So ist der Glaube der Menschen in kältern Weltgegenden ernster, kriegerischer, mehr Sache des Verstandes als der Empfindung; in den wärmern mehr Sache einer feurigen Einbildungskraft, üppiger, sinnlicher, fröhlicher. Die Religion des Menschen ist gewöhnlich, wie er selbst ist.

Aber die Mannigfaltigkeiten der natürlichen Eigenschaften von den Ländern sollten nach Gottes weisen Absichten eine engere Verbindung unter den Menschen bewirken, und daß Einer dem Andern diene mit seiner Gabe, die er empfangen hat. Wie sich ein einzelner Sterblicher nicht selber genug sein kann, sondern der Beihilfe Anderer zu seinem Wohlsein bedarf: also hat auch ein Volk des andern nöthig, wenn es einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen will. Gott liebt alle seine Erschaffenen als Vater; darum wollte er, daß wir uns gegenseitig um unsers eigenen Vortheils willen verbrüdern sollten. Darum verlieh er dem Einem, was dem Andern mangelt. — Die Menschen können nur durch gegenseitigen Beistand, durch wechselsweise Belehrung, ihre Verstandeskräfte ausbilden, ihre Kenntnisse bereichern, ihr Gemüth veredeln. So mußten sie sich erst in den

allergeringsten Dingen einander vorher unentbehrlich werden. Die Thiere leben außer der Begattungszeit von einander unabhängig. Die Aeltern vergessen selbst ihre Jungen. Jedes kann sich seine Nahrung leicht auffinden und seine geringen Bedürfnisse befriedigen. Aber das Thier ist auch ohne einen Geist, der höherer Vollkommenheit fähig und geweiht ist. Könnten die Menschen unbekümmert um einander auf Erden wandeln, wie die Thiere, so blieben sie Thiere. Es wäre kein Druck vorhanden, der sie zur Entwickelung ihrer erhabensten Kräfte nöthigte. So zweckt also auch hier das Gesetz der ewigen Weltordnung alles Irdische auf ein geistiges Ziel hin, auf das Göttliche in uns.

Mit Erstaunen werfe ich den Blick hier durch die endlosen Verkettungen, durch die unabsehbaren Reihen der Ursachen und Wirkungen hin! O, allmächtiger Gott, wie wunderbar rührt das Irdische an das Geistige; wie hast Du Alles in dem Gewebe des großen Naturganzen so weise verflochten! Erde und Himmel vermischen sich zu Deinem Willen, o Du, vor dem kein Ding unmöglich ist! — Welch ein mannigfaltiges ungeheures Getriebe, welch ein unendliches Wechseln hienieden — und das Alles nur hervorgerufen durch die Richtung der Erdbahn um die Sonne! — Jener leuchtende Weltkörper also aus seinen himmlischen Fernen wirkt so gewaltig auf die Natur, auf die Eigenschaften, auf das eigenthümliche Leben und Weben der Völker des Erdbodens! In den Strahlen des Lichts und der Wärme also, die aus jenem entfernten Stern auf uns fallen, liegt die erste Ursache der außerordentlichsten und gewöhnlichsten Erscheinungen hienieden! Und woher nimmt die Sonne ihre nie verarmende Lichthülle? Wie sich unsere

Erde, dürstend nach ihren Strahlen, jährlich um sie bewegt: so bewegt sich auch die Sonne wieder mit allen andern sie begleitenden Welten. Sie bewegt sich um einen andern Mittelpunkt, vielleicht um eine noch größere Sonne, die in unermeßlicher Ferne des ewigen Alls vor unsern Augen verborgen glänzt. Und diese — welches ist ihr Wandel und Wesen? — — Die Flügel meiner vermessenen Einbildungskraft sinken — ich verstumme in Gedanken Deiner Allmacht, o allmächtiger Gott! Du leitest die Sonnen und Monde und Sterne in der uferlosen Ewigkeit Deines Schöpfungsalls mit einer Kraft und Weisheit, die kein Seraph ausspricht, daß sie alle unter einander sich wechselhaft Licht und Leben zusenden, und daß selbst der Grashalm, welcher auf Erden blüht, in Berührung und Verbindung mit den entferntesten Welten lebt! Wer mag Deine Hoheit und Macht ergründen? Ich höre Deine Stimme aus dem Munde der Natur, wie sie sprach zu Hiob: Wo warest du, da ich die Erde gründete? Weißt du, Sterblicher, wer ihr das Maß gesetzt hat oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat! Oder worauf stehen ihre Füße versenket, oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt; da mich die Morgensterne mit einander lobeten, und jauchzten alle Kinder Gottes? Bist du in den Grund des Meeres gekommen und hast in den Fußstapfen der Tiefe gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore je aufgethan, oder hast du gesehen die Thore der Finsterniß? Kannst du die Bande der sieben Sterne binden, oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit, oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? oder kannst du

ihn meistern auf Erden? Kannst du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: Hier sind wir! Wer gibt die Weisheit in das Verborgene, wer gibt die Gedanken des Verstandes? (Hiob 38.)

Fallet nieder, o ihr Erschaffenen Gottes, vor dem Angesicht des Herrn, nnd betet an! Demüthigt euch vor dem Herrn der Heerschaaren, der Seraphim und Erzengel und Engel, und all ihr unsterblichen Geister, betet an. Der Herr ist Gott — er allein Gott! Der Allmächtige, Er!

6.

Das Gewitter.

Psalm 29.

Gottes Nähe, Gottes Nähe!
Quell der stillsten Wonne mir,
Wie wenn Dich mein Auge sähe,
Eilt die Seele hin zu Dir.
Dir, der Tag und Nächte sendet,
Freuden ausströmt, Unglück wendet,
Vater, der bei Tag und Nacht
Ueber Wurm und Engel wacht.

Dir, der in des Donners Stimmen,
In der Blitze Pracht erscheint,
Und erscheint, wo Sterne schwimmen,
Und wo Staub mit Staub sich eint;
Dessen Näh' ich im Gewühle
Meines Schicksals immer fühle:
Dir, mein Gott, will ich mich nah'n,
Ueberall Dich, Herr, umfah'n!

In doppelter Natur wandelt der Mensch auf Erden; — in irdischer, sinnlicher, fleischlicher Natur, und in himmlischer oder geistiger.

Das Fleischliche neigt sich herab zur Erde, von der es gekommen; das Geistige sehnt sich zum Himmel empor, von dem es stammt.

In der Todesstunde kehrt das Irdische an uns zum Staube, der Geist zum Ewigen zurück.

Der fleischliche, das heißt, der sinnlich gesinnte Mensch lebt nur im Sinnlichen, nur für das Irdische; er lebt nur für das, was der Vergänglichkeit und dem Tode

gehört. Der geistige Mensch aber lebt im Geist, das heißt, er handelt göttlich, oder nach Gottes Willen; er lebt für das wahre Leben und den Frieden. (Röm. 8, 6.)

Im Fleische leben heißt, nur überall das Irdische sehen; nur der Sinnlichkeit fröhnen, in andern Menschen nur auf irdischen Werth achten, nur ihren Reichthum, ihren Stand, die Häßlichkeit oder Schönheit ihrer Gestalt, ihre Geschicklichkeit ins Auge fassen. Der fleischlich gesinnte Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nur das Irdische, die todte Natur, das Vergängliche, was seine Augen, Ohren und übrigen Sinne erfreut.

Im Geiste leben heißt, überall nur das Göttliche wahrnehmen; nur mit dem Göttlichen umgehen; nur die Seelengröße und Seelenschönheit der Mitmenschen aufsuchen und lieben, mit ihnen sich nur als mit sittlichen Wesen einlassen, und in ihnen die höhere Natur achten. Der geistige Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nicht bloß das Angenehme, Nützliche, das Große und das Schöne; — nein, er findet in dem ewigen, wundervollen Spiel der Natur eine Selbst-offenbarung für den menschlichen Geist. Er empfindet überall die Gegenwart des Unendlichen, die Nähe Gottes. Er ist Geist, und steht nur vorzüglich mit dem Geistigen der Welt im Bund und Verkehr.

Ach, warum ist meine Sprache zu arm, meine Zunge zu schwach, die Erhabenheit und den Werth des geistigen Lebens zu schildern, welches, wie Jesus Christus, sein Nachfolger, der wahre Christ, führt! — Nur wer vom Geiste ist, versteht meine Worte. Der Irdische, dem nie andere Wollust lächelte, als Sinnenkitzel, der nie andere Schmerzen fühlte, als irdische, versteht mich

nicht, und spottet meiner. Für ihn ist nur ein buntes Reich der Körper, keine geistige Welt; für ihn ist nur zwischen Wiege und Sarg ein Traum, kein ewiges, zusammenhängendes Sein. Er empfindet, gleich dem Thiere, nur die Lust und den Schmerz, und nichts weiter; — er empfindet nicht überall und immer Gottes Nähe, und daß wir in dem Heiligen, Ewigen, Unsichtbaren leben, weben und sind.

Wenn aber ein mächtiges, fremdes Verhängniß über ihn ergeht, oder eine große Erscheinung aus der Schöpfung sein irres Gemüth ergreift, und er schaudernd vor der Erhabenheit solcher Ereignisse zusammensinkt, fühlt er nur die Lust oder den Schmerz derselben, nur höchstens ein flüchtiges, frohes Aufwallen seiner Empfindungen, oder ein knechtisches Zittern vor der Hand des Allmächtigen.

Du hast sie empfunden, die göttliche Nähe, oft und mannigfaltig empfunden — warum erlosch dein besseres Gefühl so bald wieder im Schlamme der Sinnlichkeit? — warum hieltest du den bessern Menschen, das geistige Leben in dir, nicht fest?

Wurdest du noch nie durch eine außerordentliche Begebenheit überrascht, die dich mit Entzücken erfüllte, und die stumme Thräne der Freude in dein Auge rief? — Gedenkest du noch der feierlichen Stimmung deines Gemüthes in jenen seltenen Lebensstunden, und wie du selbst ein höherer, verklärter Mensch zu sein schienst? — Erinnerst du dich noch, wie damals die Welt mit all ihrer irdischen Herrlichkeit in deinen Entzückungen unterging, und deine Seele von den Ahnungen der Ewigkeit und der göttlichen Macht selig zitterte? — Dies war einer der heiligern Augenblicke deines Lebens, dies

ein Sonnenblick in deinem geistigen Leben — da empfandest du die göttliche Nähe.

Hat dich, o Sterblicher, noch nie des Todes schwarzer Flügel stärker umrauscht? — Schwanktest du noch niemals in Todesgefahren an den Schwellen der Ewigkeit hoffnungslos? Wenn dann auf dem peinlichen Krankenlager, oder auf dem Schlachtfelde, oder in feindlicher Plünderung, oder von mörderischen Kugeln und Schwertern bedroht, du aufhörtest dir selbst zu sein, und du dich nur in der Hand der Allmacht fühltest — wenn du zwischen Sein und Nichtsein in dumpfer Betäubung hinrangst, und die Welt mit Allem, was sie hat, nichts ward, dein Blick aber auf das Jenseits sah — — wenn dann dich eine fremde Gewalt, eine höhere Macht plötzlich rettete, dich deinen Geliebten auf Erden noch einmal zurückgab, und du tiefern, frohern Athem nach der Gefahr einsogst — wie war dir? Mit welchen großen Empfindungen war deine Brust bewegt? Wie ganz anders erschien dir nun die Welt um dich her? — Da hast du den erhabenen Lenker deiner Schicksale geahnet; da hast du seine göttliche Nähe gefühlt. Wie, und warum sankst du in dein niedriges, bloß irdisches Treiben wieder zurück? — Warum erneutest du die Seligkeit des geistigen Lebens nicht öfter in dir?

Wenn im wunderbaren Glanze eines Frühlingsmorgens die weite Landschaft mit ihren strahlenden Blüthen, mit ihren Gebirgen und Wäldern um uns her schwimmt, wie ein himmlisches Traumbild; wenn in den goldenen Furchen des Stromes und in den Thautropfen der Halme der gebrochene Sonnenstrahl flammt, Nebelsäulen aus dem Thale wie Dankopfer vom Altar der Erde zum Himmel steigen, und der Wurm im duftenden Grase

zirpt, und die Lerche hoch zu den Wolken ihr Jubellied trägt — ergriff dich da nicht ein fremdes Gefühl, eine heilige Wollust, wie du nie in den Lustbarkeiten der Menschen, nie im Kreise ihrer Kunstwerke empfunden? — Dies war ein Strahl des geistigen Lebens in dein vom Irdischen befangenes Gemüth! — Du empfandest für einen Augenblick heller die göttliche Nähe.

Oder wenn du einsam in wolkenloser Winternacht den Blick neugierig über die schlafende Welt hinauswarfst, und sahst die athemlose Natur unter dem Leichentuch von Schnee, und Städte und Dörfer wie ausgestorben, — und der Menschen gedachtest, wie sie still schlummerten ohnweit der Gräber der früher Entschlafenen; — wenn dein Blick sich schaudernd von dem Bilde solcher entseelten Welt wegwandte zum Himmel, und du droben in den flammenden Kränzen und Reihen der Gestirne ein neues, stilles, wunderbar heiliges Leben erblicktest; wenn dir aus unermeßlichen Fernen des Weltalls die Miriaden Sonnen, jetzt nur zitternden Funken gleich, ihr freundliches Licht entgegengossen; wenn dich das Gefühl deiner Nichtigkeit und der Größe und Herrlichkeit des Weltgebäudes gewaltig erschütterte, und du unter diesen majestätischen Umgebungen versinkend nach dem Einzigen griffst, der da ist der Ewige und unveränderlich-Große: — damals, o Sterblicher, durchdrang dich göttliche Nähe und lebtest du einen Augenblick geistigen Lebens.

Von allen Einrichtungen der göttlichen Schöpfung aber ruft keine so oft und so machtvoll die Erinnerungen an den Allgewaltigen in das menschliche Gemüth, als das Ungewitter. Aber wie verschieden wird diese große wohlthätige Erscheinung von den Menschen auf-

genommen, empfunden und beurtheilt! Wie ganz verschiedene Wirkungen bringt sie in den Herzen hervor! — Der geistige Mensch sieht Gott, der sinnliche Mensch nur sich und seine kleine Habe in dem prachtvollen, scheinbaren Aufruhr der Natur. Der geistige Mensch fühlt sich froher in dem sichern Arm seines ewigen Vaters; der sinnliche Mensch zittert nur für seinen Leib, für sein Haus, für sein Vermögen, welches ein Hagel zu zerschmettern droht. Der geistige Mensch erkennt im Sturm des Gewitters, wie im Hauch einer Abendluft, welche um Blumen spielt, Gottes Nähe, Gottes Liebe; der fleischlich-gesinnte Mensch erschrickt und bebt knechtisch vor des Allmächtigen Donner. Der geistige Mensch fühlt nach dem Gewitter den Gottesfrieden, und seine Seele preiset die unendliche Güte; der sinnliche Mensch erneuert sein altes Leben, fährt in seinem sinnlichen Thun fort, und vergißt Gottes durch Jesum geoffenbarten Willen eben so bald, als er meint, daß die Gefahr vorübergegangen sei.

Ich will bei deiner Betrachtung verweilen, majestätisches Schauspiel in der Schöpfung, furchtbar prächtiges Gewitter, welches wie ein Zeuge Gottes über den verstummenden Erdball wandert, und ihn erquickt, und Menschen und Thiere mit gesünderen Lüften nährt.

Siehe, die Pflanzen haben schmachtend ihr welkes Haupt gesenkt; die Thiere lechzen im heißen Sonnenstrahl; die Erde spaltet sich und dürstet nach Regen, um die Wurzeln der Kräuter und Blumen und Bäume zu tränken. Die Thiere schleichen ermattet, und der Mensch geht erschlafft umher durch die glühende Luft.

Gott winkt, einzelne Wolken sammeln sich am Himmel. Sie wachsen und schwellen; Niemand sieht, woher sie ihre

Größe nehmen. Gleich schwimmenden Gebirgen lagern sie sich am Himmel hin, und in ihrem Schooße bereitet eine unsichtbare Gewalt den Segen des Erdballs. Jene ungeheuern Lasten und Ströme befruchtenden Regens, fähig Ströme emporzuschwellen, die festesten Dämme zu sprengen und ganze Thäler zu überschwemmen, schwimmen leicht und festgebannt in den Gewölken des Himmels, wie eine Feder auf der Luft schwimmt. Unerforschliches Wunder Gottes! Ein Ozean schwebt über meinem Haupt ohne alle Schwere, und die Luft, welche sonst keinen Tropfen Wassers aufhalten kann, trägt ein ganzes Meer!

Immer finsterer wird der Himmel. In feierlicher Ruhe wartet der Erdball. Die Thiere des Waldes verbergen sich schüchtern in ihren Höhlen. Einzelne Vögel schwärmen weißglänzend unter den dunkeln Gewölken; sie sehnen sich der allgemeinen nahen Erquickung entgegen, die Gott sendet.

Ein leichter Wirbelwind zieht über die Straßen und Hütten der Menschen hinweg, und führt Säulen aufsteigenden Staubes vorüber. Er ist der Bote des kommenden Gewitters. Schon rauscht das Laub der Bäume von einzeln fallenden Tropfen des Regens; schon rauscht ein dumpfer Wiederhall des fernen Donners um unser Ohr. Ein Sturmwind erschüttert den Wald; ein dunkler Regen strömt über die Landschaft; ein Feuerstrom zerreißt die Wolken, und der Donner bezeugt Gottes Herrlichkeit und ewige Macht. — Dem Christen pocht das freudige Herz, und seine Zunge stammelt in dem furchtbar-schönen Naturgesang des Donners und der Stürme: „O wie groß, wie groß ist Gott!“ — Der bleiche Sünder bebt und fragt: „Ist die Stunde meines Gerichtes vorhanden?“ — Der Gottesläugner sieht unter sich die zitternde

Erde, über sich die Wolken, die wunderbar in ihrem Schooße Feuerflammen und Wasserströme nähren können, und spricht zwischen den fallenden Blitzen: „Ja, es ist ein Gott!“

Der wahre Christ ist im Gewitter und während des Kampfes aller Elemente in seiner Gemüthsruhe unverändert. Er lebt in Gottesverehrung. Er kennt die Güte und Weisheit seines himmlischen Vaters; er preiset sie nur lauter. Er ist voll innigen Vertrauens auf die himmlische, Alles leitende Vorsehung. Er zittert nicht für sein Leben; dies und alles Andere ist ja in Gottes Hand. Um uns zu tödten, bedarf es wahrlich nicht eines Aufruhrs der ganzen Natur. Ein Tropfen Bluts, der in unsern Adern stockt, eine kleine zarte Fiber, die in unserm Körperbau zerreißt, ist hinlänglich, uns zu den Todten zu führen.

Die Furcht des Menschen bei Gewittern ist mehr oder weniger eine Folge seiner Kleinmüthigkeit, seines schwachen Glaubens an die göttliche Vorsehung, seiner unchristlichen Vorstellungen, die er sich von Gott selbst und den göttlichen Absichten in der Schöpfung macht.

Zwar kann auf die empfindsamen Nerven mancher Menschen die Gewitterluft solchen Einfluß haben, daß daraus eine unwillkürliche Bangigkeit in ihnen entsteht. Allein dies unangenehme körperliche Gefühl kann durch festen Willen, durch deutliche Vorstellung von der Gefahrlosigkeit der Gewitter, überwunden werden; durch die Ueberzeugung und Erfahrung, daß von vielen tausend fallenden Blitzen kaum einer zum Nachtheil des Menschen niederfährt; daß die Gefahr des Blitzes eben so gut durch Sicherheitsmaßregeln verhütet wird, als man sich vor Feuers- und Wassersnoth oder andern Gefahren durch

Klugheit und Gebrauch des dazu von Gott gegebenen Verstandes verwahren kann; daß ein Metallstab, der vom Gipfel unserer Wohnung bis zur Erde niedergeht, den stärksten Blitz gleichsam eintrinkt und unschädlich für das Haus macht, welches uns beherbergt. Zur Selbstberuhigung solcher Menschen beim herrlichen Schauspiel des Gewitters ist es allerdings Pflicht, daß sie jene Sicherheitsmaßregeln anwenden, und Gebrauch von der Kraft machen, die Gott dem Metall ertheilte, uns vor der zerstörenden Gewalt des Blitzes zu bewahren. Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft des Wassers, um die Flammen zu löschen, daß sie nicht unser Haus verzehren? Machen wir nicht Gebrauch von der Kunst des Schwimmens, um unser Leben zu retten, wenn wir in die Wellen stürzten? Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft wohlthätiger Kräuter gegen Krankheiten, die uns zu tödten drohen? — Gott, Du gabst mir Einsicht und Verstand, daß ich zu meiner Erhaltung Deine Geschenke gebrauchen sollte; frevelvolle Thorheit ist es, Deine Gaben, Deine Geschenke zu verschmähen, keinen Gebrauch von meinem Verstande zu machen, sondern Dich gleichsam zu versuchen, indem ich für meine Erhaltung beständige Wunderthaten von Dir fordern und erwarten sollte!

Ueberhaupt ist leider niemals unchristlicher Aberglaube lebhafter als bei Gewittern; niemals zeigen die Sterblichen unwürdigere Vorstellungen von Gott, als wenn er sich am erhabensten, am wohlthätigsten durch die Erscheinungen in seiner Schöpfung beweiset. — O wie tief liegt noch ein großer Theil des menschlichen Geschlechts unter seiner eigenen Würde!

Da gehen sie hin, die Beklagenswürdigen, prangen mit dem Christennamen, den sie alltäglich mit Sünden

entweihen. Sie leben, als wäre kein Gott, gleich Thieren in dumpfer Vernunftlosigkeit. Sie prahlen mit Religion, mit Jesu Erlösertod: aber in ihnen ist keine Religion, kein Nachfolgen Jesu. Ihre Tage sind mit Haß, Betrug, Wollust, Ehebruch, Ehrgeiz, Verleumdung und andern schändlichen Neigungen befleckt. Aber in der Gewitterstunde eilen sie zu ängstlichem Beten und Singen; in der Gewitterstunde thun sie Buße und Gelübde, um nach ihrer beschränkten Vorstellung Gottes Zorn von sich abzuwenden. — Da tönt von den Thürmen das Zeichen mit den Glocken, um Gott im Gebet anzurufen, den Sturm zu beschwören, daß er die Hagelwolke von den Feldern entferne.

Gott, der Allerheiligste, wird von keinen menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften entehrt; Zorn aber ist Schwachheit, ist Sünde. Gott, der die ewige Liebe ist, zürnt nicht; er sündigt nicht. Selbst die heilige Schrift bedient sich dieses Ausdrucks nur selten, und nur um menschlicher Weise zu reden zu Menschen, der Schwachheit ihres Fleisches willen. (Röm. 6, 19.)

Euer Gebet bei unheiligem Lebenswandel, eure Buße bei schlechten Thaten, eure Religion bei Nichtbefolgung der Lehren Jesu, sind vor Gott nicht angenehm. Euer von Furcht erpreßtes Gebet und Singen versöhnt euch nicht mit dem Himmel. Ihr seid, wie die Schrift sagt: ein tönend Erz, eine klingende Schelle. Nicht das leere Getöse eurer Glocken und eurer Zungen, sondern euer Herz fordert Gott; und ihr gebt ihm euer Herz nur durch Werke der Liebe, der Güte und Eintracht, durch edle, rechtschaffene Thaten gegen die Mitmenschen.

Und wenn ihr Gott liebet, so wird keine Furcht, sondern heiliges Vertrauen in euch wohnen. Wenn ihr Theil

habet an Jesu: so habet ihr nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch fürchten müßtet, sondern ihr habet einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! (Röm. 8, 15.)

Gott zürnet nicht; aber ihr selbst seid euer Zorn; ihr selbst seid euer Verdammer durch Unheiligkeit im Lebenswandel. Ihr fliehet ihn durch euer sündenvolles Thun, durch eure bösen Begierden. Die Liebe ist nicht in euch, darum seid ihr nicht in Gott.

Dies ist der Unterschied zwischen dem geistigen und dem fleischlich=gesinnten Menschen. — Das Gewitter zieht vorüber; der irdisch=gesinnte, irreligiöse Mensch vergißt der ausgestandenen Angst, vergißt seiner Gebete, seiner Gelübde, geht hin, und kann wieder hassen, verfolgen, verleumden, betrügen, verführen, sich dem Trunk ergeben und dem Spiel und jeder lasterhaften Begierde. — Der geistige Mensch, der ächte Christ bleibt liebend Gott getreu. Er sah in den Stürmen des Gewitters Gottes Majestät, wie er sie in dem wundervollen Bau jeder Blume erkennt, welche die Erde trägt. Wer in Gott lebt und handelt, bewahrt ein freudiges Gemüth, und würde die Welt vergehen, oder ein Erdbeben ihn und Tausende begraben.

Abba, lieber Vater! mit kindlich liebendem Geist blicke ich empor zu Dir. Ich will Dich nicht verlassen; Du verlässest mich nicht! — Der Donner rollt, seine Stimme verkündet Deine Herrlichkeit, und in den Strahlen des Blitzes leuchtet Deine Pracht. Dich preisen die Sturmwinde, Dich preiset der erquickende Regenstrom, der von den Höhen des Himmels rauscht. Offenbart in meinem Gemüthe durch Jesum, sehe ich Dich in den Wundern der Schöpfung in neuer Offenbarung wieder.

Ueberall finde ich Dich. In Allem will ich Dich lieben. Denn Alles, was geschieht, ist zu meinem Wohlergehen. Alles predigt mir Deine unendliche Liebe — ach, so predige auch mein Thun und Lassen, mein Empfinden und Denken Dich, nur Dich, und meine Liebe zu Dir. Amen.

7.

Der Wurm und die Allmacht.

1. Joh. 3, 1.

O Du, vor dessen Angesicht
Zehntausend Sonnen prangen,
Und Würmchen froh — man zählt sie nicht! —
Im Wassertropfen hangen:
Herr, Herr, im All der Welten groß,
Und groß im allerkleinsten Moos —
Anbetung Dir und Ehre!

Du starke Hand, die Alles hält,
Die Erd' und ihre Meere,
Den Ufersand, den Niemand zählt,
Und alle Sternenheere;
O Quell des Lebens, Quell des Lichts,
Du bist, und ohne Dich ist nichts!
Gepriesen sei Dein Name!

O Allmacht, — außer mir zu seh'n,
Und in mir zu empfinden,
In allen Tiefen, allen Höh'n
Zu suchen, leicht zu finden;
O Allmacht, die mich schuf und trägt,
Die mich belebt, die mich bewegt:
Du bist die ew'ge Liebe!

So oft ich, von allerlei Sorgen beengt und bedrängt, hinaustrete, einsam, in die stillen freundlichen Blumen-

felder des Sommers, durch den Segen der Aecker und Wiesen, in den erfrischenden Schatten des Waldes — und die Stimmen der Natur zu meiner Seele sprechen — wird es Alles anders in mir! Ich gedenke Gottes, ich sehe die Zeichen seiner Größe und Gnade, und wie Moses, da er vor seinem Tode die Kinder Israels segnete, möchte ich der ganzen Welt sagen: Der Herr, wie hat er die Menschen so lieb! Alle seine Heiligen sind in seiner Hand! (5. Mos. 33, 3.) Und im Licht der freundlichen Sonne, wie es die ganze Landschaft überströmt, vergeht wie ein Nebel mein Kummer und Verdruß; die Ruhe der großen Natur durchdringt mich und wird zur Ruhe meines Herzens. In der feierlichen Heiterkeit meines Gemüthes finde ich nur noch einen einzigen kleinen Unwillen, den Unwillen über mich selbst, daß ich mir so wenig gleich bleibe, daß ich mich von Unerheblichkeiten des häuslichen Lebens um den innern Frieden bringen lasse; daß ich mich vor Dingen fürchte, die noch nicht da sind, während doch der Herr da ist, und mir beständig nahe ist, der auch das geringste von seinen Geschöpfen mit Liebe pflegt und bewacht.

Keines Menschen Wort ist mir so belehrend, als das Wort der göttlichen Schöpfungen an mein Gemüth; keines Menschen Trost ist mir so beruhigend, als der Trost, welchen die Natur in meine Seele gießt. Wenn ich hinaufblicke in die unendlichen Räume des Himmels über mir, und hinab in das unendliche Leben zahlloser Geschöpfe um mich her, wo Käfer, Mücken und Vögel durch die Lüfte schwirren, kleine Fische in den Wellen der Bäche spielen, und bald auf jedem Grashalm sich ein sichtbares Geschöpf regt, und ich dann bei mir denke: Der Herr dieses Lebens ist dein Vater! — o dann em-

pfinde ich ganz die Süßigkeit dessen, was Johannes einst sprach: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen! (1. Joh. 3, 1.)

Wir haben von der Größe und Menge des durch Gott im Weltall verbreiteten Lebens gar keine Vorstellung. Was wir davon wahrnehmen können, ist nur der allergeringste Theil. Sprechen wir von der Unendlichkeit seiner schöpferischen Herrlichkeit, so sind wir gewohnt an die zahllosen Welten des Himmels zu denken, oder an die vielen Wesen, welche auf Erden leben, die wir täglich um uns her sehen. Aber das, was wir täglich erblicken und woran wir täglich gewöhnt sind, erregt unsere Aufmerksamkeit weit weniger, als wenn wir von dem Unbekannten lesen und hören. Darum haben die Nachrichten von der erstaunungswürdigen Anzahl, Ordnung und Verschiedenheit der Weltkörper, die wir Sterne nennen, so viel Anziehendes für uns. Wir verlieren uns gleichsam in dem Unermeßlichen, wenn wir an ihre unaussprechlichen Entfernungen voneinander und an ihre ungeheuern Größen denken.

Allein es ist mehr, als eine bloße Redensart, wenn man sagt, Gottes Allmacht und Größe ist im allerkleinsten Wurm der Erde eben so unendlich, als in den weiten Räumen der Himmel. Es leben um uns her Schöpfungen in der Nähe, deren Dasein und Mannigfaltigkeit wir kaum vermuthen. Wir kennen bisher von der unübersehbaren Kette der Wesen nur wenige Glieder, und bemerken nur höchst mangelhaft, wie die Glieder dieser Kette, welche durch das ganze Weltall hinzieht, zusammenhängen. Wir kennen von den wunderbaren Eigenschaften der selbst in die Augen fallenden Schö-

pfungen nur die wenigsten. Es gibt Pflanzen, die ein Wachen und Schlafen zu haben scheinen, wie die Thiere; ja sogar Empfindung zu haben scheinen, wie die Thiere. Es gibt Thiere, die da wachsen und sich vervielfältigen, wie die Pflanzen; Thiere, die man lange für Pflanzen gehalten hat, und doch in der That es nicht sind.

Dergleichen sind die sogenannten Polypen, Würmchen, Geschöpfe von der einfachsten Art, und von den allerverschiedensten Gattungen und Gestalten. Sie leben in den Wassern der Meere, der Flüsse, Seen, Teiche und in den Körpern größerer Thiere. Sie haben kein Gehirn, keinen Athem, und leben doch, bewegen sich nach Willkür, und haben einen Mund, durch welchen sie Nahrung einschlucken, und das Unverdauliche wieder ausspeien. Sie haben keinen Magen, keine Eingeweide, ihr ganzer innerer Leib ist nur wie eine feine Röhre, und doch genießen und verdauen sie. Sie haben Empfindung für Lust und Schmerz, wie jedes andere Thier, und wissen mit ihren langfaserigen Armen ihren Raub zu fangen und festzuhalten, ob man gleich nicht begreift, wie sie ihn bemerken können, da an ihnen auch nicht die mindeste Spur des Sehens wahrgenommen wird.

Sie vermehren sich auf eine außerordentlich schnelle Weise, und besitzen dabei eine beinahe unzerstörbare Lebenskraft. Wie Pflanzen, treiben sie Knospen aus ihrem Leibe, die sich verlängern. Ist der junge Polyp, der mit der Mutter einerlei Leben hat, erwachsen genug, reißt er sich von ihrem Leibe los, sucht sich seine Nahrung und treibt wieder neue Knospen oder junge Polypen hervor. Diese Vermehrung ist so schnell, daß im Zeitraum eines einzigen Tages mehrere Geschlechter ihr Leben empfangen, und so ausgebreitet, daß jeder Po-

lypenleib mit vielen Knospen besetzt ist, die seine Jungen werden. Manche scheinen nur von einem feinen Häutchen umgeben zu sein, andere umgeben sich, wie die bekannten Korallen, mit einem kalkigen Gehäuse, worin sie wohnen. Als ein Beispiel von ihrer schnellen und ungeheuern Vermehrung könnte dienen, daß die größten sogenannten Korallenstämme im Meere anderthalb Fuß hoch werden, und dennoch nicht nur ganze Berge davon erwachsen, sondern große, meilenweite Inseln aus der Tiefe des Weltmeeres daraus geworden sind. Ja man muß fast glauben, daß diese Geschöpfe, welche sich ihr kalkiges Wohnhaus bauen und erweitern, wie auch die Schnecken und Muscheln thun, die allerältesten und zahlreichsten lebendigen Wesen auf Erden sind, oder waren. Denn es ist außer Zweifel, daß ein großer Theil der jetzigen Erdrinde, oder der Oberfläche unsers Weltkörpers, nur aus den Ueberbleibseln dieser und anderer Geschöpfe besteht; daß ganze Gebirge von ihrem Kalk gebaut sind. So schnell sich nun die Familien dieser Thierarten vermehren mögen, wird doch zu solcher Menge ein ungeheurer Zeitraum von Weltaltern erfordert.

Von der in ihnen wohnenden außerordentlichen Lebenskraft zeugt auch, daß kein Unglück, keine Zerstörung sie ganz vernichtet. Eine Art von diesen Gewürmern, Hydern genannt, die sich gewöhnlich mit ihrem durchsichtigen gallertartigen Leibe an kleine Wasserpflanzen hängen, und vielgestaltig mit ihren Fasern und Armen umhergreifen, Nahrung zu fangen und ihrem Schlunde zuzuführen, ist so lebensreich, daß man sie ganz zerstückeln kann, ohne sie zu tödten. Man hat sie in drei, vier Theile zerschnitten. Binnen vierundzwanzig Stunden

lebte jeder Theil für sich selber, war ein eigenes Thier, und ging seiner Nahrung nach. Man hat ihr Inneres zum Aeußern gemacht, wie man einen Handschuh umwenden kann, und nach Verfluß eines Tages fuhr das Thierchen fort, auch auf diese Weise zu leben und sich zu ernähren. Man hat andere Arten der Länge nach zerschnitten, binnen zehn Tagen gebaren sie wieder Junge, und ihr Mund hatte sich wieder gebildet, Nahrung einzuschlucken.

In unsern Teichen, Seen, Pfützen, wie in allen stehenden Wassern, leben Millionen dieser Thiere, wo sie sich gerne an den grünen Schleim, an die Wasserlinsen hängen, womit im Sommer das stille Wasser sich zu bedecken pflegt. Da sind sie dem bloßen Auge kaum sichtbar. Nur mit Vergrößerungsgläsern entdeckt man sie. Da gleichen sie bald einem Körnchen, wenn sie sich zusammengezogen haben, bald, wenn sie ihre Arme ausbreiten, einem Stern, einer Blume, einem Haarbüschel. Viele verwandeln sich in einer Minute auf unbegreifliche Weise in die mannigfaltigsten Gestalten.

Die Wärme des Sommers belebt sie am meisten. Wenn man sie in einem Glase Wasser schöpft, bemerkt man auch, wie sie sich am liebsten nach der von der Sonne beschienenen Seite hinziehen. Sie fahren bei einem starken Ton wie erschrocken zusammen. Manche sind auch groß genug, daß man sie wohl mit bloßen Augen bemerken kann. So hat eine Art, die man das Kugelthierchen nennt, die Größe einer sehr kleinen Linse, ist aber so zart und weich, wie ein Gallert, daß es, unbehutsam mit der Hand aufgefaßt, zerfließt. Unter dem Vergrößerungsglase hingegen sieht man, daß dies Thierchen von schöner, meergrüner Farbe ist und nach

allen Richtungen hinschwimmt, indem es wie eine Kugel sich rollend fortwälzt. Weil der Leib durchsichtig ist, sieht man darin auch die ungebornen Jungen, ebenfalls als kleine Kugeln, zwanzig, dreißig an der Zahl beisammen; in den Jungen schon wieder ihre künftigen Geburten, in diesen schon wieder die dereinstigen Jungen, bis die besten Vergrößerungsgläser zu schwach werden für die Sichtbarmachung so unendlich kleiner Wesen. Sind die Jungen reif, in der Welt zu erscheinen, so zerspaltet die ältere Kugel, und die kleinen rollen heraus, in einer Stunde fünf bis zehn, die das Leben der Alten führen, welche dann verschrumpft und stirbt.

Eben so zart und gallertartig sind die Thiere, welche in dem Gehäuse der Korallen wohnen, und dieselben bilden, indem sie gleichsam einen kalkartigen Schleim auszuschwitzen scheinen, der dann verhärtet und zum Stein wird. Das Thierchen legt Eier, wie feine Milchtröpfchen, an einen Stein oder Felsen; daraus erhebt sich das Junge. Ein und derselbe Korallenzweig ist wohl oft das Wohnhaus von Tausenden solcher Wesen gewesen. Jedes derselben, weiß von Farbe, hat acht Arme; im Mittelpunkt jedes Arms einen Schlund zum Fressen; nur einen gar kleinen Leib, der nur durch ein äußerst schwaches Band an die kleine Höhle der Korallen befestigt hängt.

Diese und alle Geschöpfe gleicher Art leben und erscheinen nur in der Wärme des Sommers; im Winter verschwinden sie. In heißen Ländern, zumal dort in den Meeren, leben unzählige Arten. Die größern ernähren sich von Würmern noch kleinerer Art; ja man hat im Leibe mancher Gattung schon kleine Fische gefunden. — Und wovon ernähren sich denn diejenigen

Geschöpfe, welche unsern bloßen Augen durchaus nicht mehr sichtbar sind? O sie finden noch viel kleinere Geschöpfe, als sie selbst sind, die ihnen zur Speise dienen. Denn wer weiß nicht, daß Alles in der Natur von Lebenskraft durchströmt ist? — daß, wie der Erdball, auch wieder das kleinste Moos am Felsen von Thieren bewohnt ist? — daß, wie das Weltmeer von Fischen wimmelt, auch in einem Wassertropfen zahllose Thierchen schwimmen, die sich darin freudig wie in einem großen See regen und bewegen? Mit jedem Glase Wasser, welches der Mensch trinkt, seinen Durst zu löschen, verschlingt er, ihm unbewußt, einen Ozean, worin Tausende von lebendigen Geschöpfen wohnen und sich fortpflanzen, und die man nur erst mit starken Vergrößerungsgläsern deutlich in ihrer geheimnißvollen Haushaltung erblickt. Sie befinden sich in allen Flüssigkeiten, im Blut und Eingeweide der Menschen und Thiere, zu Tausenden im Schleim der Zähne, im reinsten Wasser, noch häufiger im Wasser, das einige Zeit an der Sonnenwärme gestanden hat; im Sauerteige; im Kleister von aufgelösetem Mehl u. s. w. Alles ist voller Leben. Der menschliche Leib ist gewissermaßen ein ungeheures Weltgebäude für den Aufenthalt von Millionen unbekannter Thierchen. Sein Sterben und das Verwesen seines Leichnams ist nur der Augenblick, wo sich sein Fleisch und Blut in neue Thierarten verwandelt, und selbst in größere, sichtbare Würmer, deren erste Stoffe, Keime und Eier er in sich getragen hat, ohne es zu ahnen.

Wenn man nur einen Tropfen verdorbenen Essigs an die Nadelspitze hängt und vor das Vergrößerungsglas bringt, wird man mit Erstaunen in diesem ver-

größerten Tropfen zahllose kleine Schlangen und Aale, wie feine Faden, vornen und hinten zugespitzt, erkennen, die sich mit Geschwindigkeit hin und her bewegen, indem sie sich kraftvoll durch das Wasser hinschlängeln, bald langsam, bald schnell, wie es ihnen gefällt. Wer wird dies unerwartete Schauspiel ohne Bewunderung beobachten können!

Man hat schon von den im Kleister lebenden Aalen durchschnitten und mit Erstaunen bemerkt, wie aus ihrem Leibe dann bei hundert Junge hervorflossen, die wie kleine häutige Eier waren. Aber sie gingen schnell aus diesen Eiern hervor und schwammen, wachsend an Umfang, wie die Alten herum. — Manche legen Eier, manche gebären lebendige Junge. Alle wissen sich auf die ihnen beste Weise zu nähren.

Wovon aber leben diese Thiere in einem Wassertropfen, der ihnen wie ein Meer ist? — diese Thiere, welche zuweilen millionenmal kleiner sind, als ein Sandkorn? Unser Auge reicht in das Unendliche dieser neuen Welt nicht hinaus. Aber es mögen dennoch viel kleinere Wesen leben, die ihnen zur Speise dienen, Wesen, zu deren Entdeckung das Gesicht des Sterblichen vielleicht nie gelangen wird.

Sie sind überall vorhanden, und in ihren Gestalten, noch mehr aber in ihrer Art sich zu bewegen, sehr verschieden. Jede Art von ihnen hat einen eigenen Gang, oder vielmehr ein eigenes Schwimmen. Einige haben einen dichten Leib, andere nur einen häutigen; einige scheinen sich jeden Augenblick zu verwandeln.

Um gleichsam eine ganze Welt von lebendigen Wesen ins Dasein zu erwecken, darf man nur auf Blätter, Gras, Blumen, oder thierische Theile etwas Wasser

gießen, und es der Sonne ausstellen, oder sonst in laue Wärme setzen. Bald wird eine Zersetzung im Wasser vor sich gehen, eine Gährung oder Fäulniß; und das, was wir Fäulniß nennen, ist nur der Hervortritt neuen Lebens. Millionen Geschöpfe sind entstanden. Woher sie kommen, wohin sie verschwinden, wozu sie dienen, — wer dringt in das göttliche Geheimniß der unsichtbaren Naturreiche? Aber auch das Kleinste ist dem Weltall so unentbehrlich, als das Größte; und die Sonne, welche tausendmal größer ist als die Erde, ist dem Allvater des Lebens kein wichtigerer Gegenstand, als das kleinste von den Thierchen, deren Tausende beisammen in einem Wassertropfen ihre Herberge finden.

Durch das Kochen des Wassers, worin sie leben, werden sie, wie es scheint, getödtet. Aber wenn ihr feuchtes Grab nur wenige Tage der Luft und Sonnenwärme ausgesetzt ist, erscheinen wieder neue Thierchen; sei es, daß die Todten sich wieder beleben, oder ihre Eierchen durch nichts so leicht zerstört werden können. Denn man hat entdeckt, daß sie sich nach Jahre langem Tode wieder belebten. Wenn man das Wasser, worin sie in Menge erschienen sind, eintrocknen läßt, so verdorren die Thierchen, verlieren alle Lebensthätigkeit und werden ganz unkenntlich. Man sieht ihre vertrockneten Häute daliegen, wie glänzenden Staub, ohne Regung. Aber man gebe ihnen nach langer Zeit neues Wasser, und in einigen Minuten leben sie und schwimmen wieder behend davon.

Wo sollen wir die Grenzen des Lebens suchen? Muß ich nicht mit Ehrfurcht und Bewunderung gestehen, Gott sei so unendlich im Kleinen fortwirkend, wie er unendlich ist im Großen? Er hört nicht auf; und

je weiter meinem Auge erlaubt wird, vorzudringen, je mehr Schöpfung werde ich in der Verborgenheit gewahr. Es hat kein Ende. Was ist groß? was ist klein? Vor ihm ist nichts groß, der der Ewige, der Unendliche ist. Vor seiner Erhabenheit schwindet Alles ins Kleine zusammen.

Aus dem Lebendigen quillt das Lebendige; und ein Leben ist das Leben des andern. Es verändert seine Formen, bekleidet sich mit neuen Stoffen, und wirft sie wieder, wie ein unbrauchbar gewordenes Kleid, von sich. Das nennt man den Tod. Aber Tod ist nirgends; die Kraft nimmt nur ein neues Kleid an und wandelt weiter. Wo hat sie begonnen, wo will sie enden? Sie erfüllt Alles. So ist überall das Licht vorhanden, wenn es auch nicht gesehen wird. Ein Funke weckt den andern. An einem Lichte mögen Millionen angezündet werden, ohne daß davon das erste geschwächt wird. Im Tannzapfen liegen die schlafenden Keime von einem ganzen Tannenwald eingewickelt; die schlummernde Lebenskraft in denselben erwartet nur die günstige Verkettung der Umstände, um die Samen in ein hochprangendes Gehölz umzuschaffen, an dessen Stämmen, unter dessen Zweigen wieder Millionen Geschöpfe Schatten, Obdach, Nahrung genießen werden. Aus dem Lebendigen steigt vervielfältigt neues Leben, aus diesem wieder ein neues, aus diesem abermals ein neues in zahlloser Vermehrung, wie wir im Leibe des Kugelthierchens seine Jungen, in dem der Jungen wieder die künftigen, in diesen wieder die dereinstigen zahlreich beisammen sehen. Ein Leben umfaßt und umschlingt das andere, wie in einem weiten, bewegten Meere eine Welle die andere schafft, und wieder in andere Wellen zerfließt, um wieder neu zu werden, ohne daß man die Grenzen des Werdens und Aufhörens unterscheiden mag.

Und dennoch ist die das Weltall durchdringende Macht des Lebens nicht die gleiche Macht überall, sondern durch ewige Gesetze verbunden und getrennt und verschieden. Die Kraft, welche den Elephanten bewegt, ist eine andere, als die der Milbe; das niedere Moos bringt keine Zeder hervor; von der Eintagsfliege stammt kein Adler ab. Alles bleibt sich im Kreise unsichtbarer Schranken gleich; Alles vervielfältigt sich in seiner eigenthümlichen Art; Eins liegt im Andern schon für Ewigkeiten da, und geht aus einander, wie Strahlen aus dem Lichte gehen. Wohin fuhren die ausgegangenen Strahlen? Wohin verlor sich das ausgegangene Leben?

Wie viele Fragen! welche Ahnungen! welche Räthsel! Und ich stehe in der Unendlichkeit der lebendigen Wesen da, mir selber unbegreiflich, schaudernd, und sehe über den Ozean der Dinge hinaus und nirgends ein Ufer, und denke der Allmacht dessen, der dies Alles aus dem Nichts hervorrief. — O Gott, was bin ich vor Dir!

Warum soll ich in die endlosen Höhen der Himmel hinausstarren, und die entfernten Weltkörper in ihren ewigen Bahnen und ihre Gestalten, Beleuchtungen, Gebirge und Abwechselungen suchen und beobachten, um Deine Weisheit, Deine Liebe, Deine Allmacht, o Du, für dessen Majestät ich keinen Ausdruck finde, zu erkennen? Ich erkenne sie am Wurm, den ich erst mit bewaffneten Augen mir in den kleinsten Räumen sichtbar mache, worin er mit seinen Familien wohnt und des Daseins froh ist. Ich finde kein Ende in den wunderbaren Höhen der Himmel, ich finde kein Ende in den Tiefen des Abgrundes der allerkleinsten Geschöpfe. Aber Dich, o Allmacht, o Weisheit, o Liebe, Dich finde ich überall.

Mit hoher Zweckmäßigkeit hast Du die Gliedmaßen des geringsten Gewürmes gebildet, das unsern menschlichen Blicken wie ein Staubkörnchen erscheint, und seine Muskeln mit unbegreiflicher Stärke und Beweglichkeit ausgerüstet, daß es mit Blitzesschnelle dahinfährt. Du hast jedes einzelne dieser Gewürme mit Schönheit der Farben und Formen geziert, die der Sterbliche nie oder selten wahrnimmt. O wie viele Millionen von Menschen haben vor mir gelebt, wie viele Millionen leben heute noch, die nie den Blick auf diesen Abgrund Deines Reichthums warfen, und denen nie ein Gedanke von dem Dasein einer dem bloßen Augen unbemerkbaren Thierwelt in die Seele kam! Und doch ist darin die Zahl der Geschöpfe viel größer, als die Zahl derer, die man sehen kann; und doch ist die Lebensart, Wohnung und Fortpflanzung jener nicht minder wunderhaft, als bei diesen.

Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir sollen Gottes Kinder heißen! Ja, wir sind Deine Kinder! Schöpfer des Wurms, Gott des Seraphs, auch ich bin Dein Kind. Du hast meinen unsterblichen Geist herrlicher gesegnet, als Miriaden anderer Wesen, die ich in den grundlosen Tiefen Deiner Schöpfung ersehe. Denn ich darf Dich Vater heißen, und in meinem Innern spiegelt sich ein dunkles Bild Deiner Vollkommenheit und Majestät.

Wo soll ich anfangen, wo soll ich enden, wenn ich, Vater, mein Vater, von Deiner Herrlichkeit und Deiner Liebe, von Deiner Barmherzigkeit und meiner Unwürdigkeit rede? Wie ist es möglich, daß ich jemals kleinmüthig werde, und wieder froh zu werden verzweifle? Wie ist es möglich, daß ich, Dein Kind, ich Geist, für wenige Zeit in Staub gehüllt, Deiner vergessen kann, und alle meine

Freuden in diesem Staube suche? — — Nein, nein, je länger ich Deine Werke betrachte, in denen Du Dich offenbarest, je erhabener fühle ich mich, je zuversichtlicher hänge ich Dir an, der Du auch den Wurm im Wassertropfen kennest und nährest und leitest. Und wer von meinen Brüdern je verzagt, ich will ihm zurufen das süße, heilige Wort: Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir sollen Gottes Kinder heißen!

8.

Betrachtung der Sinne.

Das Gefühl.

Hiob 10, 11. 12.

O Christen, betet an und bringet
Der Lobgesänge mehr, und singet
Gewaltigern, erhab'nern Dank!
Laßt uns, sprach Gott einst, Menschen schaffen,
Ein Bild von uns, nach uns geschaffen;
Und Adam ward, erstaunt' und sang:
Er ist mein Schöpfer, Gott,
Jehova, Zebaoth!
Es ist kein andrer Herr, als Gott!

Wir, dieser Gotteswelt Genossen,
Wie wunderbar sind wir entsprossen!
Was ist's, das in uns lebt und fühlt?
Und was, das tief zum Innern führet,
Was mich von Außen leise rühret,
Und in der Nerven Faden spielt?
Du bist mein Schöpfer, Gott,
Jehovah, Zebaoth!
Der grenzenlose, weise Gott,

Es kann dich der geheimnißvolle Bau einer glänzenden Blume entzücken; der Himmel mit seinen Millionen

strahlenden Weltkörpern kann dich zur Andacht begeistern; das Anschauen der ewigen und mannigfaltigen Ordnungen der Schöpfung ruft dich zur Anbetung des Schöpfers. — — Wie? warum vergissest du, was dir am nächsten liegt? Ist nicht dein eigener Leib, dieser Schleier deines unsterblichen Wesens, ein eben so betrachtungswürdiges Wunder göttlicher Weisheit und Macht? Kann das Weltgebäude unbegreiflicher und zweckmäßiger geschaffen sein, als dein Leib?

Es leben Tausende, denen ihr Körper und seine Bedürfnisse wichtiger sind, als Alles, was das Weltall hat — aber wie wenige von diesen Tausenden kennen nur kaum oberflächlich die merkwürdigen Einrichtungen desselben! Sie prüfen mit großer Bedachtsamkeit die Zusammensetzungen und Stoffe ihrer Kleider, ihres Schmuckes; aber die Beschaffenheit ihres irdischen Gewandes der Seele reizt ihre Aufmerksamkeit nicht; — das Kunstwerk von Menschenhänden ist ihnen bedeutender, als das Kunstwerk des Schöpfers, der den menschlichen Leib aus der Erde bildete, und diese erhabene, von ihm beseelte Gestalt zur schönsten unter den Bewohnern des Erdballs machte.

Nichts sei dem Christen fremd, was ihm von seinem Vater im Himmel kam; und den Leib, welchen seine Seele für einige Jahre bewohnt, soll er als das köstlichste Geschenk des himmlischen Gebers schätzen. Er muß mit Hiob rufen: Du, Vater, Du hast mir Haut und Fleisch angezogen; mit Beinen und Adern hast Du mich zusammengefüget; Leben und Wohlthaten hast Du an mir gethan, und Dein Aufsehen bewahret meinen Athem. (Hiob 10, 11. 12.)

Das ganze Gebäude des menschlichen Leibes ist durch eine höchst weise und wunderbare Zusammenfügung der Gebeine emporgehalten. Es sind zweihundert und neunundfünfzig von einander verschiedene Knochen, aus denen das Gerippe des menschlichen Körpers gebaut ist. Merkwürdig ist dabei, daß die meisten dieser Knochen doppelt vorhanden sind; nur diejenigen, welche in der Mitte des Gerippes liegen, sind einfach. So ist es auch mit allen zu diesen Knochen verbundenen andern Theilen, so, daß, wenn man das Gerippe vom Scheitel bis zur Ferse theilte, es in zwei vollkommen ähnliche Hälften zerfallen würde, zwei Füße, zwei Hände, zwei Ohren, zwei Augen u. s. w. So ist der menschliche Leib gleichsam ein zusammengefügtes Doppelbild. Der Verlust eines seiner Theile ist einigermaßen durch die Anwesenheit eines andern entschädigt. Und ungeachtet dieser fast durchgängigen Doppelheit empfindet der Mensch doch Alles nur einfach. Er sieht, er hört, er fühlt nicht zweifach.

Dicht um die Knochen schmiegt sich die Beinhaut, ein zartes Gewebe der feinsten Blut- und Wassergefäße, um das Wachsthum der Knochen zu erhalten, die ursprünglich nur knorpelartig sind. Im zwanzigsten Lebensjahre erst sind sie in ihrer Vollkommenheit; doch schon mit dem fünfzigsten fangen sie wieder an leichter und brüchiger zu werden.

Eigene biegsame, faserige Bänder, die man Sehnen nennt, durchschlingen und umfassen die weichern Körpertheile und halten sie mit den Knochen verbunden; mehrere solcher Sehnen in Eins und in gewisser Gestalt vereint, heißen Muskeln, die sehr reizbar sind, und dazu dienen, Bewegungen im Körper zu veranlassen. Alles, was wir Fleisch nennen, ist ein Geflecht von Sehnen, Muskeln,

Häuten und Adern. Durch die Adern strömt unaufhörlich das Blut vom Herzen hinweg, durch den ganzen Körper, und zum Herzen zurück.

Jeder, auch der kleinste Theil ist an seiner angemessenen Stelle, hat seine eigenen Verrichtungen, und ist mit dem Ganzen gar innig verknüpft. Viele dienen, der künstlich gebauten Maschine Nahrung zuzuführen, andere die Nahrung zu verwandeln in Blut, Haut, Sehnen, Muskeln, Knochen u. s. w.; wieder andere, das Untaugliche und Ueberflüssige vom Körper abzusondern. Alle diese Geschäfte des Körpers gehen ununterbrochen fort, ohne daß es der Mensch selbst weiß und will. Ja, er bemüht sich vergebens, zu erforschen, wie die Verwandlungen in ihm entstehen können.

Wir wissen zwar, daß die zermalmten Speisen zum Magen gelangen, dort durch einen scharfen Saft aufgelöset, durch die Galle geschieden werden in taugliche und untaugliche, in den Därmen durch weite Umwege verdaut, und aller ihrer edlern, zur Lebenserhaltung dienlichen Stoffe beraubt werden: wir wissen, daß die flüssigern Theile durch die unendlich feinern Gefäße der Nieren durchgeseiget werden, um noch alle zur Ernährung tauglichen Stoffe abzusetzen; aber immer wissen wir von dieser höchst weisen Einrichtung nur das Aeußere, und begreifen nicht die Möglichkeit ihrer Wirkungen, während uns ihr Dasein in Erstaunen setzt.

Nicht die Speisen allein, welche wir nehmen, sondern auch die Luft selbst dient zu unserer Nahrung. Wir athmen sie ein, und erfüllen damit die Lunge, welche sie wieder zurückstößt, weil sie ihr beschwerlich wird. Dennoch dauert in der Lunge der Reiz fort, sie fordert neue Luft, und so dauert das Ein- und Ausathmen durch's

ganze Leben fort. Während die Luft in der Lunge ist, saugt diese die edlern Stoffe derselben in sich, und stößt die zum Leben unnützen wieder aus. Daher, wenn Menschen beständig in Zimmern eingesperrt leben, wo kein Zukommen frischer Luft statt findet, sie erkranken müssen. Denn die einmal geathmete Luft hat für sie keine Nahrung mehr. Selbst die feinen Oeffnungen an der Haut des menschlichen Körpers, für bloße Augen unsichtbar, schlucken Luft ein und Theile des Wassers, in dem man sie badet; aber was und wie die Luft Nahrungstheile gibt, das bleibt dem Sterblichen verborgen.

Eben so merkwürdig und geheimnißvoll die Verrichtungen der mannigfaltigen äußern und innern Glieder und Abtheilungen des Körpers sind, so wichtig und geheimnißvoll ist auch das Geschäft der Nerven, die den ganzen Leib durchschweben, und ohne Zweifel die ersten Hilfsmittel der Seele sind, deren sie sich zur Lenkung und Beherrschung des Körpers bedient. Durch sie ist die Seele gleichsam in ihrer irdischen Wohnung allgegenwärtig. Durch sie empfindet sie erst, was außer ihr vorgeht.

Diese Nerven sind weiche, äußert zarte, zuweilen kaum sichtbare Faden; jede einzelne Nerve besteht aber aus zwei zusammenliegenden Faden. Sie breiten sich durch den ganzen Körper aus; von der äußersten Oberfläche desselben dringen sie bis in das Gehirn. So hat man dreißig Paar Rückgrathnerven und zwölf Paar Hirnnerven gezählt.

Wie die Seele durch diese Nerven ihren Willen im ganzen Körper verbreitet und empfindet: so wirkt auch der Körper und Alles, was denselben nahe und fern umgibt, durch sie auf die Seele. Durch sie pflanzt sich der äußere Schmerz bis zum Geiste fort, und wird z·

Vorstellung in ihm. Doch vergebens forschest du: wie kann das Irdische hier in das Geistige verschmelzen, oder wie kann das Reingeistige auf das Irdische wirken? — Dein ganzer Körper besteht aus geistigen Theilen, die du nur deswegen Körper nennst, weil sie sich, als verborgene Kräfte, durch Erscheinungen äußern, welche von den Sinnen wahrgenommen werden. Gedanken und deren Ausdruck durch Worte sind Erscheinungen deiner Seele; aber darum ist die Seele nichts Körperliches, weil sie auf deine Sinne und auf das Gehör und das Gefühl Anderer wirken kann. Auch sind Gedanken und Worte keine Theile der Seele, die von ihr abgehen, wenn sie solche äußert; eben so wenig sind Farbe, Gestalt, Weichheit, Härte der sogenannten körperlichen Dinge Theile der verborgenen Kräfte, welche solche Aeußerungen erregen, sondern nur Wirkungen derselben.

Das ganze Weltall Gottes ist an sich selbst, wie er selbst, nur Kraft, nur Geist. Und was wir irdisch oder körperlich heißen, ist nur eine Wirkung der höhern und niedern Kräfte auf unsere Seele, vermittelst der Berührung unserer Nerven.

Gleichwie nun die Nerven vorhanden sind als die ersten und unmittelbarsten und edelsten Werkzeuge der Seele, so ist der ganze menschliche Körper mit allen seinen Saft- und Blutgefäßen, Sehnen, Muskeln und kunstvollen Einrichtungen nur vorhanden zur Ernährung, Unterhaltung und Beschützung der Nerven. Hinwieder sind Pflanzen, Thiere, Wasser, Luft u. s. w. nur vorhanden zur Ernährung und Erhaltung des Körpers. Und so steht die Seele mit dem ganzen Weltall in einem sonderbaren, geheimen Verbande. So ist ihre Wirksamkeit durch die Wirksamkeit des Weltalls möglich: und

so muß sie wieder auf die Erhaltung des großen Ganzen thätig sein.

O Gott, wie erstaunenswürdig ist Dein Werk! Wie unendlich mannigfaltig erscheinen mir Deine Schöpfungen, und doch sind sie alle eins, nur ein endloses, ungetrenntes Einziges! Nichts darin ist zu viel, nichts zu wenig. Das Sonnenstäubchen, welches unbemerkt durch die Luft schwebt, ist so nothwendig im All, als die Sonne selbst; der in der Wüste grünende, nie erblickte Grashalm ist so unentbehrlich zum Dasein des Ganzen, als die Eiche des Thals, als die Fichte des Gebirges. Die Milbe und das Gewürm, welches sich im kleinsten Thautropfen für einen Augenblick erzeugt, und mit dem Thautropfen verschwindet, ist so wichtig für das endlose Ganze, als Elephant und Wallfisch. Wie konnte, wer Dich und Deine Schöpfung kannte, jemals an der ewigen Fortdauer seines denkenden Geistes zweifeln? Was hieße das, ein Nichts werden? Die Wirkungen der Kräfte oder Geister können sich ändern — dann sagen wir, der Berg stürzt ein, das Gehölz verbrennt, die Pflanze welkt, das Thier stirbt; — allein die Kräfte oder Geister ändern sich darum nicht. Aus ihnen besteht das ganze Weltall; nicht aus ihren Wirkungen, die mannigfaltig abwechseln. Diese Wirkungen heißen wir Körper, ihre Gesammtheit nennen wir Welt.

Wir erkennen also nicht die Dinge selbst, das heißt, die verborgenen Kräfte, so wenig, als unser Geist sich selbst kennt, und was er eigentlich sei; sondern wir kennen nur die Wirkungen der Kräfte auf unsere Hauptkraft, die Seele, und zwar vermittelst anderer dazwischen liegender Kräfte, welche gleichsam das Leben und die Thätigkeit von einer zur andern fortpflanzen.

Insofern mögen wir jene niedern, untergeordneten Mittelkräfte Werkzeuge der Seele heißen. Und die sogenannten äußern Sinne sind unter denselben die wichtigsten.

Ob wir nun gleich uns durch unsere Empfindungen in der That die Dinge anders vorstellen, als sie an sich sind, und wir die Wirkungen derselben auf unsere Nerven für die äußern Dinge oder Kräfte selbst halten: so ist doch diese Täuschung nicht schädlich. Wir brauchen zum Zwecke unsers Daseins nicht die Dinge, um die Kräfte der Natur selbst zu erkennen, sondern nur die Verhältnisse, in denen wir mit ihr stehen. So ist die Absicht des göttlichen Schöpfers erreicht.

Von allen unsern äußern Sinnen ist keiner im ganzen Körper verbreiteter, als der Sinn des Gefühls. Die Werkzeuge desselben sind die überall unter unserer Haut verbreiteten Nervenenden. Die leiseste Berührung derselben erregt einen Reiz, und im gleichen Augenblicke eine Vorstellung in dem Gemüth. Obgleich die ganze Oberfläche des Leibes also eingerichtet ist, daß wir den Eindruck von Außendingen wahrnehmen, ist doch das zarteste Gefühl in den Fingerspitzen. Sie sind gleichsam bei uns das, was bei andern Thieren die empfindlichsten Fühlhörner. In ihnen breiten sich die Nervenspitzen in kleinen Körnern oder Wärzchen aus, so daß jeder äußere Eindruck auf sie viel lebhafter und deutlicher wirkt. Die Zartheit des Gefühls kann so weit vervollkommnet werden durch Uebung, daß, wie man von Blindgebornen weiß, sie durch Betastung selbst die Verschiedenartigkeit der Farben erkannten, von denen sie doch durchaus ohne Vorstellungen sind.

Auch ist der Gefühlssinn am meisten über alle Wesen ausgebreitet, die Leben haben. Vielen mangelt Gesicht,

Gehör, Geruch, aber nur wenigen das Gefühl. Was gefühllos ist, hat wenig Leben und willkürliche Bewegung. Die Auster, welche nur kaum empfindet, bewegt sich fast gar nicht. Der Vogel, dessen Empfindsamkeit ungemein lebhaft ist, lebt fast in beständiger Bewegung. Selbst einige Pflanzen verrathen etwas vom Vermögen des Gefühls; daher sie sich bei Verletzungen zusammenziehen, am Tage öffnen, oder ihr Laub dem Lichte zuwenden.

Das Gefühl ist der Verkündiger des Lebens, und selbst im Innern des Körpers überall verbreitet, so weit die Nerven sich zerstreuen. Hunger und Durst sind Wirkungen dieses Sinnes in unserm Eingeweide.

Alle übrigen Sinne haben zugleich auch diesen Sinn. Auch mit dem Auge, Ohr, mit der Zunge und den Geruchswerkzeugen fühlen wir. Aber überall ist die Empfindung dabei anders. So zart auch Zunge und Lippe sein mögen, gewinnen doch wir durch sie, wenn wir geschlossenen Auges damit Gegenstände betasten, keine so bestimmte Vorstellung, als durch die Fingerspitzen.

Gott scheint den menschlichen Leib aber darum so reich mit Gefühlsnerven umsponnen zu haben, damit wir von allen Seiten mit seiner Welt in beständiger Berührung stehen, in beständiger Lebensthätigkeit bleiben, und sogleich wahrnehmen, wo der Seelenhülle Gefahr droht. Denn mit jedem Reize auf die Gefühlsnerven ist zugleich in unserm Gemüth eine Vorstellung des Angenehmen und Unangenehmen verbunden. Die Empfindung von Lust und Unlust liegt nicht unmittelbar in den Sinnenwerkzeugen selbst, sondern in der Seele. Es steht in ihrer Gewalt, die Empfindlichkeit der Nerven zu vermehren oder zu vermindern, je nachdem sie dahin ihre größere Aufmerksamkeit lenkt oder davon wegzieht. So kann der

Mensch seine Schmerzen verringern, indem er seine Gedanken lebhaft mit einem andern Gegenstande beschäftigt.

Erst durch diesen Sinn erhalten wir von einer körperlichen Gestalt wahre Begriffe; wir empfinden die Härte, Weichheit, Glätte, Unebenheit, Nässe, Trockenheit, Wärme, Kälte, Beweglichkeit u. s. w., von dem allem wir auf keine andere Weise Vorstellungen haben würden. Könnten wir nur sehen, nie betasten, — das ganze Weltall würde um uns her schweben, wie ein Gewirre glänzender Traumbilder, in welchem wir selbst ohne Gefühle umherschwebten.

Ob wir nun gleich durch das Gefühl die Dinge außer uns gleichsam selbst fassen, ergreifen, und unmittelbar wahrzunehmen scheinen: erkennen wir sie darum doch nicht genauer und unmittelbarer, als durch jeden andern Sinn. Denn auch die Zunge betastet mit den Geschmacksnerven; auch die Geruchsnerven werden unmittelbar von den in der Luft zerstreuten Körpertheilen gereizt; auch die Gehörnerven, wie die Nerven des Gesichts, werden unmittelbar von den Kräften außer uns angerührt, welche Reizungen dann von uns ihre Erscheinung genannt werden.

Ohne Gefühl hätte ich kein Leben des Körpers, keinen Wächter seiner Erhaltung, daß er nicht durch zerstörende Eindrücke verletzt werde. Ich ehre in der sorgfältigen und reichen Vertheilung der Gefühlsnerven über die Oberfläche meines Körpers die göttliche Vorsehung, und erkenne, wie wichtig sie für meine Seele die Erhaltung des Leichnams gemacht hat. Der geringste Schmerz warnt mich, lenkt meine Aufmerksamkeit nach der verwundeten Gegend hin, und gebietet mir, Sorge zu tragen; so wie im Gegentheil eine Wohlempfindung mich

belehrt, daß das wunderbare Seelenwerkzeug gegen Unfall sicher sei.

Allein wie thöricht würde es sein, wenn mein Geist nur glaubte, dieser Gefühlsnerven wegen vorhanden zu sein, und daß seine höchste Bestimmung sei, dieselben auf alle Weise zu hegen und zu pflegen! — wie thöricht, sich einzubilden, der Künstler und Handwerker habe das Leben empfangen, um der Sklave seiner Werkzeuge zu werden, und ihnen zu dienen! — Es wäre eine Umkehrung aller Begriffe, eine Verwechselung des Zweckes und des Mittels; wir würden es Verrücktheit des Verstandes heißen.

Was thut aber der verzärtelte Weichling, welcher jede unangenehme Empfindung scheut? Was thut der üppige Wollüstling, der kein höheres Gut als diesen Kitzel der Gefühlswerkzeuge kennt? Ist er nicht ein Sklav einiger seiner Nerven? Athmet er nicht einzig für sie? Arbeitet und sorgt er nicht bloß für sie? Setzt er nicht seine ganze Welt in Bewegung für sie? Lebt seine ganze Seele nicht bloß in ihnen?

Ohne Schätzung des Werkzeuges, welches uns die göttliche Huld verlieh, werden wir unbrauchbar für die Welt. Aber nicht mißbrauchen sollen wir das Werkzeug, sonst wird es untauglich zum Behuf des Geistes. Der ganze Leib ist, geschweige einige Nervenarten desselben, unendlich geringer, als die Seele. Für die Sache des Geistes muß endlich selbst das Werkzeug aufgeopfert werden. Die Sache des Geistes aber ist seine Freiheit, seine Tugend.

Wer sich selbst verzärtelt, setzt seinen Körper größern Gefahren aus, als der sich gegen unangenehme Gefühle abhärtet. Wer seine Nerven gegen jede allzustarke Reizung

hütet, setzt sie in Gefahr gänzlicher Zerrüttung durch Zufälle, welche er mit aller Vorsicht nicht abzuwenden im Stande ist.

Der Mensch ist geschaffen, unaufhörlich mit der ihn umgebenden Natur in Berührung zu stehen. Selbst der mannigfaltige Einfluß der Witterung und Beschwerlichkeiten aller Art erheben seine Kraft. Vermeidung derselben ist Selbstschwächung, Vernichtung der Gesundheit und Zwang der Seele, daß sie die Dienerinnen ihres untauglichen Werkzeuges werden.

Wie verächtlich muß mir der Weichling erscheinen, der die Hoheit seines Geistes für das Gefühl der Lust einiger seiner Nerven hingibt! Er ist weniger als das freie Thier. Er verkehrt die Ordnungen der Natur; aber er thut es nicht ungestraft. Erschlaffung und allzugroße Reizbarkeit zerstören ihn; ein rauhes Lüftchen verwüstet seine Gesundheit; eine Mühseligkeit wirft ihn zu Boden. Wer, erhabener als sein Werkzeug, dieses nach den Grundsätzen der Weisheit regiert, bewahrt es. Der Wollüstling welkt früher dahin; der üppige Weichling genießt keine lange Lebensdauer. Er wird durch Unklugheit sein eigener Zerstörer und Mörder.

Vater, Schöpfer meines Lebens, der Du mich auf so wunderbare, mir selbst ganz unerforschliche Weise gebaut hast, je mehr ich Deine Allmachtswerke betrachte, je deutlicher erkenne ich Deinen Willen und meine Pflicht. Ich erkenne in deinen Schöpfungen höhere und niedrigere Kräfte: Du hast mich, ausgerüstet mit Bewußtsein und Freiheit, zwischen beide gestellt, daß ich wählen solle, zu welchen ich gehören möge, ob zu den sinnlichen, dunkeln, bewußtlosen, oder zu den geistigen, mit Willkür und Erkenntniß begabten.

Kann mir denn die große, vielleicht auf Ewigkeiten entscheidende Wahl schwer werden? Legtest Du nicht nur in die Nerven meines Leibes, auch in das Innerste meines Geistes, ein Gefühl eigenen Werthes? Bin ich nicht Geist, o Gott, ich Dein Athem, bin ich nicht göttlicher Natur? — Warum soll ich das Unsterbliche in mir ganz vermischen und vermählen mit den niedern Naturkräften, die Du zum Dienste meines Geistes verordnetest? Nein, mein Gott, nicht das, was die Sinnennerven anzieht, nicht deren angenehmes Spiel — nein, Du bist meine Sehnsucht. Jene Vollendung ist mein Ziel, in der Du wohnst, und zu welcher mich Jesus Christus ruft.

Hinweg von mir darum alles üppige Wesen, jede Verweichlichung, jeder Mißbrauch meines Körpers! Denn dies Wohnhaus meines unsterblichen Geistes, ist es nicht Dein Heiligthum? Wirst du nicht einst Rechenschaft fordern, wie ich das anvertraute Werkzeug gebraucht habe?

9.

Betrachtung der Sinne.

Der Geschmack.

Ps. 104, 15.

Wie hold und gütig ist doch Gott!
Lobsingt, lobsingt dem Herrn!
Er gibt uns unser täglich Brod,
Und mehr noch und so gern!

Von süßen Früchten voll und schwer
Wird schon Gesträuch und Baum:
Es lächelt von den Feldern her
Der Saaten goldner Raum.

Am Hügel reift die Traube schon,
Die unser Herz erquickt,
Und überall des Fleißes Lohn,
Wohin das Auge blickt.

Genießt mit froher Dankbarkeit
Den Segen eures Herrn,
Und wenn ihr seiner Huld euch freut,
So gebt, wie er, auch gern.

Welch einen mannigfaltigen Reichthum von Genüssen jeder Art hat uns die Güte unsers Gottes in der Natur gewährt! Schon bemerken wir in unsern Feldern und Gärten die süßesten Vorboten des Herbstsegens, alle Früchte reifen immer mehr unter Gewitterregen und am warmen Sonnenstrahl. Gott sorgt auch dieses Jahr väterlich für seine Kinder. Er verleiht das tägliche Brod, um welches wir ihn demuthvoll anflehen.

Bei den Thieren ist das Aufsuchen der Nahrung, deren sie bedürfen, ohne andern Zweck, als ihr Leben

zu erhalten. Anders ist es bei den Menschen. Ihr Trieb, sich zu ernähren, ist zugleich eines der wichtigsten Mittel in der Hand Gottes, daß die Sterblichen sich enger mit einander zu einem gesellschaftlichen Leben verbinden; daß sie zu den Begriffen von gegenseitigen Rechten und Pflichten gelangen; daß sie die Tugenden der Wohlthätigkeit, des Erbarmens, der Freundschaft, der Redlichkeit, der Ehrfurcht vor fremden Rechten üben können; daß sie sich um Eigenthum bekümmern; daß sie länger ihre Kinder erziehen müssen, die nicht sogleich, wie die Thiere des Feldes, Nahrung suchen können; daß sie in Staaten und unter Gesetze zusammentreten; erfinderisch in Künsten und Wissenschaften werden.

Von allem Diesem weiß das Thier nichts. Es streicht einsam seiner Nahrung nach. Es vergißt seine Jungen, sobald sie stark genug sind, ihr Futter zu suchen. Es kennt kein Eigenthum, keine Rechte, keine Pflichten.

Nicht genug, daß der Trieb nach Nahrung einzelne Menschen enger verbindet: er ist auch eine der ersten Ursachen, daß sich die über dem ganzen Erdboden zerstreut wohnenden Völker einander annähern, und gleichsam eine einzige große Familie bilden. Denn den verschiedenen Ländern, in welchen sie leben, hat der Schöpfer verschiedene Vorzüge ertheilt. Um derselben überall theilhaftig zu werden, ward der Handel und Umtausch erfunden, und Bündnisse zwischen Nationen gestiftet, welche sonst immerdar durch Weltmeere von einander getrennt geblieben sein würden.

Ja, derselbe Trieb ist zugleich Anlaß zur Verwandlung eines bedeutenden Theils von der Oberfläche des gesammten Erdbodens geworden. Wo uranfänglich endlose Wüsten und Wildnisse waren, veränderte der Fleiß des

Bayerische Staatsbibliothek München

Menschen Alles in einen anmuthigen großen Garten; ungesunde Moräste und Sümpfe wurden ausgetrocknet, wilde Ströme eingedämmt, nackte Felsen bekleidet, und durch Ausrottung ungeheurer Wälder selbst die Witterung der Länder vortheilhaft verwandelt. Unser eigenes Vaterland, welches noch vor zweitausend Jahren so kalt und rauh war, daß in den finstern Wäldern Thiere herbergten, welche heutiges Tages nur noch in den kältesten Weltgegenden angetroffen werden, ist jetzt mit den Rosen des warmen Persiens geschmückt. Ja, fast alle oder doch die meisten der lieblichen Obstarten, mit denen uns der Sommer und Herbst erfreuen, unsere Getreidearten, mit denen die fruchtbaren Aecker prangen, unsere Erd- und Gartenfrüchte, Wurzeln und Heilkräuter, sind eigentlich Kinder weit entfernter Länder, die zu uns verpflanzt worden sind. So erblicken wir, oft ohne es zu wissen, jetzt in unsern Feldern und Gartenbeeten Pflanzen eine Spanne weit von einander blühen und reifen, deren Heimath in zwei ganz verschiedenen Welttheilen ist.

Wie geringer und einfacher Mittel bedient sich die Weisheit Gottes in der Erziehung des menschlichen Geschlechts! Welche unglaubliche Wirkungen brachte sie in demselben bloß dadurch hervor, daß sie uns den Sinn des Geschmacks auf die Zunge legte? — Was bei andern Thieren höchstens nur auf Erhaltung ihres Leibes hinzweckte, mußte bei dem Menschen vom größten Einfluß auf die Vervollkommnung seines Geistes werden, seine höhern Erkenntnisse vermehren, seine gesellschaftlichen, brüderlichen Verhältnisse enger flechten, seine Tugenden erwecken!

Und dies Alles ist die Wirkung von zwei Nervenpaaren, welche sich über die Zunge und den Gaumen

Bayerische Staatsbibliothek München

mit ihren feinen Verzweigungen ausbreiten, die an der Oberfläche der Haut Nervenwärzchen bilden, welche noch größer und weicher sind, als die Fühlkörner der Fingerspitzen. Sie heben sich, sobald sie von einem fremden Körper berührt werden, von selbst in die Höhe, ohne daß die Seele dazu einen besondern Willen äußert, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß sie auch der Gewalt derselben untergeordnet sind, und ihre Reizbarkeit erhöht wird, sobald die Seele ihre volle Aufmerksamkeit auf den Geschmack der Dinge leitet.

Der Sinn des Schmeckens ist vom Schöpfer allen Thieren gegeben worden; er muß allen dazu dienen, sie in der Auswahl derjenigen Nahrung zu leiten, welche ihrer Erhaltung die angemessenste ist. Und es ist allerdings ein Zeuge von der weisen und bewunderungswürdigen Vorsorge Gottes, daß unmittelbar vor dem Schlunde, durch welchen die Speisen und Getränke zur Unterhaltung des Lebens eingehen müssen, der Geschmackssinn wie ein prüfender Richter gestellt ist, welcher vorher das Gute vom Schlechten unterscheidet. So kennt selbst das vernunftlose Thier, ohne zu wissen warum, die gesunden von den schädlichen Kräutern. So hat das neugeborne Kind, wie das Thier, durch den Geschmack einen eben so sichern Beschützer, als der Erwachsene, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können, oder den Werth der Speisen vorher gekannt zu haben. Alles, was der Gesundheit des Leibes nachtheilig ist, verräth sich der Zunge durch seinen zusammenziehenden, Ekel erregenden Geschmack. — Warum haben die Giftpflanzen meistens einen widerlichen Geschmack? Wahrlich, überall nehme ich Gottes weise Obsorge wahr, deren

Zweck ist, die erschaffenen Wesen freudig und gesund zu erhalten.

Die Zunge ist zwar das vornehmste Werkzeug des Geschmacksinnes; doch auch andere Theile des Mundes sind von diesem zur Erhaltung des Lebens nöthigen Vermögen nicht ausgeschlossen. Auch mit dem Gaumen und dem Schlunde selbst schmecken wir, und oft manche Speisen sogar schärfer, als mit der Zunge. Weichheit und beständige Feuchtigkeit dieser Werkzeuge machen sie besonders zu solchem Geschäft fähig, und selbst die seifenartige Beschaffenheit des Speichels muß dazu dienen, sowohl wässerige als ölige und fette Theile aufzulösen, und den Geschmacksnerven näher zu bringen.

Es ist dieser merkwürdige und wohlthätige Sinn also ein Eigenthum aller Thiere. Ja man möchte ihn selbst den Wurzeln und Blättern der Pflanzen einigermaßen zuschreiben. Denn es ist bekannt, daß auch sie alle in Erde und Luft vorhandenen Stoffe zurückstoßen und unberührt lassen, die nicht zu ihrer Nahrung taugen, und hingegen diejenigen einsaugen, die nach den Anordnungen des Schöpfers ihrem Gedeihen heilsam sind.

Es scheint inzwischen, als wenn die Vollkommenheit oder Zartheit des Geschmacks mehr oder weniger mit der Feinheit des Gefühlsinnes in Verbindung stände. Bei den Fischen, Vögeln und kräuterfressenden Thieren ist letztere weniger empfindlich, auch haben sie keinen so auswählenden Geschmack, als andere, besonders fleischfressende Thiere, welche schon an der gleichen Speise die leckerhaftesten Bissen zu unterscheiden wissen.

Bei wilden Völkern findet man den Geschmacksinn eben so wenig ausgebildet, als ihre Gefühlswerkzeuge unempfindlicher sind. Hingegen hat man auch Gelegen-

heit, oft die Erfahrung zu machen, daß Menschen, die ihren Geschmacksinn durch Leckerhaftigkeit ganz besonders verfeinert haben, und dadurch gleichsam thierischer werden, um so geringer an Geisteskräften zu sein pflegen.

So wie dieser Sinn für uns ein Wächter der Gesundheit ist, wird er auch der erste Bote innerlicher Krankheiten. Nicht nur werden kranken Menschen viele Speisen ekelhaft, die in gesunden Tagen sie erfreuten, sondern der Geschmack kann sich so verwandeln, daß ihn Manches angenehm reizt, was er sonst zurückstieß.

Auch hier hat die Gewohnheit ihr gewaltiges Recht. Der Mensch hat das Vermögen, durch fortgesetzte Uebung dasjenige sich erträglich, sogar im Geschmack angenehm zu machen, was ihm vormals Ekel verursachte, und der dadurch entspringende Genuß sehr mannigfaltiger Nahrungsmittel hat keinen geringen Einfluß auf seine Gesundheit, Lebensdauer, und sogar auf seine Gemüthsart. So ist es durch Erfahrung bestätigt, daß fleischfressende Thiere wilder und unbändiger sind, als solche, die von Kräutern leben. So bemerkt man, daß weinbauende Nationen heiterer und lebhafter sind, als diejenigen, welche sich anderer Getränke bedienen; daß Völker, die größtentheils vom Fleisch der Thiere leben, kriegerischer und feuriger sind; hingegen andere, die statt dessen von Mehlspeisen, Früchten und Gemüsen ihre Hauptnahrung machen, sich durch Sanftheit und menschlichern Sinn auszeichnen; daß Menschen, welche aus Leckerhaftigkeit die verschiedensten Nahrungsmittel wählen, wenn sie nur ihrem Gaumen schmeicheln, und die mehr des Geschmacks als des Bedürfnisses wegen essen, nicht so lange leben und mehrern Krankheiten unterworfen sind, als Per-

sonen, die an einfache Speisen uud Getränke gewöhnt sind, und daher Mäßigkeit lieben.

Gott begabte den Menschen mit dem Geschmacksinn, um ihn in den Stand zu setzen, dasjenige auszuwählen, was zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens am tauglichsten ist. Einzig und täglich für die Nahrung zu sorgen, ist das Geschäft des vernunftlosen Thieres. Der für die Ewigkeit berufene Geist des Menschen kennt noch erhabenere Sorgen. Aber wenn er zur Hauptangelegenheit seines Lebens den Kitzel seines Gaumens macht; keine größere Freude kennt, als die Reizungen dieses thierischen Sinnes — dann sinkt er selbst zum Thier hinab, und wird durch Unmäßigkeit und Schwelgerei noch niedriger und verächtlicher, als das vernunftlose Wesen. — Er zerstört die heiligsten Ordnungen der Natur; er zerstört an sich selbst die Zwecke seines gütigen Schöpfers, der ihm einen Leib gab zum Behuf des Geistes, nicht aber einen Geist zum Behuf des Leibes. — Aber auch keine Sünde rächt unmittelbarer und schrecklicher die verstoßene Tugend, als Schwelgerei und Unmäßigkeit. Sie unterdrücken die Fähigkeiten des Geistes, vermindern das Vermögen des Urtheils, des Scharfsinnes, des Gedächtnisses und anderer edeln Vermögen des Gemüths in solchem Grade, daß der Nachtheil oft auf die Nachkommenschaft erben kann. Natürlich muß dies die Folge sein, wenn ein einzelner Sinn, oder ein einzelner Theil des Körpers auf Kosten der übrigen vorzugsweise gereizt, gestärkt und gepflegt wird. — Nur in der harmonischen Ausbildung und Erhaltung aller unserer Kräfte liegt Gesundheit und Vollendung; jede Abweichung davon ist Auswuchs und Krankheit. — So lange die Verdauungswerkzeuge vorzüglich beschäf-

tigt sind, ist der Geist nicht zur vollen Thätigkeit gestimmt, und jede Uebertreibung einer körperlichen Beschäftigung zieht Erschlaffung nach sich.

Daher sieht man überall im gemeinen Leben, daß ausgezeichnete Prasser und Schwelger oder Trunkenbolde selten besondere Geisteskräfte besitzen, und daß ihnen ein anhaltendes gründliches Nachdenken mühsam oder ganz unmöglich wird. Sie sind für große Gedanken und große Tugenden gleich stumpf. Für sie haben nur die Freuden des Tisches einen Werth in der Welt. — Im Gegentheil waren die erhabensten und weisesten und vielthätigsten Menschen jederzeit von bewundernswürdiger Enthaltsamkeit. Sie genossen nur so viel, als zur Aufrechthaltung ihrer Gesundheit vonnöthen war; sie verachteten die thierischen Freuden an Leckerbissen, und zogen die einfachste Kost darum vor, weil sie die dem menschlichen Körper ersprießlichste ist.

Schwelgerei und Gaumenkitzel vernichtet, als ein sträflicher Mißbrauch göttlicher Gaben, die Gesundheit und verkürzt das Leben. Durch fortgesetzte Lüsternheit und Uebung stumpft der Prasser seinen Geschmacksinn also ab, daß derselbe zu seinen natürlichen Bestimmungen unfähig werden muß. Dinge, vor welchen den unverwöhnten Menschen Ekel befällt, reizen seine Begierden, und er vereinigt sie mit den Stoffen seines Körpers, unwissend, welche Folgen daraus entstehen mögen, denn er hat den Wächter seiner Gesundheit betäubt. Ihm wird das Gemeine fade; er gelüstet nur nach dem Ungewöhnlichen und Allem, was seine Nerven stärker reizt oder auf neue Art. Er sinnt auf neue Mischungen der Speisen, erhitzt mit feurigen Gewürzen sein Geblüt, und nicht das Leben, sondern ein flüchtiges Schmeicheln

seiner Geschmacksnerven ist der Zweck seines Essens und Trinkens. — Aber beobachtet den Unglücklichen nach wenigen Jahren; wie steht er entstellt und verwandelt da! — Ein Heer unbekannter Fieber schleicht um seinen Tisch her. Die Säfte seines Leibes sind vergiftet, seine Nerven sind zerrüttet. Bleich und schwammig, zu jeder höhern Gemüthserhebung unfähig, wird er die Beute seines viehischen Lasters, und der Raub eines vorschnellen Todes.

Aber Frohmuth und Gesundheit, die von Wangen und Augen lächeln, sind die Blüthe, und langes Leben die Frucht der Mäßigkeit. Der Enthaltsame, immerdar zu allem Guten aufgelegt, weil sein Geist frei ist, findet die Welt schöner, weil er sie auf mannigfaltigere Weise genießt. Der Hunger ist es, welcher seine einfache Kost süßer würzt, als dem lüsternen Prasser seine mit allen Hilfsmitteln einer vergifteten Kunst zubereiteten Gerichte.

Sobald diese künstliche Reizung der Eßlust und der Kitzel des Gaumens zur Leidenschaft erwächst, hat der, welcher sich ihr ergibt, keine Bürgschaft mehr, weder für Gesundheit noch Lebensverlängerung, noch für die zweckmäßigste Verwaltung und Erhaltung seines irdischen Vermögens, das ihm Gott gewährte. Wie oft sind wir Zeugen vom Verfall des Wohstandes ehemals sehr begüterter Familien, ohne daß uns von ihnen ein besonderer äußerlicher Prachtaufwand, oder irgend ein zerstörender Unglücksfall bekannt wurde! — Genäschige Eßlust und Schlemmerei waren die Urheber ihres Untergangs. Das Kind des weiland reichen Prassers lebt heut in dunkeler, dienstbarer Abhängigkeit, und nagt am elenden Almosen, weil die gewissenlosen Aeltern ihr Gut, das sie den Nachkommen überantworten sollten, in feine

Speisen und Getränke verwandelten. Inzwischen der Enthaltsame jederzeit zu seiner Lebensnothdurft wenig gebraucht, und daher beim Mangel des Verdienstes, bei Stockung seines Gewerbes oder bei andern nachtheiligen Ereignissen, sich ohne Mühe einzuschränken weiß, wird der Schwelger von seiner Leidenschaft zur Fortsetzung eines gleichen Aufwandes gezwungen. Die einmal an den beständigen Reiz verwöhnten Nerven heischen Befriedigung, und er macht, was ihm übrig bleibt, zum Opfer seines gefräßigen Gelüstes. — Oft sollte man zweifeln, daß der Mensch zu einer solchen ganz thierischen Versunkenheit fähig wäre, durch welche die Würde unsers Geschlechts geschändet wird, wenn man nicht der traurigen und ekelhaften Beispiele so oft und viele sähe.

Eben diese Leidenschaft, welche Körper und Geist zugleich schwächt, wird gemeiniglich die Quelle anderer Sünden. Sie erstickt die zärtlichen Gefühle der Aeltern zu den Kindern, und hemmt die vollkommene Ausübung der Pflicht, für dieselben gehörige Sorge zu tragen. Sie reizt zur Hartherzigkeit gegen Arme, zu Betrug und Ungerechtigkeit, wenn der Ueberfluß zu schwinden anfängt, aus welchem man bisher zu schwelgen im Stande war. Sie verleitet zu einem niederträchtigen Geiz, damit man auf der andern Seite für die Lust des Gaumens desto reichlicher verschwenden könne. Doch wer möchte die Kette der Sünden und Verbrechen zählen, welche das erste Laster nachschleppt!

Am gefährlichsten und schädlichsten wirkt dasselbe aber durch Beispiel und Verwöhnung auf die Jugend. Es ist genug, Kindern den Hang zur Genäschigkeit und Liebe zu Näschereien und Gaumenlust eingeflößt zu haben, um ihnen denselben zu ihrem Nachtheil für die ganze Folge

des Lebens zu geben. Und wenn sie einst auch durch den Wechsel der Schicksale, oder durch Verarmung, das Gelüst zu stillen außer Stand gesetzt werden, bleibt darum nicht minder der einmal erweckte Reiz, und macht sie nur um so unglücklicher; bleibt ihnen darum nicht minder das durch künstliche Speisen und Gewürze vergiftete Blut, und jeder Nachtheil allzufrüh gereizter Nerven. Hang zum Wohlleben, zur Ueppigkeit, eine oft unüberwindliche stille Begierde, die Wollust zu sättigen, ist das Erbtheil solcher Elenden. — Mustert die Jugend, den Lebenswandel, die Tugenden, die Laster, die Geistesfähigkeiten derselben in großen Städten, oder in solchen, wo Wohlleben und Gaumenlust herrschend sind! — Vergleichet sie mit der Jugend derjenigen Gegenden, in welchen Enthaltsamkeit noch edle Sitte ist! — Ihr werdet manchmal erschrecken vor den Wirkungen des Lasters. Ihr werdet Kinder finden, die schon die Leidenschaft des Jünglings und der Jungfrau spüren; Jünglinge und Jungfrauen, welche schon die Ungemächlichkeiten des höhern Alters empfinden. Ueberall vorschnelle Entwickelung, schwächliche Treibhauspflanzen, frühkluge Kinder, stumpfe Männer ohne Geisteskraft, und nicht selten mit Lebensüberdruß.

Möchte ich doch nie meiner höhern Würde vergessen, und nie zu dem herabsinken, was mich mit dem Thiere gemein macht und ihm gleichstellt! Zwar will ich nicht die Freude verschmähen, welche mir Gottes Güte durch den Sinn des Geschmacks gewährt — aber eingedenk werde ich bleiben, daß dieses nur eine der niedrigsten Freuden ist, die ich auch mit vernunftlosen Geschöpfen theile; eingedenk, daß mein allzugroßes Wohl-

gefallen daran leicht zur Leidenschaft entarten, und mich für höhere Freuden unempfänglich machen kann.

Mein Geist ist das Hocherhabene, dem alles Andere untergeordnet ist. Ich habe genug gethan, wenn ich nur auf das Bedacht genommen habe, was zur Erhaltung körperlichen Wohlbefindens hinreicht. Jedes Zuviel ist ein Raub an dem, was ich meiner unsterblichen Seele zu leisten verpflichtet bin; ist eine Kette, die mich an das Niedrige, Vergängliche des Staubes fesselt, und durch ihre Schwere den freien Aufschwung des Geistes zum Himmlischen lähmt.

Edle Enthaltsamkeit, sei du in allen meinen Genüssen meine Begleiterin; holde Tugend, werde der Schutzengel meines Geistes und seiner irdischen Hülle! So werde ich den edelsten Verblichenen ähnlich, deren Andenken noch heute die Welt segnet; so werde ich dem göttlichen Urheber meines höhern Lebens ähnlich, Dir, o Christus Jesus, der die Ueppigkeit der Welt verachtete, um die Seligkeit und Größe des Geistes rein zu empfinden! — Wie einfach war Dein Leben, wie mäßig Deine Nahrung! Wie reich warst Du in Deiner Armuth, da Du, mit Wenigem begnügt, noch immerdar übrig hattest, auch Deinen leidenden, nothdürftigen Brüdern wohlzuthun! — Welche Unglücksfälle hätten Dich erschrecken können, da das Sinnliche nicht Dein Leben und Dein Alles war; da irdisches Unglück uns doch nichts Anderes rauben kann, als das Sinnliche, hingegen die Geistesfreuden wohl unangetastet lassen muß!

Enthaltsamkeit und mäßige Befriedigung des Triebes, der auf Erhaltung meines Leibes abzweckt, macht mich von Menschen und Schicksalen unabhängig, gibt mir Zufriedenheit auch im Schooße der Armuth. Der nähert

sich der Gottheit, welcher also bestehen kann, daß viele Menschen seiner Hilfe bedürfen, er selbst hingegen zu seinem Glücke nur der Gunst sehr weniger Menschen bedarf. Der Prasser ist nicht nur ein Sklav seines eigenen Gaumens, sondern auch in starker Abhängigkeit mit seinem Glücke vom Wohlleben der Guten und Schlechten; ein Knecht fremder Launen, selbst der Witterungen, die über ihn hingehen.

Himmlischer Vater, ich flehe nicht um Reichthum und Macht — ich habe solcher zum freudigen Genusse dieses Lebens nicht vonnöthen — nur um mein tägliches Brod bitte ich mit Deinen andern Geschöpfen, und um Weisheit, dies mit Mäßigkeit und dankbar auf Dich gerichteten Empfindungen zu genießen. — O, noch habe ich mancherlei Ueberfluß, dessen ich entbehren könnte: warum verwahrlose ich ihn? Warum wende ich mehr an mich, als mein Bedürfniß fordert? Warum mache ich mich durch solche Verwöhnung von sehr zufälligen Dingen abhängig? — Es leben noch von meinen Mitbrüdern — sie haben, durch eigene oder fremde Schuld, nicht so viel gesunde Nahrung, daß sie sich und ihre schmachtenden Kinder damit sättigen könnten. Warum vergesse ich sie? — Ach, es seufzen, in ihre Lumpen gehüllt, wohl noch Kranke und Schwache auf ihren Schmerzenbetten — der Wein, welchen ich ohne Durst, nur zum Vergnügen einschlürfe, wäre ihnen vielleicht eine stärkende, rettende Arznei. Wie? soll ich dies Gelüst stillen, während ich eine höhere Seligkeit mit wenigen Tropfen Weins erkaufen, vielleicht einer verlassenen Familie einen Vater, unerzogenen Kindern noch eine treue Mutter retten könnte? — — Was habe ich gethan? Wie wenig, Gott, o gnadenreicher Gott, war ich

Deiner Gaben werth! — Ach, läge ich an der Stelle jener Elenden, hätten sie meinen jetzigen Wohlstand — sie würden vielleicht edlere Menschen und barmherziger gegen mich sein!

Ich will eilen! — Ich will Gutes thun! — Ich will von meinem Ueberflusse mittheilen! — Ich kann noch Glückliche machen, und der dies kann, ist reich! Und wer dies sein will, muß selbst nur wenig für sich bedürfen wollen. — Gib uns, Vater im Himmel, nur unser tägliches Brod! Amen.

10.

Betrachtung der Sinne.

Der Geruch.

2. Mos. 29, 18.

Anbetend steh' in Gottes Heiligthume,
Im Tempel der Natur, o Christ,
Wo ihrem Schöpfer auch die kleinste Blume
Den süßen Opferduft vergießt!

Und wenn der Opferduft von jeder Blüthe
Mit Wohlgerüchen dich umwallt:
Bist du allein für deines Schöpfers Güte
Empfindungslos, o Mensch, und kalt?

Nein, opfernd, Vater, bring' ich in der Stille,
Mein Leben Dir zum Heiligthume, Dir!
Geopfert werde, Vater, Dir mein Wille,
Und jedes edlere Gefühl in mir!

Die ersten Menschen, unbekannt mit den Verknüpfungen und Wirkungen in der Natur, und begierig den segnenden Gottheiten des Lebens die Empfindungen der Liebe

und Dankbarkeit zu bezeugen, sahen von Bergen und Thälern die Nebel emporsteigen zu den Wolken. Sie sahen den Rauch in langen Säulen sich zu den Höhen emporwälzen, von wo ihnen Sonnenschein und Regen, Wärme, Licht und Gedeihen kam, oder der Blitz durch donnerndes Gewölke leuchtete, oder der Regenbogen wie ein wunderbares Farbenthor flammte. Dort, über den Wolken und Sternen, vermutheten sie den Aufenthalt der Götter; und sie dachten sich die Götter als menschenähnliche Wesen, doch mächtiger als alle Sterblichen, und von unsterblicher geistiger Natur.

Da sprachen die ersten Menschen untereinander: Es nähren sich die Götter nicht mit den Speisen der Menschen; nur die feinsten Düfte steigen zu ihren Sitzen empor. Wie mögen wir uns ihr Wohlgefallen gewinnen, oder ihnen ein erkenntliches Gemüth offenbaren? Wie können wir uns ihnen mit Geschenken nahen?

Da ward das Opfer erfunden. Es war der erste Gottesdienst. Auf geheiligten Altären brachte der Sterbliche mit Andacht die Erstlinge seiner Heerden und Früchte, und aufgelöset in den Flammen sah er den Opferdunst freudig zu den Himmeln aufsteigen. Er brachte Weihrauch, Myrrhen, und Alles, was Wohlgerüche verbreitete, um es auf den Altären anzuzünden.

Auch Moses behielt aus der Religion des Alterthums den Opferdienst bei, und richtete ihn zur Ehre Jehova's ein; denn es ist dem Herrn ein Brandopfer, ein süßer Geruch, ein Feuer des Herrn. (2. Mos. 29, 18.)

Als aber Jesus Christus in die Welt trat, und seine höhern Offenbarungen gab; als er lehrte, Gott sei ein Geist, anzubeten im Geist und in der Wahrheit; als er lehrte, daß ein reines Herz Gott wohlgefälliger sei, denn

Brand- und Sühnopfer: da hörte der sinnliche Gottesdienst des Alterthums auf. Er selbst hatte ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt. (Ebr. 10, 12.)

Noch heutiges Tages ist bei vielen heidnischen Völkern das Anzünden der Opfer gewöhnlich. Ihnen scheint der feinste Duft der Speisen eine den Göttern würdige Nahrung zu sein. Dieser Irrthum ist ungebildeten Menschen um so verzeihlicher, da die Empfindungen des Geruchsinnes viel Aehnlichkeit mit denen des Geschmacks der Zunge haben. Wir aber, als Christen, haben ganz andere Gründe, die Macht und Weisheit des liebenden Schöpfers in diesen Empfindungen zu bewundern. Wir erkennen darin eine neue Vorsorge des Vaters für unsere Erhaltung wie für unser Vergnügen. Und je aufmerksamer wir auch diesen Sinn unsers Leibes betrachten, je mehr sich vor uns neue Wunder in den göttlichen Einrichtungen der Natur offenbaren.

Der Duft der Speisen selbst, insofern er bloß durch den Geruch wahrgenommen wird, ist keine Nahrung. Er ist bloß ein Verkünder dessen, was der Geschmack zu erwarten hat. Darum vermählte die göttliche Vorsorge diesen Sinn so genau mit dem Sinne des Geschmacks. Darum ward jener so nachbarlich zu diesem gesetzt, daß keine Speise in den Mund gebracht werden solle, die nicht schon durch ihre Ausdünstung verrathe, ob sie genießbar und wohlthätig sein könne. Der Geruch ist gleichsam das vorausprüfende Auge des Geschmacks. Was dem Gefühl der Nase Ekel erregt, verabscheut der Gaumen.

Alle Körper aber dünsten aus und werden dadurch dem Geruche empfindlich: das heißt, alle Körper verflüchtigen sich in unendlich kleinen Theilen, die weder

dem äußern Gefühle, noch dem Geschmack erkennbar sind, und zu deren Wahrnehmung eine viel reizbarere Zartheit der Nerven erforderlich ist.

Hätten wir ein so scharfes — ich möchte sagen, geistiges Auge, um auch das Feinste zu erkennen, was uns in der Luft umschwebt, wir würden eine neue Welt sehen; wir würden um jeden Körper einen eigenen, größern oder kleinern Dunstkreis erblicken, welcher die Dunstkreise von Millionen anderer kleinerer Körper durchschneidet. Wir würden jeden einzelnen Menschen, jedes Thier, jede Pflanze, ja jeden Stein, jedes Metall, in ein solches Gewand von feinen Dünsten eingekleidet erblicken, ähnlich dem Monde, wenn er in trüber Luft einen Hof um sich zeigt. Unser Auge erkennt von diesem Allem nichts. Es glaubt klar durch die reinste Luft, wie durch ein Nichts, zu sehen, und hält sie für den leersten Raum, während vielleicht millionenfach verschiedene Körper in ihr umherschwimmen, von welchen wir, ohne es zu ahnen, mit jedem Athemzuge einen ganzen Strom verschlingen und wieder aussprudeln, wie der Wallfisch des Meeres Wasserströme durch seine Nase hervorspringen macht. Schon wenn einzelne Sonnenstrahlen streifenweise durch die Fenster unserer Wohnzimmer dringen, erstaunen wir bei dieser hellern Beleuchtung der Luft über die Wogen der schwebenden Staubwirbel, Federchen und unbekannten, sich glänzend umherwälzenden Punkte, in deren Mitte wir leben und athmen, und von deren Dasein wir in der weniger erhellten Luft nicht das Geringste empfinden. Oder wir sehen mit Verwunderung bei einiger Kälte der Luft den menschlichen Athem wie perlenfarbene Wolken hervorströmen, der sonst dem Auge beständig unsichtbar zu sein pflegt.

Diese Ausdünstungen, welche unaufhörlich fortdauern, sind so unendlich feine, sich von den Körpern absondernde Theile, daß sie weder der Größe und Gestalt, noch dem Gewichte der Körper etwas zu nehmen scheinen. Und doch nehmen nothwendig die Körper dabei ab, weil sie Theile verlieren. Die Ausdünstungen verschiedener Metalle, wie des Kupfers, Messings u. s. w., sind selbst dem Geruche empfindlich. Dennoch kann ein solches Metall viele Jahre lang seine Verflüchtigung fortsetzen, ohne für unser Auge und Maßstab an Größe, noch für unsere feinsten Wagschalen, die noch immer so unbehilflich dafür sind, einen millionsten Theil der Schwere einzubüßen. — Von der Auflösbarkeit der Körper in unnennbar kleine Theile kann man sich durch die einfachsten Versuche überzeugen. Ein wenig Schwefel, welches kaum den Raum einer kleinen Erbse einnimmt, verbreitet sich durch das Verbrennen weit umher durch die Luft, daß seine Theile ein ganzes Haus erfüllen, und durch den Geruch entdeckt werden, wo sie für das Auge nicht mehr vorhanden sind.

Die Blumen, deren gewürziger Duft die Lüfte balsamisch durchfließt, sind in einem fast ungeheuern Dunstkreis eingewickelt. So wie der Geruch uns ihre Nähe verkündet, sind wir schon in einen dichten, wiewohl unsichtbaren Nebel eingetreten, den sie wunderbar verborgen ausdampfen. — Ach, wir glauben, mit unserer Kunst und Erkenntniß so weit zu reichen; wir glauben mit unsern Augen oft schon das Innerste der Natur zu erspähen, und doch streifen wir damit nur auf ihrer äußersten, groben Hülle hin. Gott läßt uns noch mehr ahnen von dem, was sei, als erkennen; weil schon das, was uns von seinem Reichthum erkennbar ist, mehr ist, als wir auch bei allem Fleiße, und bei der größten Länge

unsers Lebens übersehen und ergründen können. Er läßt uns nur ahnen, was er uns noch unendlich Vieles vorbehalten hat, was wir einst unter andern Verhältnissen, mit andern feinen Sinnen ausgestattet, als Beweise seiner Majestät und Größe bewundern werden.

Wenn wir bedenken, wie also die ganze weite Luft, welche uns umgibt, gleichsam ein Meer von allerlei Stoffen ist; ein Meer, worin zahllose Körper aufgelöset schwimmen; aufgelösete Thiere, Pflanzen, Metalle und Erden — darf es uns noch unbegreiflich sein, wenn durch andere unbekannte Naturkräfte alle diese Stoffe wieder wohlthätig auf lebende und todte Wesen zurückwirken? — wenn die Luft für Menschen und Thiere und Pflanzen ein wirkliches Nahrungsmittel wird? — wenn gewisse Pflanzen, wie manche Zwiebelgewächse, bloß aufgehangen in der Luft, wachsen und grünen? — wenn plötzlich am reinen Himmel dichte Gewölke zusammenziehen, die man nicht entstehen, sondern sich nur vergrößern sieht, man weiß nicht, woher? — wenn Feuerflammen durch die Wolken brennen, oder Regenströme über Welttheile niederstürzen, und weite Landschaften überschwemmen, als wären Meere übergetreten?

O Gott, wunderbarer Schöpfer! je aufmerksamer sich mein forschender Blick auf Dich richtet, je lebhafter fühlt mein schwacher Geist seine Unmündigkeit, seine niedrige Stufe auf der Leiter der von Dir erschaffenen Wesen. Ich kann nicht von Deinen Werken reden, welche ich durch die wenigen Sinne erkenne, die Du mir für dieses Erdenleben verliehen, ohne in ehrfurchtsvolles Erstaunen und in Anbetung zu versinken. Herr, was bin ich, daß Du noch meiner gedenkest! Welch ein geringes Nichts in Deinem All der Schöpfung! — Aber Du hast mich durch Jesum

aus meiner Tiefe erhoben. Er lehrte mich Dich als Vater ehren und lieben. Vater der Unermeßlichkeit, auch mein Vater bist Du! Mich vergissest Du nicht, der Du selbst dem unsichtbaren Stäubchen seinen Beruf und Zweck gegeben. Mich wirst Du nicht vergessen noch versäumen, der Du, wenn mein Körper längst verweset, aufgelöset und verstäubt ist, noch dessen durch alle Lüfte schwimmenden Ur-Theil bewahrst und zu neuen Bildungen verwendest. Ja, Vater, es ist ein großes, es ist ein des Christen würdiges Geschäft, Dich in Deinen Wundern aufzusuchen, und durch Betrachtung der irdischen Sinne uns Deine erhabenen Absichten zu erklären. Ohne jenen Sinn des Geruchs wäre uns die unsichtbare Körperwelt verschlossen, und die merkwürdigsten Erscheinungen Deiner Schöpfung zwischen Erde und Himmel blieben eine finstere Unbegreiflichkeit.

Eine schwammichte, zarte, löcherige Haut überkleidet das Innere der Nasenhöhle. In dieser Haut verbreitet sich das feinste Gewerbe eines Nervenpaars, nebst Zweigen eines andern, vom ersten verschiedenen, Nervenpaars, die alle zum Gehirn gehen. Die Enden der Nerven sind mit einem klebrigen Schleim bedeckt, und gegen Verletzungen geschützt. Sie sind es, welche, sobald sie von den aufgelöseten und verflüchtigten Theilen der Körper berührt werden, jene Empfindung hervorbringen, welche wir Gerüche nennen. Je mehr Ausdehnung und Fläche in den an die Stirn grenzenden Nasenhöhlen jene nervenreiche, empfindliche Haut besitzt, je stärker ist das Geruchsvermögen. Bei den meisten fleischfressenden Thieren ist sie sehr entwickelt, wie z. B. beim Hunde, beim Wolf, beim Fuchs u. a. m. — Zwar haben diejenigen Thiere, welche ohne Knochen sind, keine sichtbaren Nasen, aber dem-

ungeachtet das Vermögen des Geruchs. Bei Insekten, Würmern, Muscheln ist es für uns unergründlich, mit welchem Theile ihres Körpers ihr Geruchsinn verbunden sei. Dennoch aber dürfen wir keineswegs daran zweifeln, daß sie ihn in einem hohen Grade besitzen, daß er bei ihnen die Stelle der Augen vertritt, daß er ihnen schon in weiter Ferne die Gegend andeutet, wo sie Nahrung für sich finden werden. Wer weiß nicht, daß die Ausdünstungen des Honigs und Zuckers, die wir, wenige Schritte nur entfernt, gar nicht verspüren, Fliegen, Bienen, Wespen und Ameisen weither herbeilocken? Wo verborgen ein thierischer Körper verweset, sammeln sich schnell entfernte Aasfliegen, um ihre Eier hineinzulegen, damit das zarte auskriechende Gewürm sogleich sein Futter finde. Der Wasserpolyp hat keine Augen; er gleicht in seiner faserigen Gestalt im süßen Wasser mehr einer Pflanze, als einem Thiere; dennoch weiß er es, sobald ein Würmchen, ein Insekt sich nähert; er weiß den Ort, wo es sich befindet, streckt seine Arme oder schwebenden, lebendigen Zweige dahin aus, ergreift, umwickelt und verzehrt es.

So ist, wie der Geschmacksinn, auch das Vermögen des Geruchs unter allen Thieren mehr oder weniger verbreitet. Er leitet sie zu ihren Wohnungen, zu ihren Speisen. Er ist eins der wichtigsten Mittel des Schöpfers zur Erhaltung seiner lebendigen Welt. Der Hund, dieser treue Begleiter und Freund des Menschen, erkennt und unterscheidet die Menschen; vermittelst seiner Witterung verfolgt derselbe noch die Thiere, findet sich durch sie auf den entferntesten Reisen in den unbekanntesten Gegenden, auch nach Tagen, Wochen und Monaten, zurück, während er nichts Anderes um sich her bemerkt, mit seinen Augen zum Erdboden niedersieht, oder in dunkler Nacht

wandelt. Der Geruchsinn unstreitig ist es, welcher die Schaaren der Zugvögel durch die höchsten Lüfte, über ganze Welttheile, über weite Meere hinwegleitet, daß sie nicht nur ihre Länder wiederfinden, in denen sie geboren wurden, sondern selbst ihre Städte, ihre Dörfer, ihre eigenthümlichen Nester.

Die Fische, obgleich in der Tiefe beweglicher, rauschender Wellen, selbst im trüben, schlammigen Wasser, welches nicht weit zu sehen gestattet, haben einen so feinen Geruchsinn, daß sie in der Ferne den kleinsten Punkt entdecken, wo für sie eine angenehme Nahrung liegt, und derselben mit Begierde zueilen. Die Lockspeise an der Angel wird von ihnen im Strom bemerkt, ehe sie dieselbe sehen; der Geruch des Hanfes betäubt sie.

Der Einfluß der Ausdünstungen auf die Geruchsnerven des Menschen ist von außerordentlicher Verschiedenheit. Diese Nerven sind aber oft durch Uebermaß der Reizungen eben so abgestumpft und verwöhnt, als der Geschmacksinn. In Städten, wo die Einwohner mit ihren Werkstätten enger beisammen sind, ist der Geruch selten so fein und ausgebildet, als bei Bewohnern einsamer Gegenden. Seeleute empfinden auf dem Meere die Nachbarschaft von Inseln, welche reich an aromatischen Gewächsen sind, zuweilen schon in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen; und man erzählt von wilden Naturmenschen, deren Geruchswerkzeuge so empfindlich sind, daß sie darin mit der wunderbaren Vollkommenheit des Hundes wetteifern.

Nicht jeder Reiz der Geruchsnerven ist allen Menschen gleich angenehm; was die einen erquickt und schmeichelt, ist den andern betäubend. Man weiß von einem sogenannten natürlichen Widerwillen gewisser Personen

gegen gewisse Dinge, die einem Andern ganz gleichgültig sein können; man weiß, daß sich diese seltsame Antipathie sogar zuweilen äußert, wenn Niemand von der Nähe des verhaßten Gegenstandes etwas spürt, während einen Einzigen in der Gesellschaft Bangigkeit oder Grausen und Ekel überfällt, bis der verborgene Gegenstand des Widerwillens ausgekundschaftet und entfernt wird. Diese Antipathie und ihr unendlich verfeinertes Wahrnehmen ist nur durch den Geruchsinn zu erklären, so wie es sich denken läßt, daß eben dadurch oft die sympathetischen Gefühle, die plötzliche Zuneigung der Menschen zu einander oder zu leblosen Dingen, entstehen könne.

Ueberhaupt aber ist dieser merkwürdige Sinn, der von der einen Seite dem Geschmack in Rücksicht der Empfindung sehr verwandt ist, von der andern Seite enger, als wir glauben, mit dem Gedächtniß verknüpft. Dafür zeugt schon die Fähigkeit des Hundes, welcher auch nach vielen Jahren der Trennung seinen verlornen Herrn wieder erkennt, sobald er, vermittelst der Geruchswerkzeuge, dessen Spur wieder gefunden. Dafür zeuget die fast räthselhafte Kenntniß, welche die weit um den Erdball streifenden Zugvögel von der Gegend ihrer heimathlichen Länder, und von dem kleinen verlornen Punkt auf der unermeßlichen Oberfläche dieses Weltkörpers haben, der ihr beständiges Nest ist. Selbst die Tauben, welche man viele Meilen weit von ihren Nestern entführt, regen kaum ihre Schwingen wieder frei in den Lüften, als sie in geradester Richtung dem Lande und Orte wieder zueilen, wo ihr Schlag ist. Erstaunenswürdig ist dieser Sinn bei den Vögeln. Ohne ihn würden sie, die durch Wälder und Felder am Tage herumflattern, ihr eigenes Nest unter tausend andern,

und den Strauch, den Zweig des Baumes unter tausend andern nicht wieder am Abend finden, wo das Nachtlager ihrer harrt, das sie selbst kunstvoll gebaut haben. — Umsonst verschüttet ihr dem abwesenden Thiere des Waldes und Feldes seine in die Erde eingegrabene Höhle, und macht deren Zugang unkenntlich: es wird sich neue Bahnen zu derselben öffnen. Die kleine Biene, welche geschäftig umher von Blume zu Blume summt, ihren Honig zu sammeln, kehrt zu ihrem eigenthümlichen Stock zurück, wenn Regenschauer drohen, oder die Sonne sinkt. Kein anderer Bienenkorb lockt sie unterwegs an, als derjenige, in welchem ihre eigene Familie wohnt und arbeitet.

So sind durch Gottes weise Einrichtungen die unsichtbaren Ströme von Düften die Straßen und Wegweiser von zahllosen seiner Geschöpfe, die ohne diese verderben würden. So ist für die Thiere der verfeinerte Geruchsinn, den der vollkommnere Mensch nur als eins seiner niedrigen Seelenwerkzeuge kennt, ein Stellvertreter vielfacher Kenntnisse und künstlicher Mittel, die der Mensch, welcher sich der Herr der Schöpfung nennt, nur mühsam und langsam ersindet. — Wie wunderbar ist die Haushaltung der Natur, auch selbst da, wo wir sie nicht sehen? — Wer in dieselbe nur mit den vollkommenern Sinnenwerkzeugen des Wurms eindringen könnte: welche außerordentliche Offenbarungen würde er zu machen haben! — Auch wir Menschen machen, wenn wir sonst nur aufmerksam genug auf das sind, was in uns vorgeht — auch wir machen nicht selten Erfahrungen davon, wie genau der Geruchsinn mit dem Erinnerungsvermögen zusammenhängt. Ein Duft, der uns entgegensteigt, eine Art des Geruchs, der uns nicht gewöhnlich

vorkommt, weckt oft plötzlich Erinnerungen von Vorfällen, Bilder von Gegenden und Menschen, an die wir außerdem vielleicht nie wieder gedacht haben würden. Mit dieser Reizung der Geruchsnerven erwacht wieder das Andenken von Ereignissen der frühsten Kinderjahre, und das ganz Vergessene steigt, wie aus einem Grabe, lebendig hervor.

Wahrscheinlich ist es nicht bloß die wollüstige, anmuthige Empfindung, welche uns mit stillem Entzücken füllt, wenn wir die süßen Düfte der Rose oder des Veilchens, der Lilie und Nelke, oder anderer aromatisch hauchender Gewächse einathmen. Es ist etwas Anderes und Höheres, das uns zu einem stillen, unaussprechlichen Wohlgefallen stimmt. Es ist die sanfte Anregung verworrener Erinnerungen, die wir uns dabei nicht klar machen können. Es ist das Zurückleben in eine Vergangenheit, die uns beseligt, die aber von der Macht der Gegenwart zu sehr verschattet ist, als daß wir sie hell genug erkennen sollten. Daher hat der Rausch, welchen der Duft wohlriechender Blumen, Kräuter, Oele und Gewürze in uns weckt, etwas Geistiges. Wir wähnen uns veredelter, körperloser, über Zeit und Vergangenheit dahinschwebend; wir sind geneigter zu stillen Betrachtungen, Träumen und Rückerinnerungen, als bei jedem andern Rausche, welcher die Frucht von genossenen Speisen und Getränken sein kann, und wo der Mensch gemeiniglich thätiger, auf die Gegenwart wirksamer, oder in die Zukunft hoffnungsvoller hinausblicken wird.

Diese Wirkung des Geruchsinns scheint bei den vernunftlosen Thieren weniger statt zu finden. Für sie gibt es keine Vergangenheit, keine Zukunft; und selbst das

Gedächtniß, welches sie haben, und was wohl in manchen Stücken das menschliche übertreffen mag, dient ihnen doch nur zum Genusse des vorhandenen Augenblicks und der Umstände.

So erinnert auch dieser einfache Sinn, von welchem wir im Leben am wenigsten Gebrauch zu machen glauben, uns an unsere Erhabenheit über die thierische Welt, an das Geistige in uns, welches nicht blind für Geschehenes und Kommendes nur Raub der anwesenden Minute sein soll, sondern mit dem Ewigen verwandt ist; — so leitet er das Thier auf unsichtbaren Straßen zu seinem Futter und Nachtlager, den Menschen aber zu Erinnerungen und höhern Ahnungen, die ihm als Geist geziemen.

Denn mehr Geist als Thier soll der Sterbliche sein. — Dahin deuten alle Einrichtungen des Schöpfers. Darum empfing der Mensch weniger vollendete und scharfe Sinne, als das Thier, damit er gezwungen sei, durch Entfaltung seiner höhern Kräfte das zu ersetzen, was ihm irdisch mangelt. Darum erschien er nackt und ohne ihm angeborne Waffen, wie der unbehilfliche Wurm; darum wird sein Geschmacksinn nicht vorzüglicher, als der des gemeinsten Thieres; darum wird er im Geruchsinn von vielen übertroffen, und der Scharfblick des Adlers ist heller, als das Auge des Menschen.

Mein Gott, mein Schöpfer, ich verstehe Dich in Deinen weisheitvollen Anordnungen — mein Glück, die Erhebung des Unsterblichen über das Sterbliche, ist in Allem Dein Zweck. Dahin ruft mich jeden Morgen Deine neue Liebe; dahin winken die Offenbarungen Deines Sohnes Jesu Christi; dahin leiten alle Fügungen der Natur, wie heilige Straßen, welche sich in einem

Punkte vereinigen, so weit sie auch auseinander zu liegen scheinen.

Und doch, wie oft verliert der Sterbliche sündigend den heiligen Weg, das göttliche Ziel, und wird ein elendes Wesen, das sich selbst verdammt, fern von seinem höhern Ziele zu bleiben und am Staub zu kleben. O Gott, wie verächtlich wird ein solcher Abtrünniger von Dir und den Gesetzen der Natur! Ohne Gefühl für seinen höhern Beruf, als unsterblicher Geist, lebt er für sinnliche Ergötzungen, und wird Thier, ohne nur die Vollkommenheiten der Sinne zu haben, mit denen Du vorzugsweise die vernunftlosen Wesen ausgestattet hast.

Herr, ich will mich heiligen und erheben in Deiner Wahrheit, und die Betrachtung Deiner Werke leitet zur Wahrheit. Du selbst bist die höchste, die beseligendste. Ich will nicht müde werden, diese zu erforschen und zu erkennen. So werde ich mir selbst deutlicher werden, und den Weg meines ewigen Heils nicht verfehlen. O gib mir, Vater, gib mir Kraft dazu durch Deine Gnade! Amen.

11.

Betrachtung der Sinne.

Das Sehen.

Psalm 119, 18.

Ich lobe Dich und preise
Dich, o mein Gott, allein!
Wer ist, wie Du, so weise?
Verstand und Rath ist Dein.
Ach, möchte, Herr, mein Geist
In allen Deinen Werken
Auf Deine Weisheit merken,
Die, wer Dich kennet, preist!

Was, Gott, mein Aug' entzücket,
Rühmt Alles Deine Macht,
Ist herrlich, ist geschmücket,
Ist Ordnung, Kunst und Pracht!
Sie schaffet, sie erhält,
Zu segnen, zu ergötzen
Nach weisesten Gesetzen,
Den schönen Bau der Welt.

Zwar hat schon der Sinn des Gefühls, des Geschmacks, des Geruchs großen Einfluß auf die Vervollkommnung des menschlichen Geistes; aber keiner einen so wichtigen, als der Sinn des Auges. Durch ihn werden wir erst mit der Welt vertraut, die wir bewohnen, und mit allen Wesen, die mit uns an Gottes Güte Theil nehmen. Durch ihn erst wird unser Gedächtniß reich, unsere Einbildungskraft lebendiger; wir empfangen von ihm erst den Begriff des Schönen und Erhabenen, deren Eindrücke uns begeistern; wir erblicken die Gottheit in ihrer

namenlosen Schöpfungspracht, und das regsame Spiel tausendfacher Ursachen und Wirkungen im All der Natur und der Schicksale.

Um den Werth des Auges zu fühlen, dürfen wir uns nur an die Stelle der Blindgebornen versetzen; so wie wir gewöhnlich die Gesundheit für nichts achten, wenn sie unser ist, und sie über Alles preisen, wenn sie mangelt. —

Eine ewige Finsterniß verhüllt dem Blindgebornen die Welt. — Finsterniß? Ach nein, auch nicht einmal von dieser hat er eine Vorstellung; mit der Finsterniß wäre wenigstens doch schon der Begriff einer dunkeln Farbe verbunden. Für ihn gibt es nicht einmal Finsterniß, so wenig als es eine solche für das Gefühl der Hand gibt. Hätten wir statt des Auges nur Wange: so würde eben so wenig Dunkelheit als Licht empfindbar sein. Für ihn ist nichts, als was er hören, betasten, schmecken, riechen kann.

Umsonst lächelt ihn die trauernde Mutter an, und beugt sich still weinend über ihn. Er weiß nichts von der Schönheit des menschlichen Angesichts, nichts davon, wie sich die Seele in allen Mienen abspiegelt. Er versteht nicht die Hälfte von der Sprache, die er lernt und hört, so wenig wir die Sprache höherer Wesen begreifen würden, wenn sie, mit erhabenern Sinnen ausgerüstet, von ihren Wahrnehmungen zu uns reden könnten; für ihn gibt's keine deutlichen Vorstellungen von Farben und Gestalten, von Fernen und Nähen. Er kennt nur das Einzelne, was seine Finger betastet. Ihm unterscheiden sich die Zeiten des Jahres nur nach Wärme und Kälte; Tag und Nacht nur nach dem Schlafen und Wachen der Menschen. Er strengt vergebens seine übrigen Sinne

an, den fehlenden Blick zu ersetzen. Sein feineres Ohr unterscheidet nähere und fernere Töne, ohne die Ursachen zu erkennen; sein Gefühl die Farben, aber ihren Glanz ahnet er nicht, sondern er bemerkt nur das Trocknere und Feuchtere, das Rauhere und Glättere. Was ist es denn, fragt er bei sich, was meine Brüder sehen können? Sie müssen höherer Naturen sein, als ich. Für sie ist die Welt unendlich größer. Sie haben ein Vermögen, Dinge der Zukunft zu wissen, welche ich noch nicht höre.

Und welch ein entzückenvolles Schrecken durchbebt den Blindgebornen, wenn ihm das Auge geöffnet wird! — Man hat ihm eine unbekannte Welt, ein anderes Leben gegeben. Er ist von Neuem ein Fremdling unter dem Himmel. Er findet sich in seinen gewohntesten alltäglichen Dingen nicht mehr zurecht, und muß die Augen schließen, um sich selbst und das wieder zu erkennen, was ihn umringt. Er schwebt in Lüften. Er unterscheidet nicht das Entfernte vom Benachbarten. Die Gestalten der Menschen, der Bäume, des Himmels, der Gebirge lagern sich gegen ihn, wie ein ungeheures Bild. Er streckt die Hand, und will die Sonne betasten, und die Gipfel entlegener Berge umspannen. Er hört Stimmen und Töne, aber Alles scheint ihm Sprache zu haben; die im Winde wankenden Zweige der Bäume, die dahin rauschenden Wellen des Stroms, die Thier- und Menschengestalten, Alles hat ein wunderbares Leben; er weiß nicht, wem die Gabe der Sprache zukommt. Vater und Mutter, Bruder und Schwester, sind ihm Fremdlinge; er muß die Augen verschließen, um sich von ihrem Dasein zu überzeugen. Der Glanz des Tages verschwindet mit dem welterleuchtenden Gestirn — Hügel, Thäler, Gärten, Wohnungen, Menschen verschwinden — er be-

greift die neuen Verwandlungen nicht, und fragt, wohin sie alle geflohen? Er sieht die Wunder der Finsterniß, das Himmelsgewölbe mit den goldenen Sternen, den zauberhaften Schimmer des Mondes. Es ist abermals eine andere Welt, die um ihn her schwimmt. Aber die matt strahlende Fackel des Lämpchens ist ihm so außerordentlich, als das ganze Firmament mit den zahllosen Lichtquellen. — Er sieht, aber begreift das Wunder nicht; er sieht, aber versteht das Gesehene nicht.

So wird uns einst vielleicht sein, wenn die Hand des Todes unsere irdischen Sonnen auslöscht, und die allmächtige Güte uns mit neuen Werkzeugen höherer Wahrnehmungen ausstattet. Auch wir werden in einem neuen Leben gleich Blindgebornen sein, welche zum erstenmale mit der Empfindung des Lichts beseligt werden. Wir werden uns selbst und das göttliche Weltall nicht mehr erkennen. Entzücken wird die neugebornen Geister durchzittern, wenn sie dann empfinden, wie dürftig ihre ersten Sinne auf Erden waren, mit denen sie das All der göttlichen Schöpfungen schon durchforschen zu können glaubten. Wie der Sehendgewordene erst nach Empfangung des Augenlichts seine vorige Armuth kennt, in der er sich schon zu reich dünkte, werden auch wir, als Verklärte, erst den tiefen Stand und die Armuth der menschlichen Natur einsehen, in der wir jetzt schon uns so hoch erhaben wähnen.

Das Auge, durch welches wir die Empfindung des Sehens haben, ist von einer außerordentlich kunstvollen Einrichtung. Eine nur am Vordertheile des Auges durchsichtige Hornhaut umfängt schützend das ganze, zarte Gebäude des Augapfels, der nach Willkür der Seele vermittelst daran befestigter Muskelbänder bewegt und

gedreht werden kann; mehrere feine Häutchen, die theils zusammenhängend, theils mit klarem Naß ausgefüllt sind, ruhen unter jener Hornhaut. Die innerste Bekleidung aber ist die Netzhaut des Auges, die von ungemeiner Reizbarkeit ist, weil in ihr sich der aus dem Gehirn hervortretende Sehnerv in unendlich kleinen Verzweigungen ausbreitet. Durch ihn allein gelangen wir zur Empfindung des Sehens, wenn das Licht durch die verschiedenen Häute und kristallenen Feuchtigkeiten des Sterns im Auge bis zum Hintergrund gelangt, wo sich die Bilder verkehrt auf der Netzhaut abspiegeln.

Zwar ist es der menschlichen Kunst gelungen, den sinnvollen Bau des Auges in seine kleinsten Theile zu zerlegen, und erstaunenswürdig wird die Weisheit Gottes, welche hier sich in den Einrichtungen des köstlichen Werkzeugs offenbart; — durch jene Kunst ist es auch gelungen, Blinden durch Hinwegnehmung einer Alles verfinsternden Haut das Sehen wieder zu geben: — aber wie durch den Reiz des Lichts auf die Sehnerven alle jene Empfindungen von Farben, Gestalten, Nähen und Fernen in die Seele gelangen, bleibt darum nicht minder eins der zahllosen göttlichen Geheimnisse. Die beträchtlichste Verschiedenheit im Abstand der Augenhäute von einander bewirkt eine Veränderung in den Wahrnehmungen der Welt außer uns; macht kurzsichtig und verdunkelt das Entfernte, oder verwirrt trübe die Gestalt naher Gegenstände und macht nur entlegenere deutlich. Der geringste Fehler in den zarten Nervenverzweigungen oder innern Feuchtigkeiten ändert den Eindruck, welchen die Farben verursachen, oder bewirkt, daß man zwar bestimmt sehen, aber nie die Farben gehörig von einander unterscheiden lernt.

Was ist doch neben dieser Gotteskraft und Weisheit der Witz aller Sterblichen! — Millionen Sterbliche werden geboren und gehen aus der Welt, und sie wissen nicht, wie wundervoll Gott sie baute; kümmern sich auch wenig darum. Gleich den Thieren des Feldes sehen sie, ohne einmal nur dankbar den Blick emporzuheben zu dem Geber der köstlichsten Gaben.

Wie die Kräfte der Natur unmittelbar auf die Nerven des Gefühl-, Geschmack- und Geruchsinnes wirken, so verursachen sie auf die Sehnerven eine eigene Reizung, welche wir Licht nennen. Denn alle Körper sind entweder beleuchtet, oder selbstleuchtend; und nur das gegen unser Auge dringende Licht macht sie wahrnehmbar. Wo es fehlt, herrscht Schatten und Finsterniß.

Die Strahlen des Lichts sind von unbeschreiblicher Feinheit, und dringen mit unglaublicher Schnelligkeit in schnurgeraden Richtungen vor. Es durchfliegt binnen einer Sekunde einen Raum von mehr als vierundvierzigtausend Meilen, ist folglich mehr als neunmalhundert- und fünfundsiebenzigtausendmal geschwinder als der Schall, der in einer Sekunde nur etwas mehr als tausend Schuh durchläuft. Die Strahlen der Sonne gebrauchen nur ungefähr acht Minuten, um aus der ungeheuern Ferne bis zu unserm Auge zu gelangen. Daher glauben wir beim Untergang dieses großen Gestirns es wirklich noch zu sehen, wenn es selbst schon unter der Erde ist, während das Strahlenbild durch den unermeßlichen Aether noch eine Zeitlang fortglänzt. Daher können am Himmel entfernte Gestirne schweben, die wir nicht sehen, weil ihr Licht aus den unendlichen Fernen noch nicht bis zu uns gedrungen; andere können seit Jahrhunderten vernichtet oder in weitere unsichtbare Fernen gerückt sein,

die wir noch immer sehen, weil ihr Strahlenglanz noch unterwegs ist.

Eine neue Macht Gottes, die im Weltall schwebt und wirkt! Erstaune ich schon über die Mannigfaltigkeit der Dünste und Stoffe, die im Luftkreise der Erde schweben, und den Bewohnern derselben zur Leitung vermittelst des Geruchsinnes dienen: was soll ich sagen von der Gewalt und unermeßlichen Schnelligkeit des Lichts, welches das ganze Weltgebäude verherrlichend durchströmt, und das Unendliche des Raums erhellt, und die Straßen und Sonnen im uferlosen All zeigt, und Welten in Verbindung mit Welten setzt! — So ist nichts leer in der unermeßlichen Schöpfung; Alles, das Entfernteste wie das Nächste, mit verborgenen Kräften und Wundern angefüllt. — O mein Schöpfer, ich selbst ein Wunder Deiner Allmacht, wie soll ich auch nur den geringsten Theil der Größe erkennen, in der Du mir schon hienieden erkennbar wärest! — Und füllte mein Leben die Dauer von Jahrtausenden aus, und wäre mein ganzes Dasein unter dem Himmel nur eine einzige, ununterbrochene Betrachtung Deiner Werke, ich würde in all meiner Weisheit und Erkenntniß nur einen geringen Tropfen des Weltmeers haben. Ach, und wie kurz ist nun mein Hiersein; wie oft wird meine Betrachtung Deiner Majestät unterbrochen; wie oft entfernt mich Leichtsinn und Gleichgültigkeit von den heiligsten und beseligendsten aller Vergnügungen hinweg!

Vermählt mit der Empfindung des Lichts ist die Empfindung der Farben. Die Forscher der Natur haben sich seit Jahrtausenden bemüht, dies Wunder, welches uns oft entzückt, zu enträthseln. Da wir in dem einzelnen Sonnenstrahl, wenn er unter gewissen Umständen

von durchsichtigen Körpern gebrochen wird, alle Grundfarben wahrnehmen, wovon der prachtvolle Halbkreis des Regenbogens zeugt: so ist es nicht unwahrscheinlich, daß alle Farben, die wir an den Körpern zu sehen glauben, nur Wirkungen der Lichtstrahlen sind. Je nachdem sie durch ihre eigenthümliche Natur empfänglich für einen oder den andern Farbenstrahl sind, zeigen sie sich unserm Blick in der eigenen Farbe. Daher röthet das rothfarbige Licht der Kohlen die Gestalten der Umstehenden, und die Flamme der Kerzen und Lampen, worin mehr gelbliche Strahlen sind, färben das Blaue grün, das Rothe bleich, das Weiße gelblich.

Und auch hier, wie weise und wohlthätig vertheilte die Hand des Schöpfers das Reich der Farben in der Natur! Welches Spiel der Lichter, welche Abstufungen und Zusammenordnungen der Farben, damit sie eben so sehr das Gemüth mit Lust erfüllen, als dem Auge wohlthun! Keine Farbe ist aber für die Sehnerven erquickender und stärkender, als das Grün. Und mit tausendfachem wechselndem Grün kleidete der himmlische Vater die ganze Pflanzenwelt, welche wie ein Kleid die Oberfläche des Erdballs umhüllt. Nie empfindet das Auge die Wollust an dieser Farbe lebhafter, als im erwachenden Lenz, wenn es den Anblick derselben lang entbehren mußte. Aber in den trüben Tagen des Winters sendet er den weitleuchtenden Schnee, und dieser muß die langen Nächte jener entfernten Länder erhellen, denen die Sonne oft für ein halbes Jahr untergegangen bleibt.

Die meisten Thiere haben, so wie wir, auch den Sinn des Sehens. Von manchen Gewürmen, an denen kein eigentlicher Kopf wahrzunehmen ist, läßt sich auch nicht behaupten, ob sie die Empfindung des Lichts ge-

nießen. Die kleinsten Milben, deren Welt ein Blatt, Thierchen, deren Meer ein Thautropfe ist, und deren Dasein nur mit Hilfe der stärksten Vergrößerungsgläser erfahren wird, scheinen doch Augen zu haben; denn bei ihren äußerst geschwinden Bewegungen weichen sie einander aus, als wenn sie sehen könnten. Wie unendlich klein, zart und wunderbar muß das Gebäude ihrer Augen und Nerven sein! — Man bemerkt, daß die kleinen Geschöpfe im Verhältniß zu ihrer Gestalt größere Augen haben, als die großen. Während an der Fliege das Auge wohl den zwanzigsten Theil des ganzen Körpers ausmacht, betragen die Augen des ungeheuern Wallfisches kaum den millionsten Theil seines Umfanges. Viele Insekten haben vier, acht und mehr Augen; einige besitzen deren mehrere hundert. Sie sind ihnen nothwendig, da sie nicht dieselben nach allen Seiten werfen können, wie wir, sondern sie unbeweglich haben. Darum erblicken sie aber die Dinge um sich her eben so wenig hundertfach, wie wir mit verdoppelten Augen sie zweifach sehen.

Auch nach Verschiedenheit des Aufenthalts und Lebens ist das Auge der Geschöpfe anders gebaut. Das der Landthiere ist erhaben; bei Insekten weit vorragend, um auch hinter sich zu blicken; bei den Fischen ist es flach. — Bei einigen ist der Stern und das Lichtloch des Auges beständig gleich; bei andern, wie auch bei den Menschen, erweitert es sich unwillkürlich im Dunkeln, um mehr Lichtstrahlen einzulassen, so wie es sich im Hellen zusammenzieht, um das Uebermaß des Lichts abzuwehren. Daher sind viele Thiere mit weiterm Stern im Auge, der sich nicht verengern läßt, durch das allzublendende Tageslicht genöthigt, nur in der Nacht ihr Geschäft zu treiben. Sie beleben die Finsterniß — denn immer soll

überall Leben sein. So ist der Wille der Gottheit. Sie gab Jedem nach seinem Bedürfniß, nach seiner Bestimmung, und versah selbst Thiere mit ungleich stärkerm Blick, als den Menschen, da bei jenen der Sinn zu ersetzen hat, was dieser durch seine erhabnere Seele zu bewirken weiß. Der Wurm, in der Tiefe des Erdbodens wühlend, erkennt sich dort; und der Vogel, hoch in den blauen Lüften schwebend, erblickt die Nahrung klar, welche tief unter ihm auf der Erde liegt. Der Raubvogel, welcher dem menschlichen Auge kaum als ein kleiner Punkt am Himmel bemerkbar schwebt, erkennt mit Helligkeit die kleine graue Lerche, wie sie zwischen den grauen Erdschollen des Ackers sich bewegt, und mit Wetterschnelle stürzt er auf die ersehene Beute nieder.

Doch den Thieren ist dieser köstliche Sinn nur Werkzeug der Lebenserhaltung, und nicht mehr. Der Mensch erweitert durch ihn das Gebiet seiner Erkenntnisse und Empfindungen. Das Thier blicktmit gesenktem Antlitz nur zur Erde, aus der es entsprungen ist; aber aufrecht ist die Gestalt des Menschen. Er wirft den Blick zum Himmel in das Endlose des göttlichen Alls hinein. Von der Gottheit stammt sein erhabener Geist, zu der er einst heimkehrt, inzwischen seine Staubhülle zur Erde fällt, an der sie haftet. — Er bereichert durch den Sinn des Gesichts den Schatz seiner Erfahrungen; er schärft durch ihn seine Urtheile; er bevölkert seine Einbildungskraft mit neuen Wesen.

Todt ist der Blick des Thieres für das Schöne der Natur und Kunst. Der Mensch, obgleich nicht mit derjenigen Vollkommenheit des Auges, wie sie von manchen Thieren besessen wird, sieht mehr, als jedes Thier. Er sieht in der Mannigfaltigkeit eine wunderbare Ordnung;

er sieht in den Schöpfungen das Schöne. Gefühle, dem Thiere fremd, entzücken ihn beim Anblick hoher Gebirge, die über des Himmels Wolken hinwegragen, oder der finstern Abgründe, die sich unter seinen Füßen aufspalten; beim Anblick weiter Landschaften voller Anmuth, oder einzelner Blumen voll unnennbarer Pracht. Darum ist er Mensch! — Er soll das Schöne und Erhabene erkennen und empfinden, was dem vernunftlosen Geschöpf verborgen bleibt, — und mehr als dies, er soll den Schöpfer ahnen in Allem, was er erblickt.

Beklagenswürdig sind die Unglücklichen, welche nur Augen zu haben scheinen, den Thieren gleich, um ihre Nahrung zu suchen und niedrigen, sinnlichen Gelüsten nachzueilen! — Sie sind es, von denen Jesus sagt: Sie haben Augen und sehen nicht! Für sie hat nur das einen Werth, was ihrem Körper wohlthut, was ihren irdischen Wohlstand mehrt. Sie sind zu sehr Thiere, um sich auf den Fittigen des andachtsvollen Blickes gen Himmel zu schwingen! — Und doch empfinden sie das Schöne, aber sie lieben es nur, weil es ihren Nerven schmeichelt. Und doch ist ihnen das menschliche Angesicht das schönste, in welchem sich die reinsten Tugenden des Gemüths ausdrücken.

Man sagt, das Auge sei ein Spiegel der Seele, ein Verräther des Gedankens. In der That ist kein einziger unserer Sinne, auf welchen die Seele geschäftigern Einfluß zu üben gewohnt ist, als das Auge. Daher bezeichnen sich alle Gefühle und Leidenschaften so schnell und unwillkürlich durch dasselbe. Auch der feinste Heuchler findet in einem wenig beachteten Blick seinen Verräther. Betrachte den Zornigen — er strahlt gleichsam verzehrendes Feuer aus; — den Schuldbewußten, er kann den Blick nicht fest zu euch erheben; — den Tückischen, er möchte

sich vor euch verbergen; — den Redlichen, der nichts zu scheuen, und keine Schuld zu verheimlichen hat, er zeigt euch den offenen, hellen, freundlichen Blick der Unschuld, durch welchen ihr in die Tiefen seiner Denkart niedersehet.

Auch in dieser merkwürdigen Einrichtung der Natur liegt ein höherer Zweck Gottes. Daß die Gemüthsart des Sterblichen sich so schnell in seinen Blicken spiegelt, scheint nicht bloß zur Absicht zu haben, daß wir uns vor Unsersgleichen hüten können, wenn er gefährlich ist, oder uns an ihn anschließen, wenn er gutartig scheint: nein, die Tugend liebenswürdig, das Laster ekelhaft zu machen, schon durch den bloßen Sinn des Gesichts, ist eins der zahllosen Erziehungsmittel des menschlichen Geschlechts in der Hand Gottes. Seelenvollkommenheit ist immer das letzte und höchste Ziel. So innig kann kein Blindgeborner die Tugend lieben, das Laster verabscheuen, als derjenige, welcher jene in ihrer Unbefangenheit und schönen Erhabenheit, oder die Sünde in den verzerrten Geberden auf jedem Menschenantlitz lebhaft sinnlich dargestellt erblickt. Es begegnet kein Sterblicher einem andern, ohne sogleich aus seinem Gesichte zu lesen: Was ist dieser in seinem Innern werth? Hat er Edelmuth oder Heimtücke? Ist es redlich oder falsch? freundlich oder abschreckend? Und wie uns Gott auf diese Weise täglich mit sichtbaren Bildern edler und unedler Seelen umringt, legt er den Reiz in uns, selbst edler und besser zu sein, um Gott und Menschen angenehmer zu erscheinen. — Auch der Verdorbenste versucht es; so groß ist die Gewalt des Sittlich-Schönen auf des Menschen Gemüth. Aber der Bösewicht, der Thierisch-Gesinnte, das Herz mit der Miene verwechselnd, übt nicht jenes, sondern nur diese, und bringt es höchstens bis zum

Kunststücke der Heuchelei. Das Thierische schimmert ihm überall durch die Larve der Tugend hervor, und sein Antlitz wird eine widrige Verzerrung.

O wie viel hast Du gethan, heilige Allmacht, um mich auf dem Pfade jedes meiner Sinne an das Einzige zu erinnern, was mir Noth ist — an Seelenerhebung, an Geistesvollkommenheit! Wie tausend Wegweiser zum höchsten Glück, die zu Dir hinaufdeuten, hast Du nahe und fern um mich hergestellt, daß, wenn ich des einen nicht achte, der Anblick der andern mich zurecht leite! — Wie schwer ist es, Dir abtrünnig zu werden, und das Göttliche zu vergessen, das mein Ziel ist! — Und doch ist der Mensch Dir abtrünnig, und verkehrt seine Natur und vergeht unter falschem Bemühen. Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht! klagte Jesus. — Nein, mich soll diese große Anklage nicht treffen. Ich würde ja Alles, ich würde den ganzen Zweck meines Daseins einbüßen; ich wäre unwürdig, von Dir, Vater der Liebe, erschaffen worden zu sein.

Oeffne die Augen meines Geistes, daß ich Dich und mein ewiges Ziel beständig erblicke; Dich im Thautropfen und in den Welten des Himmels; Dich im Glanz der Blume und im verheerenden Sturm; Dich im Kreise der Jahreszeiten und wechselnden Tage, und im Aufblühen nnd Welken der Saaten und Menschen. Deine Weisheit, Deine Barmherzigkeit, Deine Macht strömt, sich mir offenbarend, meiner Seele durch alle Sinne zu. Könnte ich Dein vergessen, wozu Du mich berufen und erwählt hast?

Mögen diese Sinne einst ersterben: mein Geist wird Dich finden; mein gebrochenes Auge möge die Welt verlieren: Dich wird es ewig schauen. Amen.

12.

Betrachtung der Sinne.

Das Gehör.

1. Sam. 16, 23.

Hätt' ich den Reichthum jedes Landes,
Was hälf' er? Keiner Schätze Werth
Ersetzt den Mangel des Verstandes,
Den wahrer Weisheit Glanz verklärt;
Dich zu erkennen, groß und hehr
Gabst Du mir Sprache und Gehör!

Dich, Gott des Guten und des Schönen,
Preist aller Welten frohes Chor;
So steig' in andachtsvollen Tönen
Auch Dir mein Lobgesang empor!
Wer könnte fühllos schweigen, wer?
Du gabst ja Sprache und Gehör!

„Wenn nun der Geist Gottes über Saul kam, so nahm David die Harfe, und spielte mit seiner Hand: so erquickte sich Saul, und ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.“

So schildert die heilige Schrift die Gewalt der Tonkunst. Wer hat sie nicht empfunden? Wen hat sie nicht schon mitten in dumpfer Gleichgültigkeit neu erhoben und begeistert, oder aus dem Arm der Freude zu den Thränen stiller Wehmuth gerufen; oder aus der Sorgennacht zu einer heitern Ansicht des Lebens? — Aber durch welchen Zauber mögen Töne über das Gemüth eine solche Herrschaft üben?

Der Saitenklang von Davids Harfe zerstreute Sauls Schwermuth. Das Geräusch kriegerischer Musik erweckt

den Muth zum Kampf. Die majestätischen Stimmen der Orgel erheben das Gemüth zu höherer Andacht. Schon sind Kranke genesen durch die stärkende Macht des Gesangs, und Wahnsinnigen kehrte auf dem weichen Strom der Töne die verlorne Besinnung wieder zurück. — Bei vielen der gesittetsten Völker des Alterthums gehörte die Anwendung der Musik zu den öffentlichen Anordnungen, die Sitten edler, den Geist erhabener, den Sinn der entzweiten Menge einiger zu machen. Damals ward die Tonkunst noch einfacher, der Gesang naturgemäßer. — Beides mangelt unsern Tagen fast ganz, da man den Zweck der Kunst über Künsteleien aus den Augen verlor, und die Bewunderung einer mühsamen Gelehrtheit Vielen köstlicher dünkte, als die Urbestimmung der Töne, welche ihnen der Schöpfer anwies, das schlummernde Gefühl zu wecken, und die Seele gleichsam zum Aufschwung in höhere Regionen zu beflügeln.

Alle Völker, sobald sie sich aus dem tiefsten Staube der Thierheit zum Menschlichen erhoben, kannten die überirdische Macht sinnvoll geordneter Töne. Der Wilde in Wüsten und Wäldern, kaum fähig, die ersten Bedürfnisse des Lebens dem Erdboden abzugewinnen, fühlt schon die Wollust des Gesangs, und erfindet früher das Werkzeug zur Hervorbringung ohr- und herzberauschender Wohlklänge, als den Pflug für den Acker. Bei allen Völkern, welche Religionen sie auch haben mögen, ist die Tonkunst eine Begleiterin des Gottesdienstes, und es ist die Strenge derer tadelnswürdig, welche die Verehrung des höchsten Wesens von allem Sinnlichen entkleiden wollen.

Der Sterbliche, der zugleich im Staube und im Himmel, im Endlichen und Unendlichen athmet, hat den

Geist, um das Irdische zu beherrschen, und hat das Irdische, um den Geist zu vervollkommnen. Beide regen sich in lebendiger Wechselwirkung. Wenn sich das Laster mit allem Schmuck der Sinnlichkeit ziert, um Herzen zu vergiften: warum wollet ihr der Tugend alle Waffen rauben, mit denen sie das Sinnliche bekämpfen kann? — warum die Pracht der Tempel verachten, und den Zauber der Tonkunst verwahrlosen bei der Gottesverehrung, weil Gott ein Geist sei, den man nur im Geiste und in der Wahrheit anbeten solle? Gott ist ein Geist, aber der Mensch ist es nicht ganz. — Wohl gehst du in die Einsamkeit, und betest da oft mit glühender Andacht — aber was ist es, das in der Einsamkeit, oder im Schoose der Natur, dieser Andacht oft die stärksten Schwingen lieh? — Was war es, wenn du da standest, und die Pracht eines Sonnenaufgangs bewundertest, was dich zur Ehrfurcht und Anbetung des Höchsten hinriß? — Wenn unter dir die Ströme rauschten, Nebelsäulen emporstiegen aus den Thälern wie von Opferaltären; die Lerchen über dir im rothstrahlenden Goldgewölb sangen, und die Wälder erbrausten: war es nicht die Gewalt der Farben, der Zauber der Töne, der deine Sinne berauschte, dein Blut schneller bewegte, Thränen in dein Auge, Gebete auf deine zitternden Lippen legte? — Du sahest, du hörtest Gott in den Wundern seiner Huld, und deine Sinne verkündigten dir die Stärke des Allerhöchsten.

Wenn denn der Einfluß edler Umgebungen auf Sinne und Gemüth unzweifelhaft ist: so wird eine zweckmäßige Verschönerung der Gott und unserer Andacht geweihten Tempel, feierliche Ordnungsfolge der gottesdienstlichen Handlungen und Veredelung des kirchlichen Gesangs eine Pflicht weiser Obrigkeiten, denen eines Volkes Adel d Frömmigkeit werth ist.

Von allen Tönen, die uns durch ihren Wohllaut entzücken, sind menschliche Stimmen die vollkommensten. Durch die Stimme verkündet sich der innere Zustand des Gemüthes, oft die volle Denkart des Menschen. Anders tönt der Zorn, anders die Liebe, anders die Wehmuth, anders die Freude. Ohne die Sprache des Fremdlings zu verstehen, ohne ihn mit unsern Augen zu erblicken, erkennen wir seine Bewegungen aus dem Klang, aus der Langsamkeit oder Eile seiner Stimme. Wie beim Menschen, so beim Thier. Der Vogel singt seine Seligkeit, der Hund gibt durch seine verschiedenen Töne die mancherlei Zustände der Empfindungen zu erkennen. Des Löwen erschreckliches Gebrüll macht die trotzigsten Thiere der Wildniß beben, und entspannt ihren Muth.

Was dem Auge die Farben, das sind dem Ohr die Töne; was jenem die Gestalten, sind diesem die Worte der Sprache. Aber wie der Sinn des Auges edler ist, als der Geruchsinn, weil er der Seele einen größern Reichthum von Vorstellungen zuführt: so ist der Sinn des Gehörs edler, als der des Sehens. Ohne Gehör wäre keine Sprache; ohne Sprache keine Deutlichkeit der Vorstellungen, keine Mittheilung der Gefühle und Gedanken. Der Taubstumme ist eins der unbeglücktesten Wesen; für ihn fehlt die schönste Seite der Schöpfung. Kein fremdes Herz kann sich in das Seinige ergießen; keine Vorwelt hat für ihn gelebt: ihre Erfahrungen sind für ihn verloren, ihre Tugenden dauern ohne seine Bewunderung; er lernt die Gebräuche des Lebens, aber nicht die daran geknüpften höhern Begriffe; seine Einsichten sind verworren, denn nur was wir in Worten denken, wird bestimmt und klar gedacht — alles Andere

ist ein undeutliches Hinbrüten. Für ihn bleibt die Gottheit dichter verschleiert; er ahnet sie aber in dunkler Ferne. Sein Leben ist ein Gewohntsein; die Natur und Menschheit für ihn ein räthselvolles Schauspiel, das an seinen Augen vorüberzieht, ohne Plan und Zweck.

Heil den Menschenfreunden, den Edeln, welche die göttliche Kunst erfanden und übten, erbarmungsvoll den Taubstummen aus seiner Verstoßung aufzurichten, und ihm durch den Sinn des Auges die Vorstellungen von dem Unsichtbaren zu geben, welche wir nur durch das wunderbare Mittel der Sprache empfangen! Sie sind Seelenretter, denen der schönste Ehrenkranz der bessern Menschheit gebührt; sie sind Vormünder der Allverwaiseten, welche sie zur Gottheit und Ewigkeit mit sich leiten.

O Vater im Himmel, auch sie sind ja Deine Kinder — und auch diese Unbeglückten rufst Du zur Seligkeit. Dunkel ist Dein Rathschluß, daß Du ihrer Seele hienieden ein unvollkommeneres Werkzeug verliehen. Ach, Du zeigtest uns an ihnen, wie viel Du uns gabst, da Du die Stimmen der Natur bis in das Innerste unsers Gemüths dringen ließest, damit sie Dich offenbaren könnten.

Unbegreiflich, wie das Mächtigste und Geringste in Deinen Werken, o Gott, ist auch dieser edelste unserer Sinne, ohne welchen Geister sich Geistern auf Erden nicht mittheilen könnten, und Jesus Christus die Worte göttlicher Weisheit dem Geschlechte der Sterblichen nicht gebracht haben würde.

Umsonst erforschen wir den Bau des kunstvollen Werkzeuges, durch welches wir Töne vernehmen, die unsere Seele rühren, belehren, erheben. Eine durch die Luft

fortgesetzte Bewegung der Körper dringt zu unserm Ohr, eingerichtet durch seine äußere Gestalt, Klänge aufzufangen, und ungeschwächt durch einen Irrgang zusammenhängender Höhlen zu dem darin ausgebreiteten Nervenmark zu führen. Die hier mitgetheilte Erschütterung pflanzt sich zu unserm Vorstellungsvermögen fort — wir nennen es hören.

Die Luft, in welcher sich die Töne verbreiten, gleicht einem immer bewegten, unsichtbaren Meere, in welchem wir leben. Wie der ins Wasser geworfene Stein die stille Oberfläche desselben bewegt, auf derselben kleine Wellenringe bildet, die ihre Erschütterung nach der Ferne ausdehnen, immer weiter, immer größer, immer schwächer werden: so der in die Luft hinausgeworfene Klang. Hätten wir ein so verfeinertes Auge, daß wir, wie die Bewegungen des Wassers, auch die durch Töne entstandenen Lufterschütterungen und Luftwellen sehen möchten: wir würden neue Wunder erblicken, von welchen wir jetzt kaum eine Ahnung haben. Ohne Zweifel bilden alle Töne gewisse regelmäßige Gestalten in dem uns umschwimmenden Elemente. Wir wissen dies aus denjenigen bewundernswürdigen Gestalten, welche der auf einer vom Geigenbogen gestrichenen Glasscheibe ausgestreute feine Sand im Augenblicke bildet, da der Klang das Glas erschüttert. Der gleiche Ton malt hier dem Auge auch immer die gleichen Linien, Punkte und Sterne von Staub. Was die Glasscheibe durch ihre Schwingungen hervorbringt in Flächenbildern, das erzeugen auch gewiß die Schwingungen der Luft mit gleicher Ordnung, aber in gewaltigern Ausdehuungen in Höhe, Tiefe und Weite.

Wie wir mit zwei Augen doch jeden Gegenstand nur einfach sehen, so hören wir auch, ungeachtet des doppelten Gehörwerkzeuges, jeden Ton nur einfach. Welche unermeßliche Uebereinstimmung und Genauigkeit muß also in der Bildung der Gehörgänge und Nerven stattfinden! Der zarteste, von keinem menschlichen Auge erkennbare Unterschied würde Verwirrung erzeugen müssen. So finden wir in der That bisweilen, daß Personen, welche sehr bestimmt und leise hören, das Nahe wie das Ferne, doch die Klänge nie in ihrer ganzen Reinheit vernehmen. Dies erhellet besonders, wenn sie sich vorsetzen, solche im Gesange nachzuahmen. Das falsche Gehör scheint aus einer geringen Abweichung in den innern Bildungen beider Gehörwerkzeuge zu entstehen, und es würde verschwinden, wenn sie den Ton nur mit einem einzigen Ohre hören möchten.

Geruch, Gesicht und Gehör werden mit Recht die edlern unserer Sinne geheißen, denn sie sind es, welche unsern Geist am meisten mit Erfahrungen aller Art bereichern. Wie der Geruch am meisten mit dem Erinnerungsvermögen zusammenhängt, das Sehen hingegen dem Gedächtniß wie der Einbildungskraft den meisten Stoff von der Außenwelt zuleitet; so ist es der Gehörsinn, welcher am unmittelbarsten nicht nur auf Gedächtniß und Einbildungskraft, sondern auch auf die Empfindung und deren Belebung wirkt.

Wer aber wagt es, die geheimnißvolle Verwandtschaft äußerer Klänge und innerer Gefühle zu erklären? Wir vermögen es nicht, so lange uns die in der Natur wohnenden Kräfte in ihrer Verbindung dunkel sind. Der einzelne Schrei des Thieres wird von Thieren der gleichen Gattung verstanden, und der ängstliche Ton

der Henne bei Wahrnehmung des in den Lüften drohenden Raubvogels, wird von den Küchlein verstanden, die kaum das Licht gesehen, und sich unter die Flügel der rufenden Mutter verbergen. Jeder Ton, den das Thier ausstößt, ist Stimme der Natur und keine Sprache. Denn Sprache ist aus willkürlichen Tönen zusammengesetzt, die erst durch Aufnahme ins Gedächtniß langsam erlernt werden müssen. Aber es ist Verwandtschaft zwischen den Stimmen der Thiere und ihren Gefühlen. Die jüngsten verstehen die ältesten. Ein Ton ist genug, um die mit demselben verwandte Empfindung sympathetisch in einem andern Thiere gleicher Gattung lebendig zu machen.

Dasselbe findet unter den Menschen statt; doch nicht in solcher Vollkommenheit. Aber auch der Säugling erwiedert schon das Lächeln der Mutter und ihren schmeichelnden Ton mit süßem Lächeln, so wie das Weinen Mitleid und Wehmuth erregt. Allein was bei den Thieren Naturklang und Einheit mit der Natur ist, das ist bei dem Menschen schon Sache der Seelenkräfte, des Gedächtnisses, des Urtheils des Einbildungsvermögens — es ist erlernte Sache. Nur weil wir selbst schon geweint haben, verstehen wir das Aechzen der Trauernden; weil wir selbst gelacht haben, verstehen wir vom Fremdling den Ton des Gelächters; weil wir die Folgen drohender Stimmen kennen lernten, erschrecken wir vor dem donnernden Rufe des Zorns.

Am reinsten erblickt der Mensch die Naturverwandtschaft seiner Gefühle mit äußern Tönen noch in der Musik wieder. Und eben dadurch wirkt dieselbe mit so unwiderstehlicher Macht auf die Gemüther der unwissendsten Wilden, die noch kaum eine Sprache erfanden, wie

auf das Herz der gebildetsten Menschen. Wen sie ungerührt läßt, dem mangelt etwas in der Ordnung seiner Nerven. Es ist Unvollkommenheit seiner feinern innern Einrichtung, es ist eine geistige Taubheit, die weder durch Erziehung noch durch einen Fehler des Herzens und der Denkart verursacht wird.

Wenn gleich andere Geschöpfe den Menschen in demjenigen übertreffen, was man Verständniß der Naturstimmen heißen könnte, ist dies doch so wenig sein Nachtheil, als daß er in Rücksicht der Vollkommenheit anderer Sinne oft den Thiereu nachstehen muß. Sondern wir erkennen darin die Weisheit des göttlichen Schöpfers, die den Sterblichen zwang, seine Zuflucht zur Entwickelung des ihm verliehenen unsterblichen Geistes zu nehmen. Das Thier ist mit der Natur alles Irdischen eins; der Mensch ist mit der Natur des Irdischen durch seinen Geist entzweit. Er selbst ist eine höhere Kraft, eine selbstständige, willkürliche, über geringere Kräfte herrschende. Wo aber Herrschaft ist, da endet die Gleichheit und vollkommene Einheit. Darum ist das Thier eins mit der Natur, weil es, aus geringern Kräften geformt, sich nicht zur Herrschaft erheben kann; des Menschen Geist hingegen strebt gewaltiger empor, erkennt sich selbst als edler, und unterwirft sich nur den ewigen Ordnungen des Naturganges, weil auch sein Werkzeug, der Leib, die Frucht niederer Kräfte ist, die in das allgemeine Reich der Sinnenwelt gehören. Der Geist sucht sich eine andere Welt. Er denkt Gott, Ewigkeit, Freiheit. Dahin schwingt sich die Seele keines Thieres.

Darum ist die Sprache der Vorzug des Menschen; er theilt mit keinem andern ihm bekannten Geschöpfe das Vermögen, sich durch willkürlich geschaffene Klänge die

feinsten seiner Empfindungen, die erhabensten seiner Vorstellungen mitzutheilen. Er verrichtet Wunder, die er selbst nicht in ihrer Möglichkeit vollkommen begreifen kann. So wie Gott auf wunderbare Weise den menschlichen Geist in den Staub des Erdensterns einkleidete, so hüllt der Mensch den Gedanken, diese geistige Frucht des in ihm vorhandenen Göttlichen, in irdische Luft, und sendet ihn in dieser Hülle, Wort genannt, dem horchenden Sinne des Mitbruders zu. Die Luft verrinnt am Ohr desselben, der Leichnam des Gedankens stirbt, aber das Geistige dringt über in den Geist des Mitbruders, und vermählt sich demselben. Dies heißt Sprache.

Wer erstaunt nicht über diese Mittel, durch welche Geister im Irdischen einander sich selbst offenbaren! Sollen wir zweifeln, daß Gott höhern Wesen, als uns, noch andere Mittel gegeben, sich einander zu offenbaren? Wie unendlich mannigfaltig sind die Schöpfungen und Mittel seiner irdischen Welt — soll größere Armuth in der Geisterwelt herrschen, deren König und Vollendetstes die Gottheit selber ist? Wie das Thier tief unter uns steht in Rücksicht der Mittel, so stehen wir tief unter den Reihen höherer Naturen. Wie wir uns durch die wunderbare Einrichtnng der Sprache über den Schrei des Thieres erheben, so stehen durch vorzüglichere Mittheilungsarten vollkommenere Geister über uns.

Die Sprache entwickelt sich unter den Völkern der Erde mit ihrer Vernunft. Der roheste Wilde bezeichnet die nothwendigsten seiner Bedürfnisse und die alltäglichsten Dinge des Lebens um sich her mit einfachen Lauten, in denen er theils den Ton der Dinge selbst, theils denjenigen nachahmt, welchen er, von ihnen angenehm

oder unangenehm berührt, selbst auszustoßen pflegt. So entstand die Sprache. So finden wir sie zum Theil noch jetzt in ihrer ursprünglichen Dürftigkeit unter wilden, nackten Bewohnern entfernter Himmelsstriche. Mit der Erweiterung der Erfahrungen, Kenntnisse, Bedürfnisse und Verhältnisse wächst der Reichthum der Worte und Benennungen an. Eine Nation erbt und lernt von der andern, ein Zeitalter vom andern.

Daher finden wir auch in den Sprachen der heutigen Völker noch viele gleichlautende Bezeichnungen gleicher Gegenstände, die im frühesten Alterthum dieselben waren, und wir erkennen in der Sprache unsers Vaterlandes unsere Abstammung von uralten Völkern des Morgenlandes, deren Nachkommen daselbst mit uns in vielen Dingen einerlei Worte gebrauchen. Es ist genug, daß eine Nation entweder abgesondert von andern leben, oder in genauen Verbindungen mit andern, oder daß sie ihren ursprünglichen Wohnsitz ändern muß: mit dem Laufe der Jahrhunderte verwandelt sich die Sprache. Andere Bildung des Volks zeugt andere Worte; ein anderer Himmelsstrich, der auf die Sprachwerkzeuge einwirkt, zeugt andere Tonbildungen. Es war der Wille der Gottheit, daß auch in den Mittheilungsarten der menschlichen Geister durch Sprache die größte Mannigfaltigkeit herrsche, wie überall und in allen Dingen der Schöpfung.

Die heilige Schrift erzählt uns den Ursprung von der Verwirrung und Verschiedenheit der Sprachen. Anfänglich hatte alle Welt einerlei Zunge und Sprache. (1. Mos. 11, 1.) Bei der Lebensart der Menschen, die nur Viehzucht und Jagd kannten, zerstreuten sie sich leicht, und verloren sich von einander. Sie wollten einen Thurm bauen bis in die Wolken des Himmels, daß sie sich

beständig zu ihrer Heimath zurückfänden, oder sie nach langer Trennung doch wieder erkennen möchten. Aber Gott wollte, der ganze Erdball solle durch sie bevölkert und bewohnt werden. Das enge Beisammenleben der Erschaffenen mußte sie von den Zwecken der Schöpfung entfernen. Darum verwirrte der Herr ihre Sprache. Die nach langen Zeiten zur Heimath zurückkamen, verstanden das Wort ihrer Brüder nicht mehr. So wurden sie getrennt, und also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder.

Die Verschiedenheit der Sprachen ist eine weise Anordnung der göttlichen Vorsehung. So bequem es auch scheinen möchte, wenn alle Bewohner des Erdkreises durch einerlei Zunge sich sogleich gegenseitig verständigen könnten: mit so vielen Nachtheilen würde es für die Freiheit der Völker und ihrer Geistesthätigkeit verbunden sein. — Eigene Sprache gibt eigene Denkart dem Volke; Verschiedenheit der Sprachen begründet die Verschiedenheit der Nationen. Wo aber diese ist, da findet edler Wetteifer statt. Das Beispiel der Einsicht, Aufklärung und des Wohlstandes der Einen reizt die Andern zur Nachahmung. — Die Verschiedenheit der Sprachen begründet die Verschiedenheit der Ansichten und Kenntnisse. Wie die Mannigfaltigkeit derselben unter einzelnen Menschen zum Widerspruch, der Widerspruch zur Kraftentwickelung, die Entwickelung der uns inwohnenden Kraft zu dem führt, was gut und wahr und recht ist: so geschieht es auch von Nationen zu Nationen. Darum soll im Weltall kein todtes Einerlei, sondern ein immerwährendes Ringen von Kraft gegen Kraft sein, daß aus der Gährung des Ganzen ein immer Vollendeteres hervorgehe.

Ueberall in der Körper= wie in der Geisterwelt das gleiche, große, Alles leitende Gesetz! — Ueberall, o Ewiger, Allweiser, Dein erhabener Wink, daß Alles, was da ist, nur zur Veredlung unserer unsterblichen Seele wirke. Diese ist es, zu deren Erzieherin Du alle Naturkräfte, alle Schicksale erschufst. Damit sie sich entfalten möge zu ihrer Herrlichkeit, gabst Du uns die Wundermacht der Sinne, den Reiz der Gefühle, die Zartheit des Geschmacks, fülltest Du die Luft mit Düften, enthülltest Du der Wesen Formen nnd Farben, bewegtest Du uns durch Töne und Sprache — und darum sandtest Du dem Menschengeschlechte, dem sinnlichen, sündigen, nachdem die Zeit erfüllt war, Deinen ewigen Sohn, unsern Befreier, Erlöser, daß Er uns noch das Göttlichere kund thue!

Anbetungswürdiger! Angebeteter! Ich schaudere froh in der Mitte der Wunder, die mich umschweben; in der Mitte der Wunder, in welche Du mich, wie in ein Kleid, gehüllt hast. Dies Kleid wird einst abfallen, Deine Allmacht wird mir ein herrlicheres reichen. Die Welt, wie ich sie durch meine Sinne bisher erkannte, wird vor meinem brechenden Auge verschwinden, aber eine andere, wunderbarere, schönere wird sich vor mir aufschließen. — O Vater, Vater, ich bin nicht würdig der Gnade und Liebe, welche Du mir erzeigt hast. Ach, könnte ich hienieden mich so vollenden, daß ich Deiner Huld würdiger wäre! Aber in Betrachtung Deiner will ich mich heiligen. Bleibe mir mit Deiner Gnade! Amen.

13.

Freigebigkeit der Natur.

Erste Herbstbetrachtung.

1. Mos. 32, 10.

Allschaffender, wer ist Dir gleich,
Allliebender Erhörer!
Wie bist Du so unendlich reich,
Mein Vater, mein Ernährer!
Mit Tausenden empfangen wir,
Alltäglich, bester Gott, von Dir,
Licht, Leben, Brod und Kleidung.

Was unser Leib bedarf, Du gibst
Es, Vater, uns mit Freuden;
Keins Deiner Kinder, die Du liebst,
Darf Noth und Mangel leiden.
Du beutst ja jeglichem sein Brod;
Der Mensch nur selber schafft sich Noth
Und bauet sich sein Elend.

Während Gott die Menschen und die Welt beglückt, wie unaussprechlich elend macht der Mensch sich selbst und die ganze Welt durch den Wahnsinn seiner Leidenschaften! Wie demüthigend ist diese Erinnerung! Wer möchte da nicht mit dem Erzvater Jakob ausrufen: Wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an uns gethan hast. (1. Mos. 32, 10.)

Viel tausend Landleute zitterten im Laufe des Jahres vor dem nachtheiligen Einflusse der Witterung. — Aber wie vergeblich war ihre Angst! War nicht eben

dieses Jahr eines der fruchtbarsten? — Wie leicht verliert doch der arme Sterbliche Glauben und Muth! Wie maßt er sich doch bei aller Beschränktheit seines Verstandes so gern an, mit seinen dem Lauf der Dinge ganz entgegengesetzten Wünschen die Maßnahmen des ewigen und allein weisen Weltbeherrschers zu tadeln! Wie bildet er sich in seiner Schwachsinnigkeit so gern ein, es besser zu wissen, als der Vater und Herr der Welten, von dem alle guten Gaben kommen! — Wahrlich, wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an uns gethan hast.

Und indem ich nun den Reichthum und Segen Gottes in diesem Jahre erblicke; höre, wie man rings umher mit den Aernten zufrieden ist; wie man keine Hungersnoth, keine Theurung zu befürchten hat: kann ich mich in meiner der Andacht geweihten Einsamkeit würdiger beschäftigen, als damit, daß ich den Blick zu dem Geber dieses Segens emporrichte und auf die geheimnißvolle Haushaltung der Natur bewundernd hinschaue?

Er gibt uns Speise und Trank, und nährt Alles, was da lebet auf Erden! — Ach, und wie viel lebet auf Erden! — Das Wort Alles ist so leicht dahin gesprochen, aber unsere Einbildungskraft bebt zurück, wenn sie sich dies Alles vorstellen soll. — Wenn man nur von einem Berge herab eine volkreiche Landschaft mit ihren vielen Dörfern und Wohnungen übersieht, und ungefähr weiß, wie viel tausend Menschen aller Stände und Alter auf dem Flecken Landes wohnen, welchen das Auge übersieht, und weiß, wie viel Lebensmittel jeder Art dazu gehören, das ganze Jahr hindurch nur einen einzigen Menschen zu ernähren: wie muß man erstaunen, daß dieses Fleckchen Land so viel Menschen ernähren

kann! Woher ein zureichender Vorrath von Lebensmitteln für Alle?

Und wie außerordentlich groß ist die Zahl der Sterblichen, welche auf der ganzen Erde zerstreut wohnen In Europa allein, wo auch wir wohnen, leben derselben an hundert und achtzig Millionen. In Asien, dem eigentlichen Stammlande des menschlichen Geschlechts, mögen wohl fünfhundert Millionen Menschen sein. In Afrika schätzt man die Zahl der Einwohner freilich nur auf hundert und zwanzig Millionen, weil daselbst ungeheure Sandwüsten ganz ohne Leben sich in unabsehbaren Fernen verbreiten. Allein zum Theil eben diese Wüsten, zum Theil die Wildheit der Menschen, welche längs den sandigen Einöden wohnen, haben verhindert, in das Innere dieses großen Welttheils einzudringen. Man weiß heutiges Tages mit ziemlicher Gewißheit, daß dort große und volkreiche, fruchtbare Länder liegen; daß dort handels- und gewerbreiche Städte sind, welche an Größe und Bevölkerung den größten Städten in Europa gleichkommen. — Die Anzahl der Menschen, welche den amerikanischen Boden bewohnen, ist verhältnißmäßig zu den weitläufigen Landstrichen gering und beträgt noch nicht hundert Millionen; so wie auch der fünfte, erst vor wenigen Jahren genauer entdeckte Welttheil der Südländer nur einige Millionen Einwohner haben mag: so, daß man die Menge aller Menschen, die auf Erden leben, über neunhundert Millionen stark schätzt.

Neunhundert Millionen Menschen erwarten täglich auf Erden, durch Gottes, ihres Schöpfers und Vaters Gnade, Speise, Nahrung und Nothdurft des Lebens. Und der Vater dieser Millionen, der Allbarmherzige,

sorget für sie Alle; kennt die Bedürfnisse jedes Einzelnen, des sterbenden Greises und des kaum zur Welt gebornen Säuglings, des Schiffers auf dem Meere, der in demselben Augenblick mit Sturm und Wellen kämpft, als der Wanderer in kalten Weltgegenden Wurzeln unter dem Schnee aus der kalten Erde hervorsucht, oder ein Anderer in den brennenden Sandwüsten nach einem Tropfen Wasser schmachtet, und plötzlich eine stille Quelle rinnen sieht. Für Alle sorgt der Herr; und jedes Jahr und jeder Tag sieht seine Güte neu werden. Sein Reichthum ist unerschöpflich.

Kleinmüthiger, warum bekümmerst du dich alle Tage so ängstlich: was werden wir essen, was werden wir trinken? — Mütter, Väter, warum jammert ihr so vertrauenslos um das Schicksal eurer Kinder, wenn ihr ihnen früh absterben und kein Vermögen hinterlassen solltet? — War es denn eure Kraft, oder war es nicht vielmehr Gottes Huld und Kraft, die euch bisher nährte und kleidete? — Gehet hin, betet und arbeitet; für das Uebrige lasset den Vater sorgen, dem wir Alle angehören. Werfet eure Sorgen auf den Herrn, er wird's wohl machen. Der, welcher täglich über neunhundert Millionen Menschen erhält und nährt, wird von seinem reichlichen Gastmahl wohl auch noch Brosamen genug übrig haben, dich und die Deinigen genugsam zu sättigen. Denn siehe, so viel ihrer sind, sie werden alle satt, und es bleiben noch Nahrungsvorräthe genug von einem Jahr zum andern übrig. Und würden der Menschen auf Erden noch mehr, als schon sind, sie würden alle ihr Lager, ihr Kleid, ihr Obdach, ihre Speise, ihren Trank finden.

In der That sind bis zum heutigen Tage noch lange nicht alle Gegenden der bewohnbaren Oberfläche des Erdballs bevölkert, so fruchtbar und ergiebig auch der Boden sein mag. Da verderben die schönsten wildwachsenden Früchte; Keiner genießt sie. Da keimen und vermodern ungeheure Waldungen, durch deren Finsternisse vielleicht noch kein Mensch zu dringen wagte. Wilde, reißende Thiere und Gewürme nisten dort ungestört, bis sich das Geschlecht der Menschen dahin ausbreitet. Es könnten der Sterblichen um die Hälfte mehr leben, als heute vorhanden sind, und alle würden zu ihrem Unterhalt hinreichend finden.

So groß ist Gott; so unerschöpflich sein Segen.

Es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daß die Anzahl der Menschen auf Erden noch täglich anschwelle, und sich in bisher noch niemals bewohnte Gegenden ausbreite, so gewiß es von der andern Seite ist, daß auch das bewohnbare Land, seit Schöpfung der Welt, von Jahrtausend zu Jahrtausend zugenommen hat.

Ein einziges Menschenpaar bewohnte ursprünglich das glückliche Eden. Es war dies Menschenpaar genug, daß der Erdball bevölkert wurde, und heute noch über neunhundert Millionen von dessen Nachkommen leben.

Es ist wohl nicht weit von der Wahrheit, wenn man behauptet, daß anfangs, gleichsam in der Kindheit des Erdballs, derselbe größtentheils von Wasser bedeckt war, und nur einzelne Inseln, jetzt Gipfel und Rücken hoher Länder, aus dem unermeßlichen Wasserspiegel hervorragten. Das Meer, welches den Erdkörper umfing, nahm immer mehr ab; die Inseln wurden größer, das feste trockene Land erweiterte sich. Viele Inseln stießen endlich mit ihrem Boden zusammen, wurden zu Welttheilen.

So finden Reisende die zuverlässigsten Spuren, daß der Welttheil Amerika und derjenige der Südländer am spätesten aus dem großen Weltozean gestiegen seien. Noch jetzt haben sich dort die Wasser nicht alle verlaufen; noch jetzt ist dort der größte Theil des Bodens feucht und morastig, mit Seen und Sümpfen ohne Zahl durchzogen; die Ströme sind so breit, so tief, wie keiner der gewaltigsten in unsern Weltgegenden; die Luft ist in vielen Gegenden dort so ungesund, daß nur wenige Thierarten in derselben leben mögen, und keine Thierarten sind daselbst häufiger, als Gewürme, Insekten und anderes Ungeziefer, welches zugleich im Wasser und auf dem Lande fortdauern kann.

Noch jetzt ist der größte Theil des Bodens mit Wasser bedeckt, das heißt, nur etwa der vierte Theil ist Land, Alles Andere nur Meer. Man hat berechnet, daß von neun Millionen und einigen hunderttausend Meilen der ganzen Erdoberfläche nicht mehr als zwei Millionen und viermalhunderttausend Meilen in's Gevierte Land sein mögen. Noch jetzt bemerkt man an vielen Meeresufern, wie das Gewässer langsam zurücktritt; wie Städte, Dörfer, welche vormals an dem Gestade lagen, jetzt fern von demselben im Lande liegen; wie Seehäfen, worin vor Zeiten die größten Schiffe Raum und Wasser fanden, heutiges Tages ganz oder zum Theil trocken und nur mit Schlamm angefüllt sind, der nach Jahrhunderten zum festen Lande wird, je weiter das Meer zurück tritt.

So leidet demnach die Oberfläche des von uns bewohnten Weltkörpers fortwährende Veränderungen. Wie ganz anders war sie noch vor fünftausend Jahren! Die Länder, welche wir heute bewohnen, unser schönes Vaterland, war damals nur noch eine ungeheure endlose Wild-

niß, unbewohnt, rauh, kalt, voller Moräste, Sümpfe, Waldströme, ein ungesunder Aufenthalt. — Aber in Asien glänzten prachtvolle Städte voller Ueberfluß: Babylon, Tyrus, Sidon, Ninive, Jerusalem. — Jetzt blüht hingegen unser Vaterland; hier drängen sich Dörfer an Dörfer; hier schimmert der Wohlstand zahlloser Städte; hier, auf dem Grunde der ehemaligen Einöden und Wildnisse, duften einheimisch die Blumen entfernter Länder, gedeihen die Weintrauben und Früchte des warmen Morgenlandes; hier ruht der Segen Gottes auf unübersehbaren Fruchtgefilden, die das ganze Land zu einem einzigen großen Garten machen.

Und wo ist das stolze Babylon, wo ist das reiche Sidon und Tyrus, wo Ninive, wo das weiland hochgepriesene Jerusalem geblieben? Ihre Pracht ist dahin. Von den meisten dieser großen Hauptstädte ist kaum noch eine Spur zu erkennen. Ihre wenigen Trümmer liegen verloren in menschenleeren Wüsten. — Selbst der Boden ist vertrocknet, es fehlt an Quellen, an Bäumen. Salpeter und Schwefel, und brennbare Stoffe anderer Art erfüllen den Grund, erschüttern die Erde. Selbst Jerusalem, die heilige, edle Stadt, ist jetzt voller Armuth und Trümmer, kaum noch von zwanzigtausend Seelen bewohnt.

Was wird nach vier- bis fünftausend Jahren die Erdoberfläche sein? Wo wird man die stolzen Hauptstädte unsers Welttheils suchen, die heute noch für eine Ewigkeit gebaut zu sein scheinen? In den Wäldern der sogenannten neuen Welt, in jenen amerikanischen Wildnissen, wo heute noch mit häßlichem Gewürm und Schlangen der nackte Wilde kämpft, wird dann vielleicht der Hauptsitz der Pracht und Macht der Wissenschaften und Künste zwischen

bewundernswürdigen Tempeln und Pallästen sein; und von unseen heutigen Städten und Ländern wird man vielleicht dann dort reden, wie wir jetzt von dem untergegangenen Ninive, Tyrus und Sidon.

Was aber auch Jahrtausende nach uns auf Erden verwandelt sein möge — Gottes Barmherzigkeit gegen das menschliche Geschlecht bleibt unverwandelt; seine Gnade auch nach Jahrtausenden neu; sein Reichthum und Segen auch nach Jahrtausenden unerschöpft, und wenn die Menge der Sterblichen längst weit über tausend Millionen hinweggewachsen wäre.

Wenn ich die Milde des allmächtigen Vaters, die Freigebigkeit der Natur, aus diesem hohen Gesichtspunkte betrachte, wie verliert sich mein Blick schaudernd in das Unermeßliche der Räume und Zeiten! Wie groß ist Gott! Wie klein ist der Mensch! wie thöricht mein allzuängstliches Zittern um das tägliche Brod! — Ach, er, der an das Wohlsein, an die Seligkeit von tausend Millionen mir gleicher Wesen denkt, wird er meiner vergessen können? Er, der, wenn längst mein Gebein im Grabe modert, noch füt tausend Millionen Rath und Hilfe hat, sollte er allein für meine Geliebten, die mich einst überleben, an Rath und Hilfe arm werden?

Und ist es denn nur dies Menschengeschlecht allein, für welches Gottes Güte Nahrung schuf, und jährlich schafft? Wie klein ist die Anzahl Menschen im Vergleich mit andern lebendigen Geschöpfen, welche ebenfalls von der Natur ihre Nahrung fordern! Wer könnte die Menge derselben zählen, oder auch nur ungefähr berechnen? — Und siehe den Vogel in der Luft, den spielenden Fisch im Bach, den Käfer am schwankenden Grashalm — jedem ist sein Mahl bereitet, keiner geht leer aus. — Und sind

es die Bewohner dieses Erdensterns, diese Menschen aller Weltgegenden, diese zahllosen Thiere aller Gattung allein, welche die Huld ihres Schöpfers ansprechen? Ach, was wir unübersehbar, zahllos, unermeßlich auf Erden finden, ist doch nur ein kleiner Wassertropfen aus dem Ozean des göttlichen Weltalls, worin die Sonnen schimmern wie Funken, und die Erden wie Staubkörner. Es endet der Reichthum Gottes nicht mit den Grenzen unserer Länder und Meere. Die Natur, deren Freigebigkeit dich in tiefes Erstaunen setzt, ist in andern Welten nicht minder thätig und nicht minder verschwenderisch. Oder könntest du glauben, daß jene Millionen großer Weltkörper, die im ewigen Himmel nach ewigen Gesetzen sich dahin bewegen, Monde um Erden, Erden um Sonnen, Sonnen um Weltsterne, — könntest du glauben, daß jene Millionen Welten, von denen die Erde, auf welcher wir wohnen, eine der kleinsten ist, alle versäumt und vergessen wären, um unsertwillen? — Wer darf das auch zu träumen wagen?

Du bewunderst in den Aernten deines Dorfes, deiner Stadt, deines Vaterlandes, die Freigebigkeit der Natur, den Segen des himmlischen Vaters. Dein Herz ist mit Dank erfüllt. Du erhebst die Stimme, ihn zu preisen, den Grundgütigen. Aber schwinge dich zu der Höhe empor, in welcher uns Jesus Christus den Vater des Weltalls zeigte; laß deinen Blick über die Aernten aller Völker und Länder des Erdenrundes hinfliegen; dann durch die Unendlichkeit der Sterne bis zum letzten, welchen dein Auge noch als Lichtnebel erkennen mag — gedenke aller Wesen dort, die auf seine Güte und Barmherzigkeit hoffen, die er Alle, Alle froh und selig macht: dann gedenkst du Gottes würdiger, und im Erstaunen und Entzücken

verstummst du anbetend. Auch dein Verstummen ist Gebet!

Dann wirf den Blick wieder auf dich selbst zurück — wie du Einzelner von deinem Vater im Himmel seit der ersten Kindheit so wunderbar, so gütig gepflegt wurdest; wie du doch immerdar Speise und Trank fandest, und nie vergessen warst; wie sich Alles um dich her so vortheilhaft und wohlthätig fügte, als wäre das ganze menschliche Geschlecht, als wären Erde und Himmel, als wären alle Schicksale sonst für Keinen, nur einzig für dich allein da und für dich allein so geordnet! — Was empfindest du dann? —

O Vater, Du unendlich huldvoller, unendlich reicher, unendlich barmherziger Vater aller Wesen — mit schauerndem Entzücken blicke ich empor zu Dir und stammle: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir gethan hast. Was bin ich, daß Du meiner so gnädig gedenkest? — Jede Jahreszeit ist eine Verkündigerin Deiner Weisheit, Deiner Allmacht, Deiner Liebe; aber die Jahreszeit der Aernte redet von Deiner überströmenden Gnade und Segensfülle am lautesten.

Die Felder sind bald leer. Der Winter will sich bald verkünden. Schon geht die Natur gleichsam zu ihrer langen Ruhe ein, worin sie, wie in wohlthätigem Schlummer, ihre Kräfte verjüngt. Aber der Mensch ist geborgen und versorgt. Seine Vorrathskammern sind gefüllt, es wird Keiner verderben.

So hast Du es angeordnet, Vater meines Lebens. Auch ich war in den Plan Deiner Liebe eingeschlossen; auch ich bin nicht von Dir vergessen. O hinweg, meine Kleinmüthigkeit! Warum zittere ich sorgenvoll vor künftigen Tagen? Warum bin ich traurig, wenn ich wahr-

nehme, wie Krieg und Verheerung meinen Wohlstand vermindern? — Der das Glück aller seiner Erschaffenen so sorgsam bereitet: er wird mein nicht vergessen, mich nicht sinken lassen! — Dem Menschen fehlet niemals Gottes Gnade, wohl aber Vertrauen zu seiner Weisheit und Liebe; es fehlet ihm niemals das Nöthige, wohl aber Genügsamkeit mit dem Nöthigen!

14.

Freigebigkeit der Natur.

Zweite Herbstbetrachtung.

Psalm 34, 9.

Wie schön, wie wundersam erhält,
Gott, Deine Macht die ganze Welt!
Wie krönst Du jede Jahreszeit
Mit ihrer ganzen Herrlichkeit!

Wie reizend war des Frühlings Pracht,
Begeisternd schön die Sommernacht! —
Nun lehrt der Herbst uns mit Vertrau'n
Auf Dich empor, Allsegner, schau'n.

Des Ueberflusses Füllhorn gießt
Er über uns; Dein Segen fließt;
Wir sind versorgt, wir sind bedacht,
Denn Deine Liebe hat gewacht.

Warum denn, meine Seele, magst
Du zweifeln? Sprich, warum verzagst
Du noch so oft im Lebenssturm?
Sorgt nicht der Herr auch um den Wurm?

Und sorget er auch um den Wurm:
Denkt er auch dein im Lebenssturm.
Drum blick' empor, drum werde Licht!
Gott liebt dich noch, verzage nicht.

„Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!" ruft uns der heilige Psalm in die Seele. Wohl jeder Tag im Jahre gibt uns Anlaß, die Güte und Freundlichkeit unsers Gottes zu bewundern; doch am meisten immer die Jahreszeit des Herbstes. Da ist es, wo der Schöpfer allen seinen Erschaffenen auf Erden gleichsam das

tägliche Brod austheilt, und ihre Vorrathskammern für viele Monate anfüllt, damit Keins verderbe. Es ist keine Wiese, kein Wald, es ist kein Garten, kein Acker, der nicht ein Schauplatz des himmlischen Segens gewesen wäre, oder noch jetzt ist; wo nicht die Schätze der Erde ausgebreitet lagen, oder noch liegen, allen Kreaturen ein Trost. Und wenn schon hin und wieder eine Hagelwolke, ein allzulanger Regen, eine allzugroße Dürre, ein früher Frost einigen Schaden stifteten: die doppelte Fruchtbarkeit anderer Erdstriche gibt doppelten Ersatz. Es soll Keins verderben. Länder, welche durch Unfruchtbarkeit des Jahres litten, empfangen Hilfe von andern Gegenden. Es entsteht zwischen den Völkern ein wohlthätiger Umtausch und Handel. Es gibt jedes seinen Ueberfluß dem andern, um dafür zu empfangen, was ihm selber mangelt.

Allerdings wird auf diese Art ein theilweises Fehlschlagen der Aernte, eine theilweise Unfruchtbarkeit des Bodens zum wahren und großen Segen des menschlichen Geschlechts, wenn gleich einige Personen darunter leiden mögen. Gott will nämlich, daß unter uns Einer des Andern Diener sei, daß Einer dem Andern nütze mit seinen Vorzügen und Gaben. Eine solche durch Mangel uud Ueberfluß erzeugte Verbrüderung der einzelnen Sterblichen und ganzer Völker und ganzer Welttheile, ist wahrlich mehr werth, als wenn wir Alle im Ueberflusse schwämmen und Keiner des Andern bedürfte. Denn wir sollen doch nie vergessen, daß wir nicht auf Erden sind für Speise und Trank und Sinnenlust, Bequemlichkeit und Schlaf und Wachen, gleich den Thieren; sondern für etwas Höheres, nämlich für die Erhebung, Läuterung und Vergöttlichung unsers unsterblichen Geistes. — Wir sollen doch nie vergessen, daß wir nicht den Geist empfangen haben, als

ein Werkzeug des Körpers, und daß er dem Leibe und dessen Bedürfnissen und Gelüsten diene; sondern daß der Leib nur ein Werkzeug und Diener des Geistes sein solle, damit derselbe sich jede Vollkommenheit leichter zueigne. Darum ist engere Verbindung der Menschen mit Menschen, der Nationen mit Nationen nothwendig, daß Einer dem Andern die Hand biete; daß Einer den Andern zum Wetteifer im Guten reize; daß Einer den Andern belehre. — Und zu solcher gegenseitigen Verbindung und Hilfe ist kein gewaltigerer Reiz, als theilweiser Ueberfluß und Mangel.

Es ist gut, daß wir, im Herbst besonders, die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter und des Aerntesegens aus diesem erhabenen Gesichtspunkte betrachten, um richtiger zu urtheilen; um, wenn wir schlechtere Aernten hielten, als unser Nachbar, uns darüber mit Würde und Wahrheit zu beruhigen: oder, wenn uns Gottes Segen ganz ausgezeichnet beglückte, desto klarer unsere Pflichten zu erkennen, die wir damit gegen andere Menschen empfingen.

Es ist ja im ganzen Weltall nichts von Ungefähr, sondern Alles hat seinen guten Zweck, und Alles muß sein wie es ist und kommt, damit das große Ganze wohl bestehe. So sind die theilweisen Störungen in der allgemeinen Fruchtbarkeit des Erdbodens, so ist der Segen, der dich, der Mangel, der den Nachbar trifft, kein bloßer Zufall. — Was ist denn Zufall und Ungefähr? Wäre es etwa ein Geschick, das wider den Willen des Allmächtigen, wider das Vorherwissen des Allweisesten geschähe? Welch ein Unsinn! Es wäre neben Gott ein Anderer im Weltgebäude, der mächtiger als die Allmacht sein müßte!

Es ist kein Zufall im Gelingen und Mißlingen der Aernten. Darum, Christ, welches Loos dich auch ge-

troffen, nimm du nicht selbst dieses Loos im verkehrten Sinn, sondern wisse, was dir geschah, war berechnet. — Es war berechnet, sowohl für das Heil des Ganzen, als für dein eigenes. Die höchste Weisheit gab es dir; die reinste Vaterliebe gab es dir; darum empfange es mit kindlich dankbarer Liebe. Schmecket und sehet wie freundlich der Herr ist; wohl dem, der auf ihn trauet!

So veränderlich auch in Rücksicht der Fruchtbarkeit des Bodens die Jahrgänge sein mögen, so ist doch so viel gewiß, daß im Ganzen die Fruchtbarkeit der Erde zur Erhaltung ihrer Bewohner eben so wenig abnimmt, als die Vaterliebe des höchsten Wesens gegen seine Geschöpfe. Es kann sein, daß durch Krieg oder Ueberschwemmungen, durch Pestseuchen, welche weite Landstriche menschenleer machen, oder durch Erdbeben und Verschüttungen ehemals blühend gewesene Gegenden Wildniß und Wüste werden. Aber dagegen wird die Schöpfungskraft der Natur unter andern Himmelsstrichen nur thätiger. Und ob auch ein Jahr oder ein Jahrzehend vollkommen unfruchtbar ausfiele, kann ein einziger gesegneter Herbst Alles wieder ausgleichen.

Die Freigebigkeit und Kraft der Natur ist unbeschreiblich, jeden Schaden, wäre er auch noch so groß, schnell wieder zu ersetzen. Das feste Land hätte nicht Raum genug, alle Weltmeere, alle Ströme, alle Bäche des Erdbodens wären zu eng, der athembare Luftraum über unsern Häuptern viel zu niedrig und beschränkt, wenn aller Samen, den die Natur jeden Herbst mit verschwenderischer Hand ausstreuet, gedeihen könnte und müßte.

So wie ein einziges Menschenpaar hinreichend war, die ganze Welt mit Bewohnern anzufüllen: so ist eine

einzige Pflanze genug, oder ein einziges Thierpaar, binnen wenigen Jahren ganze Welttheile mit ihren Gattungen zu bedecken. Brächte irgend eine Pflanze nur eine einzige Frucht zur Reife mit zwei Samenkörnlein, so würde das folgende Jahr schon zwei dergleichen, das zweite Jahr vier, das dritte Jahr acht dergleichen Pflanzen sehen; nach zwanzig Jahren wären von derselben eine Million einundneunzigtausend zweihundert sechsundneunzig Stück vorhanden. Nun aber, wie eine unbeschreibliche Menge von Samen trägt nicht jede Pflanze, vom kleinsten Grashalm bis zur höchsten Tanne! — In einer einzigen Sonnenblume hat man schon bei viertausend Samen gezählt; in einer Mohnpflanze mit vier Mohnköpfen hat man in jedem Kopf zehn Abtheilungen, und in jeder Abtheilung achtzig Samen gefunden: folglich hat ein einziges ausgesäetes und zur Frucht gekommenes Körnlein Mohnsamens zu dreitausend zweihundert andern Mohnpflanzen den Samen hervorgebracht. — Welch ein unermeßlicher Reichthum der Natur! Und doch ist dies nur ein Werk eines einzigen Jahres bei einer solchen Pflanze; aber viele Gewächse leben auch mehrere Jahre mit gleicher Fruchtbarkeit; manche, gleich der Eiche, zwei und drei Jahrhunderte. Was eine einzige Tanne im Zeitraum von hundert Jahren ihres Lebens an Samen hervorbringt, kann nicht gezählt werden, und könnte es gezählt, doch kaum mit Zahlen berechnet werden, zumal wenn man annehmen wollte, daß jedes Sämlein wieder einen samentragenden Baum hervorbrächte.

So groß die Menge der Geschöpfe auf Erden ist, welche Nahrung fordert: immer ist sie doch klein zu der schwelgerischen Fülle, mit welcher die Natur sie alljährlich zu bewirthen trachtet. Es wird bei weitem nicht

Alles in einem Jahre verzehrt, was nur das Pflanzenreich Genießbares hervorbringt. Ein großer Theil des Gastmahls wird gleichsam wieder abgetragen vom großen Gottestische, und verdirbt, nein, sondern dünget und befruchtet die Erde.

Eine gleiche Freigebigkeit beobachtet die Natur auch mit den Gaben des Thierreichs. So viele Thiere alljährlich dahinsterben, theils weil ihre Lebenszeit vollbracht ist, theils weil sie andern zur Nahrung dienen müssen: wird dennoch immer daran ein hinreichender Vorrath vorhanden sein. Dabei herrscht, wie in der Pflanzenwelt, das wohlthätige Gesetz; wie nothwendiger und nützlicher Pflanzen und Thiere sind, je leichter geschieht jederzeit ihre Vermehrung. Eben so ist die Fruchtbarkeit der Thiere im abgemessenen Verhältniß zu ihrer Lebensdauer. Geschöpfe, die nur ein kurzes Dasein haben, vermehren sich schneller, als die, welche mehrere Jahre oder Jahrzehnde leben können. Raubthiere sind minder fruchtbar, und ihre Jungen finden mehr Hindernisse, aufzukommen, als andere Thiere, welche zur Nahrung und Bekleidung dienen. Alles steht und bleibt im immerwährenden Gleichgewichte. Es darf kein Zuviel, kein Zuwenig im Weltall sein. Während Löwen, Tiger, Hyänen und Krokodille sich nur schwach vermehren, vertausendfachen sich die Fische im Wasser, die Vögel, Insekten und Gewürme heilsamer Art.

So ist die Freigebigkeit der Natur nur durch die Weisheit und Güte des Schöpfers begrenzt, daß eben in Allem genug sei, damit Alles bestehe. Darum ward auch jeder Weltgegend immer dasjenige vorzugsweise als Eigenthum gegeben, was für sie das Nützlichste ist, an Pflanzen, Thieren und andern natürlichen

Schätzen. Den kalten Himmelsstrichen wurden hohe, weit verbreitete Waldungen zu Theil, den heißen Ländern kühlende Früchte und kräftige Gewürze, die von der allzugroßen Wärme erschlafften Gefäße des menschlichen Leibes zu stärken. Was allen Gegenden heilsam ist, ward allen in der Aernte gegeben. Perlen findest du in wenigen Meeren und Flüssen, Gold in wenigen Bergen; aber Salz bricht in Felslagern, sprudelt aus Quellen, legt sich an Meeresklippen überall an; und das höchst nutzbare Eisen wird in den meisten Ländern gewonnen. Der Löwe und Tiger liebt die Wüsten heißer Länder; der Wolf und Bär die Einöden des Waldes und Gebirges. Vergebens würde man sich Mühe geben, ihre Vermehrung in Gegenden zu versuchen, die außer dem engen Bezirk liegen, welchen ihnen die Natur anwies. Aber das edle Roß, das nützliche Schaf, das Schwein, die Ziege, werden leicht in kalten wie in heißen Gegenden so einheimisch, als sie in unsern gemäßigten Landesstrichen sind.

Doch was wage ich den Haushalt Gottes in seiner wunderbaren Anordnung der Erde und ihrer Bewohner, der Jahreszeiten und ihrer Wirkungen zu beschreiben! Indem ich nur den flüchtigen Blick darauf hinlenke, verliere ich mich in das unendlich Mannigfaltige von Schöpfungen und Verhältnissen; und ich sehe tausend Dinge, deren Zweckmäßigkeit in Allem und für Alles mich in Erstaunen setzt; und sehe Millionen Dinge, von denen ich in meiner Unwissenheit nicht sagen kann, warum sie sind. — Allein mein Glaube hält an Gott. Ich habe genug gelernt, um zu begreifen, daß Alles nothwendig sei, was der Herr schuf; und daß Alles nothwendig sei, weiß ich, weil ich seine überschwengliche Liebe kenne.

Ich schmecke und sehe in dem Segen jedes Herbsttages, wie freundlich der Herr ist. **Wohl dem, der auf ihn trauet!**

Was sollte dem Menschen auch wohl ein festeres, innigeres Vertrauen auf die freundliche, natürliche Fürsorge Gottes einflößen, als solch ein stiller Blick auf die Wunder der Herbstzeit! Da am sichtbarsten enthüllt sich bei einer Mannigfaltigkeit von Schätzen, welche die Natur uns zum Genusse darbietet, der Wille des Höchsten, Alles aufrecht zu erhalten und Jedem das Seine zu geben, so lange das Dasein auf Erden währt. — Wozu nun der Kummer um die künftigen Tage?

Es spricht der Herbst: Gott lebt, Gott gibt! Und der Mensch hört es und sieht es, und schmeckt es, wie freundlich der Herr ist — dennoch mangelt das rechte christliche Vertrauen im Herzen so manches Christen. — Es spricht der Herbst: Was der Vater verheißen, das weiß er dem Kinde auch wohl zu erfüllen. Siehe, was dich im Frühling als Blume anlächelte vom Baume herab, das duftet dich jetzt als süße, nahrhafte Frucht an. Dennoch geht der bange, schüchterne Mensch in selbstgeschaffener Noth umher, so tief gebeugt, als hätte er keinen Vater im Himmel. — Ach, ohne ihn wäre wohl das ganze Leben werthlos.

Du sagst zwar: ich habe Zuversicht auf Gott. Aber warum wird dein Auge finster, wenn du an den Verfall deines Wohlstandes, an das Stocken deines Handels und Gewerbes, an die Verdienstlosigkeit dieser Tage denkst? — Du mußt entbehren, Tausende müssen es wie du. Aber was dir eine schlechte Zeit ist, das ist tausend Andern in andern Gewerben, Künsten und Beschäftigungen eine wohlthuende, bereichernde Zeit. Und

dieser Umschwung der Glücksgüter ist in dem Plane der Weltregierung so gut eingerichtet, als der Sturm, welcher Mauern einreißt, Saaten und Wälder niederschlägt, Schiffe versenkt, und dagegen aus den gereinigten Lüften Gesundheit über große Landstriche gießt. Es wechseln Vermögen und Gut unter den menschlichen Familien, auf daß Keiner glaube, er allein sei der auserwählte Günstling des Himmels; oder daß Keiner glaube, diese Güter seien das Bleibende und Aechte auf Erden. Einer soll mit seinen Gaben dem Andern helfen; durch Befehl und Gehorsam abwechselnd sich Eins mit dem Andern verknüpfen. Irdische Bedürfnisse sind wünschenswerth; irdisches Gut ist behaglich. Aber Freiheit und Losgebundenheit des Geistes von aller Herrlichkeit, welche die Erde gibt, ist noch unendlich preiswürdiger! denn solche Freiheit ist der Zweck unsers Lebens. Begreifst du den Sinn dieser Worte nicht, so wirst du ihn erst in der Schule der Noth verstehen lernen. Je mehr dich die Erschütterung deiner häuslichen Umstände, der Verlust dieses oder jenes Genusses schmerzt, desto nothwendiger war dir jene Erschütterung, dieser Verlust. Ohne sie hättest du gemeint, das Leibliche, Sinnliche sei Alles; du wärest im Irdischen untergegangen, du hättest den Geist im Staub ersticken lassen.

Blicke auf Gott, und sei genügsam mit demjenigen Maß seines Segens, welches er deinen Arbeiten bestimmt. Lerne Alles, reich sein und arm sein; wohlleben und darben! je nachdem die Zeiten und Umstände wechseln. Was liegt daran? Wenige Jahre, und du wandelst nicht mehr auf Erden. Aber das verlerne nicht: im Wechsel der Zeiten und Umstände immer derselbe zu bleiben, wahrhaft, unschuldig, menschenfreundlich. Daran

liegt viel. Wenige Jahre, und du wandelst nicht mehr auf Erden, aber was du gewesen bist, das wirst du im Ewigen sein. Die irdischen Aernten sind für das Jahr; es gibt aber eine geistige heiligere Aernte, ohne welche das ganze Dasein werthlos wäre.

Wohl dem, der auf Gott trauet! denn ein solcher bemächtigt sich einer Aernte, die keine Witterung, keine Menschenlaunen zu fürchten hat. Und sammelt er nicht äußere Schätze, er gewinnt doch, was allen Reichthum übertrifft, und durch alles Gut der Welt nicht gekauft wird, inneres Glück. — Mögen dann die Stürme des Krieges alle Aernten deines lebenslangen Fleißes vernichten — das stille Glück eines mit Gott innig vereinten Gemüthes können sie dir nicht zerstören. — Vertraue Gott, fürchte nichts. Gehe muthig in deinen Berufswegen hin: du bist in deiner festesten Burg, wo du am meisten göttlich thust. Was noch Uebels geschehen könnte, erwäge nicht, ohne immer dabei zu denken, was Gutes auch damit begegnen werde. Zwar du siehst nicht viel Gutes vor, aber weißt du denn auch gewiß, wie viel Böses kommt? Aengstige dich nie um das, was werden wird; das Unglück, selbst das größte, ist nur ein augenblicklicher Streich, und dann vorüber. Aber die in das Künftige hinauswitternde Angst des Menschen ist die muthwilligste Lebensvergiftung und eine willkürliche Schöpfung von zehntausendfachem Unglück.

Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem, der auf ihn trauet! — Und ich will es, mein Herr, mein Gott, mein Schöpfer, der über die Seligkeit einer ganzen Welt, und über die Glückseligkeit des Wurms mit gleicher Liebe waltet — ich will auf Dich trauen. Ich will all mein Anliegen, meine Angst

meine Sorge auf Dich werfen, Du wirst mich und die, so Du mir gegeben, wohl versorgen. Ich fürchte kein Unglück mehr, denn Du bist bei mir. Und bist Du mit mir, wer kann wider mich sein?

O wie Unrecht thue ich, daß ich bei jedem Sturm, der in der Nähe tobt, oder aus der Ferne droht, so schnell verzage! Hast du mir nicht schon in meinem Lebenslaufe genug bewiesen, wie Du dann am wunderbarsten mir nahe warst, wenn ich glaubte ganz einsam zu stehen, und die Beute des Elendes werden zu müssen? Ist Deine Güte nicht jeden Morgen neu? Ist der Segen dieser Herbsttage nicht ein neues Unterpfand Deiner nie ermüdenden Huld und treuen Fürsorge?

Du hast mir mein Heil versprochen. Soll ich umringt von der Menge Deines Segens, an Deinem Worte und Deiner Hilfe zweifeln?

Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns je hat betroffen.

15.

Empfindung des Christen an einem Herbsttage.

Psalm 64, 10 — 14.

Dankt dem segnenden Gebieter
Der Natur, und singt ihm zu!
Großer Urquell aller Güte,
Wer ist mächtig, gut, wie Du?

Freude quillt aus Deinen Höhen,
Segen in die Tief' herab.
Seh'n wir nicht, wohin wir gehen,
Einen Gott, der gibt und gab.

Ja, von Dir quillt alles Leben;
Du hast jeder Kreatur
Ihren Freudenherbst gegeben
In der herrlichen Natur!

Manche Menschen, die da glauben, sie sollen ihren Sinn nur immer gen Himmel richten, und alles Irdische verachten, nennen aus übertriebener, falsch verstandener Frömmigkeit diese Welt ein Jammerthal, ein Land der Thränen und des Trübsals.

Aber ihre Frömmigkeit ist nur erkünstelt, denn sie lieben diese Welt und ihre Reize auch wider ihren Willen. Sie wollen den Aufenthalt hienieden zu einer Wohnung des Kummers und der Noth herabwürdigen, aber jeder frohe Tag straft sie Lügen. — Die Wahrheit ihres eigenen Gefühls, die Stimme der Natur, ist mächtiger, als ihre aus falschen Religionsbegriffen, aus verworrenen Einbildungen entstandene Meinung.

Zwar ermahnt die heilige Schrift selbst an verschiedenen Orten, die Welt und deren Eitelkeit zu ver-

achten; darunter wird jedoch nicht die göttliche Schöpfung, sondern das sündliche Thun und Lassen verdorbener Menschen verstanden. Zwar verbietet die heilige Schrift, man soll sein Herz nicht am Irdischen hangen lassen, sondern dem Unvergänglichen und Himmlischen nacheilen; allein darunter ist nicht verstanden, man solle alle Lebensfreuden verachten und ihnen ganz entsagen: sondern man solle nur nicht aus dem Leben und Weben in dieser Welt, aus seinen bürgerlichen Geschäften, aus seinem Arbeiten nach Reichthum oder Ehre oder Hoheit die Hauptsache machen; man solle nur sein Herz nicht an Sachen oder Personen, welche man liebt, mit solcher Innigkeit knüpfen, als könne man sie nie verlieren, als wäre dies Alles für uns ewig vorhanden.

Jesus selbst ermahnet zum frohen Genuß des Lebens: Sorget nicht für den andern Tag mit übertriebener Furcht; jeder Tag hat seine eigene Plage! — Die Apostel ermahnten ihre Gemeinden: Seid allezeit fröhlich! Freuet euch in dem Herrn allewege. — Schon David ermunterte durch seinen Zuruf: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! zum unschuldigen Genuß irdischer Lebenswonne.

Nichts aber macht einen allgemeinern und schönern Eindruck auf die Menschheit, als der immerdar mit eigenthümlichen Reizen verbundene Wechsel der Jahreszeiten. Dieser Wechsel, indem er uns zwar an die Unbeständigkeit der Dinge auf Erden überhaupt erinnert, hat doch für den Sterblichen seine besondere Süßigkeit. Der Mensch, selbst von irdischer Natur, liebt, wie alles Irdische, das Veränderliche und die Verwandlungen. Er gefällt sich wohl darin. Und in allen Verwandlungen der Natur, und in dem Wiedererscheinen der gewesenen

Auftritte der Schöpfung liegt für ihn die Ahnung, die Hoffnung seiner eigenen Bestimmung verborgen, seiner künftigen Verwandlung, und seiner Wiedererscheinung im Ewigen unter ganz andern Umständen und Verhältnissen. Er sieht in den ewigen, unausweichlichen, ehernen Gesetzen Gottes, in denen sich alle Erscheinungen der Schöpfung bewegen, verschwinden und wiederkehren, eine Bürgschaft, eine ewige, himmlische Zusage seiner eigenen Fortdauer und Verherrlichung; denn auch er ist ein Theil der Schöpfung, und ein um so edlerer Theil der Schöpfung, da er mehr, als Pflanze, Stein und Thier, den Gang der Schöpfung selbst und den Gang des Schöpfers erkennt.

Der abwechselnde, immer wiederkehrende Tanz der Jahreszeiten um das Leben der Sterblichen gehört zu den reichsten Quellen der Freuden. Diese Freuden sind freilich nicht rauschend, sondern still, aber sie durchdringen die Seele bis in ihr Innerstes. Sie bestehen nicht bloß aus dem Angenehmen, was der Reiz der Neuheit und Mannigfaltigkeit gewährt; nicht bloß aus dem Gefühl einer anmuthigen Gegenwart, das die Jahreszeit hervorbringt: sondern aus mancherlei schönen Erinnerungen, die aus dem Hintergrunde der Vergangenheit hervorblühen, und aus mancherlei Erwartungen, die uns lächelnd aus dem dunkeln Schoos der Zukunft zuwinken.

Ueberhaupt leitet nichts so sicher zum Genuß entzückender Empfindungen, zu einer stillen Wollust der Seele, als die Natur, als die sich ewig gleich und schön bleibende göttliche Schöpfung. Das Leben im Gewühl der Menschen hat zwar auch seine heitern Augenblicke, aber es ist stürmischer, schnellwechselnder, unzuverlässiger. In der Natur lebet und webet Alles nach ewigen Ge=

setzen, die immer weise, immer wohlthätig sind. In der ganzen Menschenwelt ändern nicht nur die Menschen ihre Gesinnungen, sondern sogar ihre Gesetze und Ordnungen werden allzuhäufig umgestürzt. — In der Natur ist ewige Wahrheit, Sicherheit, Treue, Einfalt. In der Menschenwelt begegnen wir nur zu oft der Untreue, der Täuschung, der Unbeständigkeit und Bosheit. — In der Natur, im Schoose derselben, empfinden wir Ruhe des Gemüths, die nicht durch Habsucht und Ehrgeiz, nicht durch Launen und Antrieb gestört wird. Wir nehmen im Genuß der Natur die Einfalt und Erhabenheit derselben an; unser Herz fühlt sich reiner und kindlicher; wir stehen gleichsam näher zu Gott, und ein mildes Wohlwollen gegen die Menschheit durchdringt unsere Seelen. — In der Menschenwelt aber drücken Sorgen uns nieder, quält uns die Schlange der Verleumdung, werden wir bald vom Durst nach größerer Ehre, bald vom Begehren größern Vermögens beunruhigt, kommen wir selten recht zu eigener ruhiger Besonnenheit, zum stillen Bewußtsein unsers bessern Selbstes.

Der Weise, das heißt, der Christ, entwindet sich daher gern und oft dem drückenden Gewühl der Menschenwelt; er flüchtet sich, wie Jesus oft that, gern zu ruhigen Betrachtungen in die Einsamkeit der Natur, und badet gleichsam seine Seele im Strom der Schöpfungswunder von allem Schlamm niedriger Leidenschaften rein; heilt sein von bösen Menschen, von Unglücksfällen aller Art, von eigenen wilden Begierden wundgewordenes Herz in der ewigen Ruhe und Harmonie der Weltordnung, der Natur.

Darum will auch ich mich wieder laben an den Herrlichkeiten Gottes in der herbstlichen Natur. Denn

wie jede der Jahreszeiten ihren ganz besondern Zauber besitzt, so hat ihn die Herbstzeit auch in vollem Maße. Sie ist die Zeit der Erfüllung, wie einst der Lenz eine Zeit der Verheißung gewesen; sie führt den Tag der Belohnung auf den Tag der Mühe und Sorge herbei.

Einst schwelgte meine Seele mit Trunkenheit nach den langen stillen Wintermonden in der Pracht der wiederaufblühenden Schöpfung des Herrn. Ich sah die Hügel und Wälder mit jungem Grün in den Morgen- und Abendröthen des Frühlings glänzen. Ich sah aus dem Schoose des winterlichen Todes den Keim eines neuen Lebens entstehen. Ich hörte im Rauschen blühender Zweige, im Gesange der Vögel, den Ruf Gottes zur Auferstehung des Gewesenen. Ich weinte meine stumme Freudenthräne in das frohe Jauchzen von Millionen gottbeglückter Kreaturen. — Aber der Herbst ist vorhanden, die Blumen welken — tausend Geschöpfe rüsten sich zum langen Winterschlaf — Millionen und aber Millionen wunderbarer Pflanzen verlieren ihre Kräfte und verbleichen. Der Herbst ist vorhanden; ist er für die Betrachtung und Freude des Christen, des Weisen weniger ergiebig, als der blumenvolle Lenz und Sommer?

Nein, mein Gott, Du an Liebeswundern unerschöpflicher, nein, jeder Tag, jede Jahreszeit entfaltet eine neue Herrlichkeit und verkündigt Deine Barmherzigkeit und Güte mit tausend neuen Stimmen.

Mit mannigfaltigern Farben prangen nun die Wälder an den Hügeln, und verschönern den Erdball mit vorher unbekannter Pracht. Das welkende Laub sinkt golden und purpurn beim Rauschen des Windes herab, und bedeckt die zahllosen Samen der Pflanzen mit sanfter Hülle gegen des künftigen Winters Frost, und gibt durch

seine Verwesung dem Erdboden neue Kraft, diesen Samen im Frühling zu ernähren. Nichts, o Allmächtiger, ist in Deiner Schöpfung zu klein und zu gering. Alles versorgest, Alles erhältst Du mit Alles umfassender Vatergunst. Selbst das kleinste Samenkorn, welches der Mensch kaum bemerkt, über welches er gleichgültig hinschreitet, bedeckst Du erwärmend, und bereitest ihm Nahrung.

Der Herbst zeigt mir in den zahllosen Früchten und Samen der Bäume, Gesträuche, Stauden und Pflanzen, die von der Hand des Sturms über die Welt ausgesäet werden, lebhaft die ewige Ordnung der Schöpfung. Hier ist Erhaltung des Ganzen, wie des Einzelnen. Hier ist kein auffallendes Glied in der Kette der Natur.

Noch vor wenigen Wochen prangten die Felder mit der goldenen Frucht der Aehre — sie sind öde und füllen die Scheunen. Eine unendliche Menge sterblicher Familien ist durch den Segen Gottes reich geworden, und erfreut sich der Fülle. Die Fruchtbäume senken ihre mit reifem Obst belasteten Zweige unsern Händen entgegen. Zum erfreuenden Labetrunk gährt im warmen Sonnenstrahl noch die Traube in den Weinbergen. Der Monarch und der Bettler, Alle sollen sich dieser Fülle erfreuen. Und auch für den kleinsten Wurm im Staube ist gesorgt, daß er nicht vergehe, sondern Nahrung finde in dem allgemein verbreiteten Reichthum.

Du warst es, Vater, der unsere Gebete erhörte, der unsern Fleiß segnete. Darum singe ich mit David: Du suchest das Land heim und wässerst es, und machest es sehr reich. Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Du lässest ihr Getreide wohlgerathen, denn also bauest Du das Land. Du tränkest seine Furchen und feuchtest

sein Gepflügtes; mit Regen machest Du es weich, und segnest seine Gewächse. Du krönest das Jahr mit Deinem Gut, und Deine Fußstapfen triefen vor Fett! (Ps. 64, 10 — 12.)

Doch nicht die Aerntefreuden allein sind es, welche den Herbst verschönern. Er erfüllt uns noch mit ganz andern, fast unaussprechlichen Empfindungen. Des Sommers drückende Schwüle ist vorüber. Kühler weht die Luft, und uns durchströmt bei dem allmäligen, schönen Absterben der Natur eine sonderbare Heiterkeit, ein gewisses erhabenes, unerklärliches Gefühl. Indem wir die Pracht der Erde verschwinden sehen, und wie die ganze Schöpfung in den winterlichen Tod sich niederzusenken scheint, ist es, als wenn unser Geist seine Erhabenheit über das Irdische ganz vorzüglich empfände. Es ist ihm, als sprächen die verbleichenden Fluren, die sich entlaubenden Wälder, die verwelkenden Pflanzen, die fliehenden Vögel des Himmels: „O Mensch, wir vergehen und fliehen, und welken und werden Staub, aber du vergehst nicht! Du stehst noch immer da, und siehest unsern Tod, aber du dauerst unvergänglich fort. Du gehörst nicht in unser veränderliches Reich, du bist in unserm Kreise eine fremde Gestalt, denn wir vergehen und du stehst noch immer da. Wenn aus den Samenkörnern einst unsere Kinder an der Frühlingssonne hervorgehen, sind wir nicht mehr, aber du siehest unsere Kinder, und du bist noch nicht vergangen. O Mensch, doch auch du hast Staub von uns an dir. Auch für deinen Leib wird ein Herbst kommen, und ein Winter wird dein Haupthaar silbern machen, wie Schnee, und deine Blüthe wird verschwinden. Dein Leib wird welken; deine Kräfte werden entfliehen. Aber wenn dann der Staub an dir stirbt und

abfällt, wirst du, Unvergänglicher, ihn fallen sehen, und dennoch bleiben; du bist nicht Staub, du bist Geist. Darum bist du unter uns hienieden eine fremde Gestalt. Du gehörst nicht zu uns, sondern in eine andere Welt; du trittst im Tode aus dem Staube rein und klar in dein Element zurück, in das Lichtreich der Geister, aus dem du stammst."

Mit solchen Empfindungen, die der Herbst dem zartfühlenden Gemüthe einflößt, verbindet sich nun auch das Andenken an die kommenden Tage des Winters, an die stillen Freuden des Lebens, an den Genuß im vertrauten Kreise der Freunde, der unser wartet. Denn der Winter, während er uns die Lieblichkeit der äußern Welt entzieht, drängt die Menschen enger zusammen, macht sie gesellschaftlicher und ihnen die Freuden der Heimath lieber.

Jedem Lande, jedem Menschenalter, jeder Jahreszeit hat die gütige Hand Gottes einen eigenthümlichen Schmuck, ganz eigenthümliche Anmuth gegeben. Der fruchtbare Herbst, welcher uns reichlicher als jede andere Jahreszeit den Segen Gottes spendet, erweckt daher in dem Herzen des Christen fromme Gesinnungen der Dankbarkeit lebhafter, denn jeder vergangene Mond.

Dank gegen Gottes unaufhörliche Güte wird von allen Empfindungen, die im Herbst mein Herz bewegen, die herrschendste. Gott erscheint als der Allerfreuer, als Vater seiner Welt, umringt von der Fülle seines Segens, mit dem er uns überstreut. Der Herbst führt uns den Anblick der göttlichen Wohlthätigkeit näher vor das Auge. Der Jubelgesang des Schnitters und des Winzers, die Freude des Landmanns ist auch die Freude des Bürgers. Für die Früchte der Erde tauscht nun der Handwerker, der Künstler, der Geschäftsmann

die Frucht seines Fleißes aus. Einer bedarf des Andern. Gottes Segen glänzt für Alle. Alle erheben dankbar ihren Blick zum Geber aller guten und vollkommenen Gaben. — Auch der Dürftige, der nicht säete und nicht ärnten konnte, ist von Gott bedacht. Er wird nicht umkommen. Sein Ueberfluß reicht für Alle hin, selbst noch für die Thiere und Gewürme, derer sogar der Sterbliche nie gedenkt. — Sehet die Vögel unter dem Himmel, ruft Jesus Christus: sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.

Daher erfüllet jeder Herbst des Christen Gemüth mit neuem Vertrauen auf Gottes Fürsorge. Die gnadenreiche Hand, die auch diesen Herbst so viel tausend Wohlthaten auf die Welt herabstreut, es ist dieselbe, welche dir immer geholfen hat; und sie hilft dir auch in jeder Zukunft. Seit Jahrtausenden war die Erde fruchtbar genug für das Menschengeschlecht — sie wird noch Jahrtausende lang fruchtbar bleiben, und unsern spätesten Nachkommen Freuden und Ueberfluß gewähren, wie uns. Du Kleinmüthiger, der du dich um das Schicksal deiner Kinder, um ihre Versorgung vielleicht nach deinem Tod, oder um dein eigenes Fortkommen so ängstlich, so unmäßig bekümmerst: erhebt dieser große Gedanke deine Seele nicht? richtet er deinen Muth nicht wieder auf? — Zittere nicht länger! — Arbeite redlich, erfülle deine Pflichten, und für das Andere überlaß die Sorge dem, der Alles am besten besorgt. Er verläßt seiner Geschöpfe keins, auch das kleinste nicht. — So säet der Säemann im Frühling und Herbst sein Korn; er legt es vertrauensvoll in den Schoos der Erde, und wartet ruhig die Zeiten und ihren Lauf ab. Er kann nicht mehr

thun; von Gott hängt der Segen seiner Mühe ab. Dann erscheint der Herbst, und erfüllt die Hoffnungen, und belohnt das Vertrauen!

Der Herbst erfüllt das Menschengeschlecht mit Freude und Zufriedenheit. Die unsichtbare Vaterhand überschüttet uns mit unermeßlichen Geschenken. Ach, diese Freude, diese Zufriedenheit, welche Gott verbreitet, ist der reinste Lobgesang auf seine Gnade ohne Ende.

Der Christ, weil er selbst der Freude und Zufriedenheit voll ist, soll in Nachahmung Gottes ebenfalls solche Empfindungen in Andern verbreiten. Freude und Zufriedenheit den Bekümmerten geben, dies allein ist göttliche Wonne. Der Herbst fordert uns zu dieser reizenden Tugend auf. Wir sollen nicht selbstsüchtig nur an uns denken. Freigebig im Kleinen, wie der himmlische Vater im Unendlichen, freigebig gegen Bedürftige, gegen Verlassene, gegen einzelne Leidende, die wir kennen, wie Gott freigebig spendet allen Völkern, dem Gerechten wie dem Ungerechten, sollen wir durch Werke der Wohlthätigkeit den Herbst feiern. Dies ist wahre Christenfeier einer Jahreszeit, die uns selbst mit Wohlthaten überhäuft und zum Wohlthun so sehr ermuntert!

Der Herbst ist der Beschluß der schönen Jahreszeiten. Jeder fühlt es. Jeder genießet nun den einzelnen heitern Tag, den einzelnen Sonnenblick um so inniger. Eine Reihe angenehmer Sommertage flog vorbei, und ward nicht so mit Begierde genommen und genossen, wie jetzt der einzelne schöne Augenblick; man sah noch eine lange Folge lieblicher Tage vor sich, und verpraßte gleichsam die vorhandenen mit gleichgültiger Verschwendung. Nun aber sind die reizenden Stunden des Sommers zur Neige; nun wuchern wir mit einzelnen lieblichen Minuten.

So ist der Mensch! Der größte Ueberfluß kann ihn kaum so sehr beglücken, als in der That der goldene Mittelstand, oder selbst die Armuth. Alles Gute, in geringem Maße gewährt, dünkt uns köstlicher, als wenn wir in der Fülle schwelgen.

So ist's mit dem Leben! — Wie leichtsinnig wird der Frühling unserer Tage, die Vorbereitungszeit auf das ernstere Leben, die Jugend, oft vertändelt und verschwendet! Wie gleichgültig sind der Jüngling, dann der Mann, der junge Hausvater, die Mutter und Gattin, oft gegen das Glück ihrer Lage, gegen die Anmuth ihrer Verhältnisse! Wie wenig wissen sie die Schönheit und den Werth ihrer Stunden zu schätzen!

Dann kommt der Herbst des Lebens. Die Stunden gehen zur Neige. Jetzt, je älter der Mensch wird, je theurer wird ihm das Leben. Bald muß er auch auf das geringere Glück Verzicht thun. Schon winkt der Tod — sein Winter.

Vater, Vater, Geber alles Guten, unerschöpflich in Reichthum, Macht und Güte! ach, laß mich meiner Lebensstunden Werth bedenken; laß mich wuchern mit jeder Minute meines Hierseins, daß ich keine ganz ungenossen verscherze, daß mich keine einzige gelebt zu haben gereue.

Jede Freude, welche Du mir gewährst, will ich mit herzlicher Dankbarkeit empfangen, keine mir durch eigene Schwachheit, Laune und Leidenschaft selbst verbittern. Und die schönste, die göttlichste aller Freuden, o mein Gott, Dir ähnlich handeln, Dir nachahmen in Wohlthätigkeit und Milde, ach, diese göttlichste der Freuden, laß sie mich oft empfinden. Dann werde ich in Betrachtung dieser Deiner Welt oft mit Entzücken rufen: Wie

herrlich-schön ist sie, mein Gott! — Und jene, deren Seligkeit Du mir bereitet hast von Anbeginn, die mich jetzt schon erfreut aus Jesu Verheißungen: wie herrlich wird sie, wie schön sie sein!

16.

Des Menschen Erhabenheit.

1. Mos. 1, 27.

Der Güte Quell versieget nie,
Und fleußt von Jahr zu Jahr;
Sie bleibt so groß und reich, wie sie
Seit ihrer Schöpfung war.

Genießt mit froher Dankbarkeit
Den Segen eures Herrn,
Und wenn ihr seiner Huld euch freut,
So gebt, wie er, auch gern.

Hoch über andre Kreatur
Seid ihr vom Herrn erhöht.
Es zeuget laut euch die Natur
Von seiner Majestät.

Die ihr nach Gottes Ebenbild
Von Gott geschaffen seid,
Seid nun, wie er, barmherzig, mild,
Und voll Gerechtigkeit.

Die Natur, welche so lange um uns her blühte, fängt an sich zu verwandeln. Die Sonne entfernt sich allgemach von ihrer Höhe. Was Blüthe gewesen, ist Frucht geworden. Es rüsten sich die Thiergattungen zur Abreise in wärmere Weltgegenden, oder zum langen Winterschlaf in ihren Höhlen. Andere, die den bevorstehenden Winter

treu bei uns verweilen, sammeln noch Vorräthe für die Tage des Mangels ein. Auch der Mensch ist beschäftigt, sich für die Monate zu versorgen, da sein Erdboden unfruchtbringender, sein Himmel trüber und rauher wird. Und Gott, der Alles ernährende Weltvater, hat seinen Segen weit umher verbreitet, daß Jeder nach seinem Bedürfnisse genug finde, und daß noch davon übrig bleibt.

Das Thier ist auf seine eigene Erhaltung bedacht. Es kennt keine edlere Anwendung des Ueberflusses vom göttlichen Segen. Zwar sorgten die Alten noch anfangs für ihre Jungen, und brachten ihnen Futter, so lange es dieselben nicht selbst suchen konnten. Aber kaum waren die jüngern Thiere dazu fähig, wurden sie von den Aeltern verstoßen und vergessen. Sie bekümmern sich nicht mehr um einander.

Nicht so ist es bei den Menschen. Nicht also soll es sein. Hier halten die Aeltern ihre Kinder in langer Pflege. Sie arbeiten nicht nur zu deren Besten viele Jahre lang, sondern vergessen ihrer auch im spätesten Alter nicht. Ja, sie sorgen selbst für diejenigen, welche ihnen nicht blutsverwandt sind. Es sorgt der Hohe für den Niedrigen, die Herrschaft für den Diener, der Reichere für den Aermern. Wie Gott über den unendlichen Kreis seiner Werke und Geschöpfe mit Vaterliebe waltet, so soll der Mensch über das Glück aller derer wachen, die in seinem Wirkungskreise leben. Der Reichere, welcher sich jährlich beträchtlicher Einnahmen und Aernten erfreut, kann von diesem Allem nicht mehr verzehren, als der Arme. Daher bleibt ihm ein großer Ueberfluß. Dieser Ueberfluß ist ihm gegeben, ihn weise zu verwalten, und zum Besten seiner Nebenmenschen anzuwenden. Zwar auf Erden ist er von der Anwendung seines Eigenthums,

sobald sie nicht zum Schaden Anderer geschieht, Keinem Rechenschaft schuldig; denn Niemand vertraute ihm dasselbe zu solchem Zwecke als ein bloßes Darlehen an. Darum nennt er, was er besitzt, und was kein Anderer mit Recht ansprechen kann, sein vollkommenes Eigenthum. Aber mit Hinblick auf Gott haben wir gar kein Eigenthum. Alles ist Gottes. Alles ist nur ein anvertrautes Darlehen aus der Vaterhand des Allmächtigen, zu weiser Benutzung für uns und Andere. Ihm sind wir verantwortlich. Wie er aus der Fülle seines Reichthums Allem gibt, was lebt, so sollen wir, als Verwalter eines größern oder geringern Theils dieser göttlichen Gabe, davon denen auf zweckmäßige Weise mittheilen, die weniger empfingen. Wir sollen ihm auch darin ähnlich werden; wir sollen trachten, gleich wie er, vollkommener zu sein, nach Maßgabe unserer Lage, unserer Kräfte. Denn Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. (1. Mos. 1, 27.)

Diese Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott und unserer Erhabenheit über die ganze thierische Schöpfung muß für uns einer der stärksten Beweggründe sein, mit dem, was Gottes Segen verleiht, göttlich-groß zu handeln; ihn nicht bloß eigennützig oder geizend, gleich den vernunftlosen Thieren, ausschließlich für unser Wohlsein anzuwenden.

Zwar diese Wahrheit, dies Pflichtgebot, ist schon unzählige Male ausgesprochen — aber wie Viele sind, welche sich davon erwärmt fühlen? Sie läugnen zwar diese Wahrheit nicht, aber demungeachtet bleiben sie den nur für sich besorgten Thieren gleich, und verschwenden in hundert erkünstelten Bedürfnissen einen großen Theil dessen, was ihnen ihr Gott lieh. Ja es fehlt nicht an

solchen, welche nicht nur in ihrer Selbstsucht thierisch sind, sondern sogar ein Vergnügen daran finden, ihre höhere Würde absichtlich zu verläugnen; den Menschen für eine höhere Thierart anzusehen, die ohne Aehnlichkeit mit Gott ist, und im Tode ebenfalls vernichtet bleibt. Es fehlt nicht an solchen, welche allen Witz aufbieten, die Majestät des Menschen zu verspotten, und darzuthun, daß vom weisesten der Sterblichen bis zum Affen, vom Affen bis zum Wurm, vom Wurm bis zur Thierpflanze, von der Pflanze bis zum Kristall und Stein, Alles eine Reihe unmerklicher Abstufungen von Geschöpfen sei. Sie wollen die unermeßliche Kluft nicht sehen, welche zwischen dem rohesten, unwissendsten Wilden und dem klügsten aller Thiere liegt, damit sie der Rohheit ihrer thierischen Gelüste desto frecher und lauter das Wort reden können.

Doch ist es kein vergebliches Wort, welches die heilige Schrift spricht: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Laut bezeuget dasselbe die Natur in der Fülle des Herbstes. Es ist gut, daß der Mensch sich von seiner eigenen Majestät, von seiner ungeheuern Verschiedenheit von den Thieren, lebhaft überzeuge, damit er desto geneigter werde, ähnlich der weltbeglückenden Gottheit zu wirken, der zum Ebenbilde er geschaffen worden.

Kein Thier sorgt und sammelt aus eigenem Triebe für die Menschen Nahrung ein, in der Absicht, dieselben damit zu erhalten. Aber der Mensch sammelt auch für das Thier, dem er die Freiheit raubte, um es zu seinem Nutzen zu gebrauchen. Kein Thier übt Herrschaft über das menschliche Geschlecht; wohl aber dieses über das gesammte Thierreich. Man kann es nicht läugnen, daß auch der einfältigste Mensch im Stande ist,

das klügste der Thiere zu meistern und zu leiten; er macht es sich dienstbar zu mancherlei Zwecken, und das zwar weniger durch überlegene Stärke und Geschicklichkeit, als durch die Gewalt seines Geistes, indem er beobachtet, überlegt und Zwecke hat, für welche er Mittel erfindet. Wir finden niemals unter den Thieren, daß sie, so stark und klug sie auch sein mögen, andere im eigentlichen Sinne beherrschen, und zu ihrem Gebrauch dienstbar machen, sich von ihnen Nahrung suchen, Wohnungen bauen, Wunden heilen, oder sich bewachen lassen. Zwar das stärkste frißt das schwächere: aber unter ihnen ist keine Rangordnung. Alle sind von gleicher Natur, von gleichen Bedürfnissen; jedes ist und bleibt, was es seiner Art nach war.

Der Mensch theilt sich Wünsche, Absichten, Vorstellungen und Gedanken, von denen gar kein Gegenstand in der irdischen Welt vorhanden ist, vermöge der Sprache mit. Aber das Thier hat nur eine Stimme, um seine angenehmen oder schmerzlichen Empfindungen auszudrücken. Der Mensch besitzt Vernunft: dadurch ist er des Wunders der Sprache mächtig. Er kommt nicht darum zur Vernunft, weil er sprechen kann, sondern durch die Vernunft gelangt er zur Sprache. Wir wissen, daß die Zungen vieler Thiere sehr geschickt zum Sprechen eingerichtet sind; sie lallen nach, was wir sie lehren, aber sie verstehen nicht, was sie reden. Es fehlt ihnen also nicht das Vermögen zu sprechen, sondern der Gedanke zum Sprechen. Sie haben keine Denkkraft, fähig, außersinnliche Vorstellungen hervorzubringen.

Es läßt sich nicht läugnen, der menschliche Körper besteht, wie der thierische, aus irdischen Stoffen. Er empfindet daher, wie das Thier; er begehrt, wie das

Thier. Aber das Thier kann sich nicht rühmen, den Gott ähnlichen, zum Ergründen, Forschen, Erfinden und Herrschen geeigneten Geist zu besitzen. Es ist nichts Aehnliches darin beim Thiere mit dem Menschen. Hier ist auch keine allmälige Emporstufung der Thierheit zur Menschheit, keine Abstufung unter den Menschen bis zum Thiere. Der armseligste unter den Wilden, der dümmste unter den Menschen, hat noch Begriffe, Vorstellungen, Gedanken, welche auch die klügsten aller Thiere nicht hervorbringen können. Die menschliche Dummheit, welche an das Thierische zu grenzen scheint, ist nichts als eine Wirkung der mangelhaften Beschaffenheit seiner innerlichen Seelenwerkzeuge, seines Knochen- und Nervenbaues. Diese fehlerhafte Beschaffenheit ist aber etwas Zufälliges. Geistarme Menschen sind keine besondere Menschenart, sondern nur in ihrem innern Bau beschädigte Personen. Sie können oft Aeltern sehr kluger und geistreicher Kinder sein. Folglich ist und bleibt zwischen dem geistarmen Sterblichen und dem klügsten Thiere eine unendliche, leere Kluft, die durch nichts, durch keine Zwischengattung von Geschöpfen, ausgefüllt ist. Auch sind Personen, die wir arm am Geiste nennen, nicht am Geiste, sondern nur an denjenigen innern Mitteln und Werkzeugen arm und mangelhaft, durch welche sie ihren Geist wirksam erscheinen lassen können: so wie ein kluges, verständiges Thier, dem wir einen gewissen Grad Vernunft beilegen, wirklich keine Vernunft, sondern nur einen wunderbaren, bloß auf seine Erhaltung abzweckenden, dunkeln Trieb besitzt, den man Instinkt zu nennen pflegt. — Auch der Mensch, insofern er einen Leib hat, ist mit solchen Instinkten begabt. Wer lehrt zum Beispiel den Magen die wunderbare Arbeit des Ver-

dauens? Wer lehrt das kaum geborne Kind die Mutterbrust suchen? Wird man deswegen sagen, der Säugling habe schon Ueberlegung und reife Urtheilskraft? Warum schließt das Kind, dem noch Niemand in die Augen gestoßen, schnell die Augen, wenn man plötzlich dahin mit der Hand zu fahren scheint? Ist dies schon Klugheit, schon wirkliche Aeußerung des Verstandes? — Nein, es ist ein dunkeler, unwillkürlicher Naturtrieb — Instinkt.

Und also ist es auch mit dem beschaffen, was wir bei Thieren für Verstand und Klugheit zu halten, oder, doch immer mit Unrecht, sehr uneigentlich also zu benennen pflegen, weil die Aeußerungen dieser Naturtriebe oft so wunderbar, und, wenn sie mit starkem Gedächtnisse verknüpft sind, so täuschend erscheinen, daß wir sie für Wirkungen eines Verstandes und einer Vernunft zu halten geneigt werden. Ein Thier kann gelehrig sein, vermöge seines Gedächtnisses. Aber es kann Seinesgleichen nicht wieder in dem, was es lernte, unterrichten. Dazu mangeln Verstand und Vernunft auch dem scheinbar verständigen Thiere.

Kein Thier lernt vom andern. Es thut, was es thut, durch Anspornung seiner Natur. Man entdeckt darin oft so außerordentliche Weisheit und Vorsicht und Sorgfalt, daß der einsichtvollste Mensch es unbegreiflich findet, wenn er nicht annehmen soll, das Thier habe auch Ueberlegung und Vernunft. Und doch ist das Thier ohne den Gedanken. Aber was wir betroffen anstarren, ist der Gedanke des allweisen Schöpfers. Eine junge Spinne, wenn sie, sobald sie dem Ei entschlüpft, fern von allen andern Spinnen ist, folglich von ihren Aeltern nicht unterwiesen werden kann, was sie nun zur

Erhaltung ihres Lebens thun müsse, versteht es sogleich eben so gut, als ihre Mutter, die Faden zu weben, mit erstaunlicher Regelmäßigkeit dieselben zu ordnen, und die Fliegen darin zu fangen. Jede weiß das zarte Netz auf die für sie vortheilhafteste Art zu bilden; die eine senkrecht zwischen Zweigen, wo die Hauptfaden wie Strahlen vom Mittelpunkt unter gleichen Winkeln ausgehen, und die Querfaden in genau berechneten Verhältnissen zu einander herumlaufen; die andern beutelförmig in den Ecken der Fenster und Mauern, wo sie wissen, daß Beute für sie kommen müsse; die dritte hängt ihr trichterförmiges Gewebe an Pflanzen beim Wasser. Jede trifft die zweckmäßigsten Anstalten, ohne sie vorher gekannt oder gelernt zu haben.

Unter allen Insekten ist keins so reich an wunderbaren Eigenschaften, als die Biene. Sie ist eins von den Meisterwerken des allmächtigen Gottes in ihrer Art. Was ist das kunstvolle, mühsam gebaute Vogelnest gegen die große Stadt von weislich geordneten Zellen, worin die Bienen wohnen? Da leben sie in der selbstgebauten Stadt: alle nach gleichen und unveränderlichen Gesetzen; alle für einander schaffend, alle unter einem Haupt, nämlich einer Königin, der Mutter aller. Da schwärmen sie aus, suchen die Blumen, bedecken mit deren feinem Staub ihren kleinen haarigen Leib, fliegen zurück, und bringen damit den Stoff zu Wachs und Honig ein, den sie dann kunstvoll bereiten. Eine Arbeitsbiene liefert der andern das Benöthigte zu. So wohnen sie in Eintracht beisammen, oft von zweihundert bis fünfzehntausend in einem Stock, ohne daß die ungeheure Menge im Geringsten ein Hinderniß der Ordnung würde. Die Regelmäßigkeit in der Einrichtung ihrer Wohnungen ist für

den größten Künstler unter den Menschen ein Gegenstand des Erstaunens.

Mit gleicher Gewandtheit bauen die Wespen ihr Nest, bald, indem sie es sicher vor Sturm und Regen an verfaultem Holz oder in Mauerlöchern befestigen; oder, wie aus zartem, grauem Papier blätterig gebildet, einen halben Fuß tief in der Erde errichten, mit vielen tausend kleinen Zellen versehen. Mit welchem Fleiße und wie sinnreich arbeiten die thätigen Ameisen, deren Staat, aus vielen tausend Mitgliedern bestehend, ein wohlgeordnetes Ganzes ist! Jedes einzelne Thierchen hat darin seine Bestimmungen und Geschäfte; jedes kennt seine Verrichtungen, seine Straßen, und was fehlt.

Die Haushaltung und Lebensart und die Fähigkeiten vieler vierfüßigen Thiere aber sind dem Menschen viel bekannter. Wer hat nicht von der scheinbaren Verständigkeit des Elephanten gehört, oder von der List des Fuchses, mit welcher er seinem Raube auflauert, oder seinen Feinden zu entrinnen sucht? Schlau und vorsichtig, nichts übereilend, richtet er sich allezeit nach den Umständen. Er legt seine Höhle am Rande der Wälder oder in der Nähe der Dörfer an, wo für ihn Beute ist, und verbirgt den Eingang seines Aufenthalts klüglich. Unermüdlich lauernd erhascht er seinen Raub, bedeckt ihn mit Moos, versteckt ihn sorgfältig, daß ihn Keiner finde, und geht nach neuem aus. Kein Vogelnest ist vor ihm ganz gesichert; selbst den Wespen und Bienen macht er den Krieg, um ihren Honig zu erobern. Und doch ist alle seine List kaum vorzüglicher, als die der Katze, mit welcher sie den Mäusen auflauert, oder der Spinne, die im Verborgenen das Glück ihrer zarten Netze versucht; seine Kunst kaum bedeutender, als die der Biene, die

ohne langes Ueberlegen die schwere Aufgabe löset, in der kürzesten Zeit das zweckmäßigste Gebäude für sich in möglichst kleinstem Raume und mit der größten Ersparniß herzustellen.

Von allen uns bekannten Thieren ist vielleicht der Hund durch seine höhern Fähigkeiten am merkwürdigsten. Mehr als jedes andere hält er sich zum Menschen, überläßt sich dessen Herrschaft, scheint ihn zu verstehen, und Vergnügen darin zu finden, ihm zu dienen. Gelehriger als alle andern Thiere, thut er, was ihm befohlen wird: jagt das Wild, bewacht Haus und Hof, vertheidigt seinen Herrn, und beobachtet dessen Mienen, dessen Stimme, um seinen Willen zu errathen. Seine Treue und Anhänglichkeit ist rührend. Der Hund ist das einzige Thier, welches in seiner Zuneigung zum Menschen lieber das Leben, als die Treue aufopfert; seinen Herrn und dessen Freunde immerdar kennt; der es hört und darauf achtet, wenn man ihn beim Namen ruft. — Dennoch ist Alles, was wir an ihm Verstand und Gedanken nennen, nur eine Selbsttäuschung von unserer Seite. Der Hund, mit dem reizbarsten Empfindungsvermögen der thierischen Seele begabt, zeigt nur, wie viel diese auch ohne Geist zu leisten fähig ist. Daß er sich zähmen und zum Diener der Menschen verwandeln läßt, ist die Wirkung der gleichen Ursache, welche den Adler bewegt, sein Nest an den Gipfel der höchsten Felsen zu bauen, von wo er in weiten Fernen umher seine Nahrung ausspähen kann. Seine Treue ist die bindende Macht der Gewohnheit; seine Gelehrigkeit ist die Frucht des Gedächtnisses, oder der Erinnerung angenehmer und unangenehmer Eindrücke bei gewissen Handlungen.

Doch ihm, wie allen Thieren, fehlt der Gedanke. Er kann lernen, aber seine Jungen nicht das Erlernte wieder lehren. Empfindung und Gedächtniß, verbunden mit der Macht des Instinkts, ist der Inbegriff aller thierischen Fähigkeiten. Kein Thier hat eine Vorstellung von dem, was wahr nnd gerecht ist; kein Thier eine Vorstellung von der Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen; nur was es immer gewohnt ist beisammen oder nach einander folgend zu sehen, das glaubt es immerdar verbunden. Darum zittert der Hund vor der donnernden Stimme seines Gebieters, der oft schmerzliche Mißhandlungen folgten; aber eben deswegen rächt er sich auch oft mit den Zähnen an dem nach ihm geworfenen Stein, statt an demjenigen, der ihn schleuderte. Kein Thier hat Sinn für das Erhabene und Schöne. Ihm sind der Palast, der prachtvollste Tempel und der elendeste Stall, ihm die Musik und das Gekreische gleichgültig. So hat weder die Biene, noch die Spinne einen Sinn, die Vortrefflichkeit und hohe Zweckmäßigkeit ihrer Arbeit einzusehen, so wenig, als der menschliche Säugling die weise Einrichtung erkennt, mit der sein Inneres thätig ist, die eingesogenen Nahrungstheile seines Körpers umzuschaffen, oder vermittelst welcher Einrichtung er fähig ist, die empfangene Milch zu verschlucken. Und doch thut er es, und weiß, daß er es thut, ohne zu wissen warum.

Hätten die Thiere auch nur den geringsten Theil jenes Lichtfunkens, der die innere Welt des Menschen erleuchtet: sie würden nicht immer in ihren Arbeiten und Lebensarten die gleichen bleiben. Aber ein Thier treibt sein ihm von der Natur gegebenes Geschäft nicht besser und nicht schlechter, als das andere; da ist keine Ab=

wechselung, keine Vervollkommnung ihrer Einrichtungen. Wie seit den Schöpfungstagen der Sperling und Falke ihre Nester flochten, der Biber seine kunstvolle Höhle am Wasser baute, so geschieht es noch heute seit Jahrtausenden, so noch in folgenden Jahrtausenden. Jede Thiergattung, jede Pflanzengattung sind die gleichen geblieben.

Aber der Mensch nicht also. Nur sein Leib, insofern derselbe thierischer Natur ist, hat keine Vervollkommnung erfahren; er besteht und handelt in den alten Naturtrieben. Hingegen der Geist, dieser Strahl aus Gott, ist immer der gleiche. Er, im ewigen Kampfe mit der ihn verdunkelnden Thierheit, erhebt sich in Majestät über das Ganze der Natur, und erkennt sich, die Welt, die Herrlichkeit Gottes. Ein von den Naturtrieben unabhängiger Wille herrscht selbst über diese. Dadurch wird er zum Ebenbild seines Schöpfers. Je höher der Geist über dem Einflusse der Sinnlichkeit steht, je mehr er das Nützliche dem Eiteln, das Gerechte dem bloß Nützlichen, das Gütige dem bloß Gerechten vorzieht; je mehr er eigenes irdisches Wohl über das Glück seiner Freunde und Feinde vergessen kann: um so ähnlicher wird der Geist des Menschen Gott, der weltbeseligend seine Sonne aufgehen läßt über Sünder und Fromme.

Nach Deinem Ebenbilde, o Du Erhabenster, hast Du mich geschaffen. Eine unendliche Kluft ist zwischen mir und dem Wesen der Thiere. Sollte ich selbst jemals meiner Würde vergessen können, und nicht mehr sein wollen, als das vernunftlose Thier, das nur um seine Selbsterhaltung und Fortpflanzung bekümmert ist? Nein, nein, meine Sehnsucht richtet sich zu Dir hinauf! Wie Du unaufhörlich mildreich, und auch in diesen fruchtbringenden Herbstzeiten mit überschwenglicher Güte für

Alle sorgst, will auch ich thun, und nicht bloß für mich sammeln. Wo sind Leidende zu trösten? ich will ihnen eine frohe Stunde bereiten helfen. Wo sind Arme? ich will sie erquicken helfen. Wo sind Verlassene? Ich will ihr Freund und Rathgeber werden. Wo sind Unglückliche, welche den bevorstehenden Winter und seine Strenge fürchten? ich will, was meine Kräfte vermögen, ihren Besorgnissen abhelfen. Nur das Thier ist um sich selbst bekümmert; nur Gott gehört dem großen Weltall an. So soll der Mensch ein Gott in seinem kleinern Wirkungskreise sein. Daß ich es werde, Vater im Himmel, verleihe mir den Beistand Deiner Gnade. Amen.

17.

Blicke zum Sternenhimmel.

Erster Theil.

Ps. 104, 24.

Der Sonne goldne Miriaden,
In ihren unerforschten Pfaden,
Sind Staub vor Dir, Dein Werk, und Dein!
Auch die fern von des Auges Grenzen
Unsichtbar uns im Ew'gen glänzen,
Und jede Welt um sie, ist Dein!
Du bist der unumschränkte Meister
Der Welt, die durch Dich worden ist:
Allmächtig, gütig, Herr der Geister,
Und ewig bleibst Du, der Du bist!

Das Reich des Alls lenkt Deine Rechte,
Die Seraphim sind Deine Knechte;
Die Thronen sind Dir unterthan.
In allem Sein und allem Weben,
Gott! Schöpfer! Vater! webt Dein Leben,
Und Alles fleht Dich kindlich an.
Der Himmel Himmel singt Dir Lieder,
Viel tausend Himmel zu erfreu'n.
Sie hören's, fühlen's, fallen nieder,
Und senken sich in Dich hinein.

Wenn ich von den Leidenschaften, Umtrieben, Entzweiungen, nichtigen Planen und dem ewigen Einerlei des gemeinen Lebens ermüdet bin; oder wenn ich meine häuslichen Sorgen, meine Leiden, Hoffnungen, meine eigenen Entwürfe allzusehr verschlinge, so daß ich nichts Anderes, als nur dieses Irdische denken kann und mag, und doch mich wieder vom Staube zum Göttlichen zu

erheben, und in mir selbst ein edleres Leben zu leben wünschte: dann werfe ich meinen Blick zum gestirnten Himmel, und betrachte das ewige, stille Leuchten und Wandeln seiner Welten. — Wenn ich in frohen Gesellschaften und selbst des Vergnügens voll bin; wenn ich mich vor meiner eigenen Freude fürchte, daß ich mich leicht in ihr vergessen könnte, und wenn ich auch dann mich Gott nähern und durch ihn meine Fröhlichkeit heiligen, meine Besonnenheit zurückrufen möchte, — dann trete ich hinaus und erhebe mein Auge zu den Wundern des Himmels, und ahne meine Schicksale und Bestimmungen. — Wenn mich ein Schmerz des Lebens allzutief ergreift, wenn mich die Angst zu Boden drückt, und ich beten möchte, und mich nicht zur Andacht sammeln und beten kann: dann sehe ich hinaus in die Unermeßlichkeit des Himmels über mir.

Und je länger ich mich beim Anschauen und Betrachten des Ewigen und Grenzenlosen, welches über mir schwebt, verweile, je ruhiger wird es in mir. Vor der Unendlichkeit des Weltalls wird auch das Größte, was auf Erden ist, klein; und nur mein Geist fühlt noch eine Erhabenheit, weil er sich über den Staub der Erde in die Unendlichkeit hinaufschwingen kann. Der Sturm der wilden Freude legt sich in meiner Brust, und ich fühle ein Streben, meiner selbst würdiger zu bleiben. Der Menschen Thun und Lassen scheint mir so nichtig, so verächtlich; sie gleichen geschäftigen kleinen Würmern, die von der Erde leben, um ihre Erhaltung Alles thun, und nicht ahnen, wo sie sind und wer über ihnen wacht. — Jeder Kummer, jede schwere Lebenssorge, die mich beugen will, wird leicht und unbedeutend; denn die Allmacht Gottes und die Weisheit und Gnade des Weltregierers

stellt sich mir lebhafter dar: und ich denke: Was härmst du dich doch so vergeblich? Kurz ist das Leben, ewig der Geist. Warum willst du in deinen Besorgnissen verzagen? Bist du denn allein? Ist nicht Gott im Weltall; kann ein Stern ohne seinen Willen aus den angewiesenen Bahnen weichen, in denen er sich mit tausenden und tausenden von Jahren fortbewegen muß; kann ein Sperling ohne seinen Willen vom Dache fallen, und sind nicht alle Haare auf deinem Haupte gezählt?

Wahrlich, es ist zu begreifen, daß der Mensch endlich ganz irdisch gesinnt wird, wenn er seinen Blick immerdar zur Erde kehrt, wie alle Thiere, und vergißt, daß er gebaut ist, um aufrecht zu gehen, und das Angesicht zum Himmel zu wenden; der Sterbliche ist nicht bloß da für die Erde: warum beschäftigt er sich denn fast nur allein mit der Kenntniß dessen, was die Erde gibt? Er ist ein Bürger des Weltalls, ein Antheilhaber der Ewigkeit, ein Bruder der Geister, ein Kind der Gottheit!

In den Urzeiten, da die Völker der Erde noch ihrem Ursprunge nahe waren, klebten sie noch nicht so sehr an der geringen Erdscholle, auf der sie wandelten, wie heutiges Tages. Sie wußten mehr von göttlichen Dingen, als von irdischen Vortheilen. Sie waren der ganzen Natur inniger verwandt, und mit den Wundern des Himmels vertraut, wie mit den Wundern des Erdballs. Sie konnten noch keine Seidenzeuge weben, keine Paläste bauen, keine zierlichen Geräthschaften erfinden, und den Hunger mit mannigfaltiger Nahrung zu stillen, war noch keine eigene Kunst: aber sie wußten von Gottes Allmacht mehr, als wir, zu sagen, und verloren sich mit Entzücken in Betrachtungen seiner Weisheit und

Gnade. Sie hatten schon den Lauf des Mondes um die Erde berechnet, und die Stellungen der Sonne in den Sternbildern des himmlischen Thierkreises, ehe sie nur den geringsten Theil aller Bequemlichkeiten kannten, mit welchen die Sterblichen in spätern Jahrhunderten ihren Leib verweichlichten, und den größten Zeitraum ihrer Tage vertändelten. — Leben wir denn nur für unsern Gaumen, für unsere Kleider, für unsere Spiele, für unser Geld, oder für das Ewige? Leben wir denn nur für unsere Bedeutung in Gesellschaften, für unser Ansehen, für unsern Rang unter den Menschen hier, oder für unsern Rang unter den zum unendlichen Sein erwählten Geistern? Wie wenige Christen sind, welche der Gottheit wirklich näher verwandt wären, als ihren thierischen Bedürfnissen! Wie wenige sind, die in ganzer Fülle erkenntnißvollen Entzückens das Wort des Psalms sprechen können: Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte! (Psalm 104, 24.)

Es wäre zu wünschen, daß noch heutiges Tages — wie in den Zeiten des Alterthums Propheten, Patriarchen und Lehrer, oder wie Jesus Christus, wenn er unter seinen Schülern stand — die öffentlichen Volkslehrer, die Gottesgelehrten und Prediger ihre Zuhörer oft auf die Herrlichkeit des Schöpfers durch Schilderungen der Natur hindeuteten! — Die Schrift ist von Gott eingegeben: aber ist die Natur nicht auch das Buch Gottes, in welchem wir lesen sollen? Was hilft es, zu sagen von den Eigenschaften Gottes, wenn wir durch bessere Kenntniß seiner Werke keine lebhaftere und anschaulichere Vorstellung von seiner Majestät gewinnen? Wenn der Sterbliche unter dem Sternenhimmel hinirrt,

was weiß er sich mehr dabei zu denken, als daß diese zahllosen Lichter da oben seinem Auge gefallen? Ja, wie wenig stellt er sich bei Wahrnehmung jenes großen Tagsgestirns vor, welches durch den Einfluß Alles mit Licht und Wärme durchdringender Strahlen zum Leben weckt? Höchstens gefällt ihm die angenehme Empfindung der Wärme; oder er berechnet, ob es einen schönen oder trüben Tag geben könne; oder ob seine Aernten in den Feldern wohlgerathen werden. Ihm ist die Sonne nur ein Beistand zur Gewinnung kleiner Vortheile, eine Tagesleuchte, und mehr nicht: etwas Gemütherhebendes findet er nicht darin, denn er kennt sie nicht näher.

Wenn wir ihm aber sagen, jene glänzende Scheibe, in die du nicht mit Gefahrlosigkeit deiner Augen sehen kannst, ist in ihrem Durchschnitt über hundertmal größer, als der Erdball, den du bewohnst, und den du oft die ganze Welt nennst; wenn wir ihm sagen, dieser hundertmal größere Weltkörper, welcher dir so klein erscheint, und doch so nahe leuchtet und erwärmt, ist bei zwanzig Millionen Meilen weit von dir entfernt; wenn wir ihm sagen, diese große und ferne Welt, welche dir alle Morgen aufgeht, um den Tag zu bringen, und des Abends untergeht, bewegt sich keineswegs, wie es dir scheint, am Himmelsgewölbe um deine viel kleinere Welt, auf der du wandelst, sondern die Erde schwingt sich, in der ungeheuern Leere eines unendlichen Himmels leichter als eine Feder schwebend, von Gottes Allmacht gehalten, um die Sonne herum, so wie sich der Mond um die Erde bewegt, und folglich auch mit ihr zugleich um das große Sonnengestirn; wenn wir ihm sagen, die Erde, während sie sich in einer länglich runden Bahn

um die Sonne schwingt, fliegt in jeder Minute mit Allem, was sie trägt, und unablösbar an sich festhält, zweihundert und vierzig Meilen weit fort durch den Himmelsraum; wenn wir ihm sagen, jene Sonne, die dir eine ewig brennende Feuerkugel zu sein scheint, und deren Strahlen dir wegen ihrer Hitze oft beinahe unerträglich fallen, hat nur nahe an der Erde eine so große Wärme, aber je höher man sich in die Luft erhebt, je weiter hinauf man auf Berge steigt, je kühler wird die Luft, je mehr nimmt alle Sonnenhitze ab, also daß die Gipfel der höchsten Berge zuletzt mit Schnee und Eis seit Jahrtausenden bedeckt sind: — wird er dann nicht in Erstaunen versinken und erschrecken vor der nie geahneten Wunderbarkeit der Welt, ihrer Größe und der Majestät des Schöpfers, zu dem er oft betete, ohne ihn so erkannt zu haben? Wird er dann nicht mit ganz anderm Sinne als ehemals beten: Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel; Du hast sie alle weislich geordnet!

Nun erst wird die Aufmerksamkeit in ihm erwachen; nun erst die Wißbegier nach den göttlichen Dingen rege werden, und hundert Fragen werden geschehen: Wie ist es möglich, daß die Erde dahinschwebe im leeren Weltraum? — oder daß wir nichts von der ungeheuern Schnelligkeit im Fortfluge verspüren? — oder daß die Sonne, je näher wir ihr kommen, statt mehr zu brennen und zu wärmen, kälter wird, und nicht wie anderes Feuer thut?

Allein hier bleibt in den meisten Dingen unsere Wißbegier unbefriedigt. Wir nehmen viele Wunder Gottes wahr, aber die Erklärung davon ist uns unmöglich; Alles, was wir darüber sagen würden, wäre bloße Ver-

muthung. Wer könnte in die Geheimnisse des Schöpfers dringen?

Sehr wahrscheinlich also ist die Sonne kein irdisches Feuer, wie wir es haben; denn das Feuer verzehrt, was es ergreift. Und wäre die Sonne eine brennende Welt: würde man nicht vermuthen müssen, daß sie sich endlich selbst verzehren müsse? Was ist sie also und wie ist sie beschaffen?

Es ist der menschlichen Kunst gelungen, solche Fernrohre zu erfinden, vermittelst welcher wir weit entfernte Gegenstände tausendmal größer und deutlicher erblicken, als mit bloßen Augen. So können wir das weit von uns Entlegne gleichsam näher an unser Auge heranziehen, und wie groß muß unser Erstaunen werden, wenn auf diese Weise unser Blick auf fremden Welten umherwandelt, da er bisher nur gewohnt war, die Landschaften und Gewässer auf Erden zu sehen! — wenn er dort eine ganz andere Ordnung und Haushaltung wahrnimmt, wie hier auf Erden!

Schon längst bemerkte man durch jene Hilfsmittel, daß die Sonne keineswegs, wie sie den bloßen Augen vorkommt, ein einziges Flammenmeer sei, sondern es zeigten sich dunkle Stellen darin, wie Inseln in einem Ozean von Licht. Manche derselben bewegten sich, immer in gleich weitem Abstande von einander, von einer Seite der Scheibe zur andern, und kamen wieder regelmäßig, nach immer gleicher Zeit, auf der ersten Seite wieder genau den gleichen Gang zu nehmen. Erst daraus erkannte man nun offenbar, daß auch die Sonne nicht stille stehe, sondern daß sie sich um sich selbst herumdrehe, so wie sich auch die Erde nicht nur um die Sonne in Jahresfrist, sondern auch um sich selbst binnen

vierundzwanzig Stunden herumdreht. Aber was bei unserer kleinen Welt, auf der wir eine kurze Zeit leben, in zweimal zwölf Stunden vollbracht ist, dauert bei der großen Sonnenkugel fünfhundert und zweiundfünfzig Stunden, oder was bei uns einen Tag und eine Nacht ausmacht, währt dort über siebenundzwanzig unserer Tage.

Die dunkeln Stellen in der Sonne, welche man aber auch zu ungleichen Zeiten oft unter dem allgemeinen Glanz wieder verschwinden sieht, zeigen, je länger sie beobachtet werden, mancherlei Verschiedenheiten. Es gibt deren, die ganz schwarz und von blassem Rand umgeben sind; andere, die keine finstere Mitte haben, sondern überall gleich grau sind. Eben so zeigen sich wieder in dem weiten Lichtmeer einzelne Punkte, die weit heller strahlen, als alles Uebrige. Das Lichtmeer trennt sich zuweilen; an andern Orten wallt es wieder zusammen. Wo es auseinander geht, sehen wir die finstern Stellen des Sternkörpers, und bemerken, daß er nicht brennend ist, sondern für sich selbst dunkel und so strahlenlos wie unser Erdball.

Bei noch sorgfältigerm Untersuchen nimmt man deutlich wahr, daß, wenn die finstern Sonnenstellen sich beim Umdrehen dieses Weltkörpers dem Rande der Scheibe nähern, noch ehe sie den äußersten Saum erreichen, schon verschwinden unter der seitwärts stehenden Lichtmenge. Folglich steht die Lichthelle wohl weit höher, als der dunkele Boden der Sonne. Ja, was noch weit merkwürdiger ist, zwischen dem Lichtmeer, welches die Sonne umstrahlt, und zwischen dem strahlenlosen Grund derselben, und selbst noch über diesem weit erhaben, zeigt sich ein anderes, von beiden verschiedenes Wesen,

gleichsam ein zweites der Sonne, beweglich, abwechselnd, ungleich, von grauer Farbe. Wenn wir auf einem andern Sterne wohnten, und von dem aus unsere Erde betrachten könnten, würden die Wolken, welche den Erdball umziehen, ebenfalls einen ähnlichen grauen Schleier um ihn her bilden, der dann und wann zerrisse, und zu andern Zeiten wieder zusammenflösse.

So wäre die Sonnenwelt, mit unserer Erdenwelt verglichen, also ein strahlenloser Weltball, wie unsere Erde ist, und ebenfalls wie diese mit einem Wolkenhimmel umzogen; aber weit über demselben wölbten sich ringsum Lichtwolken. Man hat den Abstand des Sonnengrundes von den dunkeln Wolkenschichten, und den Abstand dieser von dem höhern Lichtmeer mit vieler Bestimmtheit wahrgenommen. Aus mancherlei Beobachtungen und Berechnungen hat sich ergeben, daß die Lichtwolken vier- bis sechshundert Meilen weit von dem darunter liegenden Sonnenboden entfernt sind, folglich vier- bis sechshundertmal höher über der Sonne, als die Gipfel der allerhöchsten Berge über dem Erdboden stehen.

Risse in den Strahlenwolken, wenn man das herrliche Lichtmeer so nennen darf, welches jenen Weltkörper umschwebt, entblößen uns fast immer den darunter schwebenden grauen Wolkenhimmel, und dieser ist, wie es scheint, so allgemein und ausgedehnt, daß die Lichthülle selten oder nie unmittelbar über dem Sonnenboden steht. Denn so groß auch die Oeffnung der Glanzmenge wird, bemerkt man dennoch weit unter derselben vergehend die grauen Wolken, und erst wenn sich diese in ihrer Mitte öffnen, erblickt man den Sonnenboden selbst als einen schwarzen Fleck, der wie mit einem mattleuchtenden, grauen Rand umgeben ist.

Die schwarzen Stellen des Sonnengrundes sind oft von beträchtlicher Größe. Man sieht sie zuweilen in einer Ausdehnung von zehn- und zwanzigtausend Meilen Weite; ja man sah sie schon so groß, daß sie einen Raum von zweihundert Millionen Meilen ins Gevierte einnahmen, das heißt, mehr denn zwanzigmal größer waren, als die ganze Oberfläche des von uns bewohnten Erdbodens. Man sah die Lichtschale deutlich wie ein glänzendes Gewölbe über einer finstern Tiefe hängen, noch tiefer, als die graue Wolkendecke steht, vereinzelte Gewölke zwischen dieser und dem festen Boden der Sonne schwimmen.

Von so ungeheuerm Umfang aber auch die von ihren Gewändern zuweilen entblößten Stellen der Sonne sind, ist es bis dahin demungeachtet noch nicht möglich gewesen, etwas Näheres zu erkennen von dem, was sich auf der festen Oberfläche des Körpers selber befinden mag. Es würde Täuschung sein, da von Gestalt der Landschaften, von Thälern und Gebirgen reden zu wollen. Jener wunderbare, von unserm Erdball ganz verschieden geformte Ball ist viel zu weit von uns entfernt, oder vielmehr auch unsere vollkommensten Sehrohre sind bis jetzt noch viel zu unvollkommen, um auf dem von seinem grauen Wolkenschleier beschatteten Sonnenrunde Einzelnheiten wahrzunehmen. Alles, was darüber gesagt wird, ist sicherheitslose Muthmaßung; so wie, wenn man aus öfters an gewissen Gegenden immer wieder erscheinenden finstern Stellen schließt, daß daselbst hohe Berge sind, welche über die grauen Wolkenmeere öfter, als das tiefer liegende Land, hervorragen und sichtbar werden können.

Bis jetzt müssen wir uns lediglich mit dem begnügen, was wir an der zweifachen Sonnenumgebung bemerkt haben, und selbst auch dieses ist noch Weniges und

Unbestimmtes. Ja, wir sind noch nicht einmal im Stand, alle daran wahrgenommenen Erscheinungen zu umfassen, oder gar zu erklären. Wir wissen sogar nicht einmal uns Rechenschaft zu geben, warum in manchen Jahren die Sonne beträchtlich größer und ein anderesmal kleiner erscheint. Nach Versicherung der Sternseher hat sie, oder vielmehr die Lichthelle ihrer Scheibengröße, um drei- bis sechshundert Meilen abgenommen. Wäre dies der Fall, möchte man fast für wahrscheinlich halten, daß die strahlende Glanzhülle zu gewissen Zeiten sich vom Sonnenkörper entfernte und ausdehnte, und zu andern Zeiten wieder gegen ihn einsänke und zusammenzöge. Doch scheint dieses Größer- oder Kleinerwerden des Umfangs, welches im Verhältniß zur außerordentlichen Größe der Sonne gering ist, keinen bedeutenden Einfluß auf Licht und Wärme hier auf Erden zu haben; eben so wenig, wenn in der Sonne viele oder große dunkle Stellen sichtbar werden.

Wir wissen noch so wenig vom Weltbau Gottes, und doch schon so Vieles, das unser ganzes Erstaunen rege machen muß! Wenn wir noch dazu denken, daß, mit Ausnahme einzelner Sterne, alle übrigen Gestirne, welche wir Nachts am Himmel erblicken, eben so gut selbstleuchtend sind, wie die Sonne, und wahrscheinlich von Licht umflossene Sonnen sind, wie die unserige; wenn wir dazu denken, daß unsere schärfsten Sehrohre zu schwach sind, diese Sterne auch nur um das Allergeringste zu vergrößern, weil sie in allzuunermeßlichen Entfernungen von uns schweben; wenn wir denken, daß, so wie unsere Sonne der Mittelpunkt ist, um welchen sich neunundzwanzig kleinere Welten, wie unsere Erde

oder der Mond ist, bewegen, um von allen Seiten Beleuchtung zu empfangen, und daß um jene weit entfernten übrigen Sonnen sich wahrscheinlich eben solche, für sich selbst dunkle Weltkörper in ewig gleichen abgemessenen Kreisen bewegen; wenn wir bedenken, daß der Erdball, auf dem wir leben, nur einer der kleinsten Weltkörper von allen denen ist, die wir mit bloßen Augen in jeder heitern Nacht sehen, und daß doch die Oberfläche dieses verhältnißmäßig kleinen Erdballs über neun Millionen Meilen ins Gevierte hat; wenn wir erwägen, daß auf diesem Erdenrund Alles bevölkert ist mit lebendigen Wesen, deren Arten und Gattungen wir noch nicht einmal alle kennen; wenn wir wissen, daß hier jeder Wassertropfen, jeder Grashalm gleichsam eine eigene kleine Welt ausmacht, worin zahllose nur unter dem stärksten Vergrößerungsglase erst sichtbar werdende Thierchen leben und weben; wenn wir uns erinnern, daß die Anzahl der Menschen allein, die auf der Oberfläche des Erdbodens zerstreut wohnen, über achthundert Millionen beträgt: wie könnten wir bei solchem Schwindel erregenden Blick vom Größten bis zum Kleinsten, vom Einzelnen zu der unendlichsten Menge, gefühllos bleiben, und ohne von einem heiligen Schauer durchdrungen zu werden! Wie sollten wir, die wir vom grenzenlosen Hause Gottes, dem Weltall, nur einen der unbedeutendsten Punkte, und selbst diesen bei weitem noch nicht ganz kennen, nicht von Ahnungen ergriffen werden, daß jene größern Welten vom Gott und Vater des Lebens wohl auch mit lebenden Wesen bevölkert sein mögen, die seine Majestät anbeten! Und wenn von jenen Tausenden von Sternen über uns jemals ein einziger auf immer verschwände: wer auf Erden würde das Dasein desselben

vermissen? Wenn unser ganzer Erdball, mit Allem, was ihn bewohnt, plötzlich in Nichts verginge: was verlöre das reiche All der Welt an diesem Staubkorn, welches wir Lebenden jetzt noch unsere ganze Welt nennen?

Dennoch ist der Vater dieses überschwenglichen Reichthums mein Vater, und der Gott aller jener Welten mein Gott! Dennoch willst Du, ewige Allmacht, ewige Barmherzigkeit, mich nicht verloren gehen lassen, und nicht versäumen; sondern wunderbar einzig, wie Du für jede besondere Welt und für jeden besondern Wurm im Staube bist, als wäre jene Welt, dieser Wurm allein Deiner Liebe und Sorge Gegenstand: so bist Du wunderbar einzig für mich, als wäre ich Dein einzig erschaffenes Wesen, und Alles meinetwillen angerichtet! Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel; Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte!

Ich fühle mich in diesem Ozean des Lebens so klein, so nichtig, wenn ich mich in dem Gedanken der Unendlichkeit oder in dem Abgrund Deiner Schöpfung verliere, und fühle mich wieder so groß, daß ich, ein ewiger Geist, Gott, Dich denken, Dich anbeten kann! Ich fühle mich so arm und verächtlich, wenn ich mein geringes Wissen, mein weniges Haben hier im Staube wahrnehme, und fühle mich wieder so reich, wenn ich mich erinnere dessen, dem mich Jesus zuführte.

Wie ist es auch möglich, daß ein Sterblicher unter den kleinlichen Bekümmernissen dieses kleinen Erdenlebens verzage, wenn er Dich kennt, auf den er vertrauen kann? Wie ist es möglich, daß er auf sein irdisches Besitzthum einen so großen Werth lege, wenn er das Göttliche einmal wahrgenommen hat? Wie ist es möglich, daß der für das Ewige und Göttliche Geborne nicht seinen Fehlern

und Leidenschaften absagen kann, um Dir ganz anzugehören? O, Dein Wille geschehe auf Erden auch von mir, wie in allen Himmeln! Amen.

18.

Blicke zum Sternenhimmel.

Zweiter Theil.

Ps. 19, 2–4.

Die Himmel ruhen, jeder ehret
Die Größe Gottes, seine Pracht!
Die ausgespannte Feste lehret
Die Werke, die sein Arm gemacht.
Und aller Welten Harmonie
Verkündet und besinget sie.

Es strömt von einem Tag zum andern,
Gleich Bächen ihre Rede fort;
Und eine Nacht erzählt der andern
Leicht ihr gedankenvolles Wort.
Es sind nicht Sprachen, die sie spricht:
Doch wer weiß ihre Worte nicht?

Die Ordnung kunsterfüllter Kreise
Verherrlicht Gottes Wunderhand,
Und macht, wie hold er ist und weise,
Der allerfernsten Welt bekannt.
Der Sterne hoher, ew'ger Gang
Ist seiner Allmacht Hochgesang!

Mit Recht kann gesagt werden: es ist darum so wenig tiefe Gottesliebe und wahre Gottesverehrung in der Welt, weil die meisten Menschen Gott nur so weit erkennen, als sie dazu fähig sind. Denn wer auch nur eine schwache, doch immer würdige Vorstellung von der Allmacht, Weis-

heit und Güte des höchsten Wesens hat, kann nicht anders, als von einer Ehrfurcht und Andacht erfüllt werden, die Alles übertrifft, was wir je Aehnliches gegen Menschen empfunden haben. Solche Ehrfurcht und Andacht ist die heilige Weihe zur Frömmigkeit, die Jesus von seinen Jüngern und Jüngerinnen gefordert hat.

Kann auch ein Kind seine Aeltern wirklich lieben und verehren, wenn es dieselben nicht einmal kennt? Wie sollen wir den Ewigen und Unsichtbaren lieben, und aus Liebe zu ihm ein heiliges Leben führen, wenn wir weniger von ihm wissen, als von unsern irdischen Aeltern? Viele Christen sind bekannter mit den Handlungen und Schicksalen frommer Leute, oder der Heiligen ihrer Kirche, als mit den Wundern und Thaten Gottes. Und doch deutete Christus nicht auf Menschen hin, sondern immer auf Gott, und sprach: Nur er ist heilig! — Vergebens predigt ihr Glauben, Buße, Besserung und Gottesfurcht: nicht bloße Ermahnungen machen den Menschen weiser und besser, sondern die Erkenntniß des Heiligsten und Höchsten. Die Gottesliebe, die Tugend kann in kein Gemüth hineingelegt werden: sie muß von selbst dem Gemüthe erblühen.

Das ist das große Uebel in vielen Ländern, daß diejenigen, welche sich berufen fühlen, Gott zu verkündigen, ihn selber oft zu selten in seiner Majestät erkannt haben, und in ihren Vorstellungen von ihm zu dürftig sind; daß sie, statt ihn in seinen Werken zu schauen, sich ein dunkeles Bild von ihm und seinen Vollkommenheiten, und eine Liebe zu ihm erkünstelt haben, welche sie dann Andern einzuflößen suchen. Aber ihre Art der Liebe kann nicht das Gefühl eines Jeden sein, und ihr Bild von Gott ist oft zu schwach und klein, um andere Gemüther zu erheben.

Nicht der Mensch, Gott selbst verkündigt sich den Sterblichen am herrlichsten, und lehret, wer er sei! Fragst du: Wo soll ich es hören und erfahren? Schon das Alterthum antwortet dir: Rede mit der Erde, sie wird es dich lehren, und die Fische im Wasser werden es dir erzählen. Wer weiß nicht, daß solches Alles des Herrn Hand gemacht hat? (Hiob 12, 8. 9.) Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und das Firmament verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut es der andern kund. Es ist keine Sprache und Rede, da man nicht ihre Stimme höre. (Ps. 19, 2—4.)

Lange glaubten die Bewohner der Erde, daß sie recht den Mittelpunkt des großen Weltalls bewohnten; und nun erst, aus vielen Beobachtungen des Weltgebäudes, nehmen wir wahr, daß wir unendlich weit davon entfernt sein mögen; daß, gleich wie der Mond als ein Trabant um die Erde fliegt, und der Erdball wieder als ein Trabant um die Sonne, auch die Sonne nur als ein geringerer Trabant um eine uns unbekannte, sehr entfernte Sonne, in ewiger Kreisbahn mit allen sie begleitenden Gestirnen hinschwebt. Lange glaubten die Menschen, daß über unserm Wolkenhimmel der Aufenthalt seliger Geister sei. Nun aber wissen wir, daß jener Sternenhimmel nichts festes sei, sondern ein unendlicher Raum, welchen nichts durchströmt, als das Licht von Millionen Sonnen, deren Entfernungen von uns auszumitteln kein Werkzeug erfunden und kein Maß erdacht werden kann.

Wir dürfen kaum zweifeln, daß sich jene Sonnenwelten, die uns nur als kleine Sterne erkennbar sind, nicht ebenfalls bewegen; aber wir sind von ihnen allzuweit entfernt, um es beobachten zu können. So glauben wir auch von einem Menschen, der auf einer

Landstraße weit von uns erblickt wird, er stehe still, ob er gleich wandelt; und die Menschen, ob sie gleich den Himmel seit Jahrtausenden betrachtet haben, beobachten ihn noch viel zu kurze Zeit (denn was sind doch sechstausend Jahre gegen die Unendlichkeit der weiten himmlischen Räume!) als daß sie in den Stellungen der entfernten Sterne zu einander eine wirkliche Veränderung hätten wahrnehmen können. Eben so sehr ist wahrscheinlich, daß, wie unsere Sonne neunundzwanzig verschiedene Erdbälle um sich hat, die sie beleuchtet, auch jede der entferntern Sonnen von ähnlichen Weltkörpern begleitet sei. Aber diese können wir nicht mehr erblicken, theils weil sie kleiner als ihre Sonnen, theils nicht selbstleuchtend sind, theils diesen ihren Sonnen zu nahe und folglich von den Strahlen derselben für uns gleichsam verhüllt stehen. Denn wenn wir auf demjenigen zu unserer Sonne gehörenden dunkeln Weltkörper wohnten, der von ihr am allerfernsten schwebt, so würden wir von da aus unsern Erdball auch nur als einen ganz kleinen Stern erkennen, der aber so nahe um die Sonne herumzulaufen schiene, daß wir ihn kaum vor dem Glanz ihrer Strahlen deutlich erblicken könnten.

So scheinen alle Sterne am Himmel festzustehen; nur an zwanzig und einigen bemerken wir, daß sie sich in ihrer Stellung gegen andere verändern, folglich bewegen. Aber eben diese sind es, welche noch zu unserer Sonne gehören, gleichsam Geschwister des Erdballs sind, und sich, wie er, um die gemeinschaftliche Sonne drehen. Darum heißen sie Wandelsterne oder Planeten. Die einen stehen der Sonne näher und vollenden ihren Kreislauf um sie schneller als andere entferntere. Unser Erdball vollbringt seinen Lauf in einem Jahre; derjenige

Erdball, welcher der Sonne am nächsten schwebt, vollbringt ihn aber schon in achtundachtzig Tagen; hingegen der, welcher am weitesten ist, und mithin die größte Bahn zu machen hat, vollbringt den Lauf erst in dreiundachtzig von unsern Jahren.

Diese sämmtlichen Wandelsterne und Brüder unserer Erdenwelt schwingen sich, eben so wie diese, um sich selbst rollend herum; alle, gleichwie der Erdball, beschreiben in ihrem Lauf um die Sonne einen länglich runden Kreis; alle sind in gewissem Verhältnisse von einander abstehend; so daß, je weiter einer um den andern von der Sonne entfernt ist, er auch entfernter von den ihm benachbartesten Wandelsternen schwebt; die der Sonne nächsten sind sich unter einander näher; die der Sonne entlegensten unter sich selbst entlegener; alle ihre Bahnen um die Sonne liegen mehr oder weniger in der gleichen Fläche, und eben so die Bahnen der Monde, die wieder um die Hauptwandelsterne oder Planeten kreisen; alle sind dunkle, nicht selbst leuchtende Welten, so wie unsere Erdenwelt, und empfangen ihr Licht allein von der Sonne, wie wir. Einige sind kleiner, andere aber wieder weit größer als der Stern, auf welchem wir Sterbliche wohnen, und in allen, wenn man sie mit Hilfe der besten Fernrohre beobachtet, findet sich die mannigfaltigste Verschiedenheit ihrer Einrichtung und Gestalt. Wir sind über vierunddreißig Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; der uns bekannte entfernteste Wandelstern aber bei vierhundert Millionen. Und noch wissen wir nicht, ob nicht jenseits des letzten, den wir kennen, noch andere ähnliche Erden schweben, die wegen ihres schwachen Lichtes und ihrer Entfernung durch die besten Fernrohre nicht gesehen werden können.

Still, ewig in ungestörten Ordnungen, in festbestimmten Zeiten, umschweben alle diese Welten ihre gemeinschaftliche Sonne. So wie vor Jahrtausenden, noch ehe ein Wesen wußte, ob auch ich einst sein würde, so wird es nach Jahrtausenden sein, wenn ich auf Erden längst vergessen bin. 'Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet; der aber Alles bereitet, der ist Gott! (Hebr. 3, 4.)

Mit ernstem Schweigen und Erstaunen betrachte ich die Wunder der unermeßlichen Räume — und was mein Geist unermeßlich nennt, ist nur der kleinste Punkt des Alls, das er mit einer mir unbegreiflichen Weisheit geordnet hat; und überall ist Er Gott und Herrscher allein. Der Blick meines Geistes verfinstert sich, indem ich zu ihm empor sehe; die Flügel meiner Einbildungskraft erlahmen, indem ich dies Unendliche mit den Gedanken durchschweben will. Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, Unsichtbaren und Alleinweisen, sei Ehre und Preis in Ewigkeit. (1. Tim. 1, 17.)

Derjenige, welcher von allen um die Sonne schwebenden Sternen ihr am nächsten ist, wird von den Himmelsbeobachtern Merkur geheißen. So nahe ist er dem blendenden Strahlengewande der Sonne, daß er des Nachts nie, sondern nur neben der Sonne am Tage gesehen, und auch da nicht recht erkannt werden mag, weil er fast immer von ihrem Glanze verdeckt wird. Demungeachtet ist er noch mehr als acht Millionen Meilen von ihr entfernt, das heißt, hundert und sechszigmal weiter, als der Mond von uns. Ob nicht noch andere Welten zwischen ihm und der Sonne schweben, wissen wir nicht; Raum genug zu ihren Bahnen wäre

vorhanden; aber schwer, sie aus dem Strahlenmeere herauszufinden. Man hat wohl dunkle, runde Körper schon vor der Sonne, ihr sehr nahe, vorbeiwandeln sehen, ohne angeben zu können, welch eine Bewandtniß sie mit derselben haben. Selbst ihre Kleinheit verhinderte, sie deutlicher zu erblicken. Auch der Weltkörper Merkur ist einer der kleinern; sein Durchmesser beträgt etwa nur zwei Fünftheile von dem Erddurchmesser; demungeachtet übertrifft er noch weit die Größe unsers Mondes.

Dies Alles verursacht, daß man von seiner Beschaffenheit wenig hat entdecken können, obgleich man wohl bemerkte, daß er ein ähnlich dunkler, gerundeter Körper wie die Erde sei, und, nach seinen verschiedenen Stellungen zur Sonne, eben so ungleich mit zu- und abnehmendem Lichte erscheine, wie unser Mond in den verschiedenen sogenannten Vierteln. Auch ist aus verschiedenen Umständen mehr als wahrscheinlich, daß wir mehr seine ihn umgebende, von der Sonne bestrahlte Wolkenumhüllung, als seinen festen Körper selbst, erblicken, und jene Hülle wohl sehr dicht sein möge. Wenigstens lassen sich oft dunkle Wolken wahrnehmen, die nicht bei gleichem Orte bleiben, nach verschiedenen Richtungen ziehen, und sich bald auflösen, bald neu bilden.

Ist dieser Weltkörper von Wesen bewohnt, die mehr oder weniger mit uns Sterblichen Aehnlichkeit haben, welche ganz andere Naturordnung würden sie dort sehen, als wir! An ihrem Himmel würde unser Mond kaum bemerkbar, unsere Erde aber als ein schöner, glänzender Stern erster Größe glänzen, und die Sonne dreimal größer sein, als an unserm Himmel. Da ihr Jahr nur achtundachtzig Tage lang ist: wie schnell fliegen dessen Winter, Frühlinge, Sommer, Herbste vorüber! Aber wer kann auch nur dunkel ahnen, ob dort die Geschöpfe

Gottes im mindesten denen auf unserm Erdball gleichen; ob dort Pflanzen, Meer- und Luftbewohner sind? Welche unendlich mannigfaltige Reihe von Wesen erkennen wir nicht schon auf Erden, die einander alle ungleich sind; und selbst unter Gestalten gleicher Art, wie große Abweichungen! Von den vielen Millionen Menschen hienieden, wo würden ihrer zwei gesehen, die einander vollkommen gleich wären? Und so läßt sich wohl glauben, daß dieselbe Verschiedenheit göttlicher Geschöpfe statt finde von einem Weltkörper zum andern, so wie diese selbst einander durchaus nicht gleichen. Wie große Abwechselungen der Dinge müssen nicht allein schon durch eine größere oder entferntere Nachbarschaft von der Sonne bewirkt werden; wiewohl man keineswegs glauben darf, daß in so großer Sonnennähe Alles verbrennen muß. Denn wir wissen, daß die Sonnenhitze sogar bei uns auf Erden abnimmt, je weiter wir an sehr hohen Bergen aufwärts steigen, und folglich der Sonne um so viel näher kommen. Zudem scheint jener Stern Merkur nicht vergeblich aus der Fürsorge des Weltenbaumeisters jene dichte Wolkenhülle empfangen zu haben, die ihn wie ein Gewand umgibt.

Ein ähnliches Kleid trägt auch jener glänzende Weltkörper, welcher (nach dem Merkur) der Sonne am nächsten steht; daher er auch von uns nur bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, nie aber des Nachts erblickt werden kann, und aus dieser Ursache gewöhnlich der Morgen- oder Abendstern genannt wird. Der Morgen- und Abendstern sind ein und derselbe Stern; die Beobachter des Himmels nennen ihn die V e n u s. Wer kennt ihn nicht, wenn er, der erste der Sterne, des Abends den Reigen der Gestirne anführt, funkelnder als alle,

oder der letzte am Morgen unter dem Glanz der aufgehenden Sonne verschwindet! Schon das hohe Alterthum pries ihn in Gesängen, und die heilige Schrift gedenkt dieses herrlichen Weltkörpers. Er ist nicht viel kleiner als unsere Erde, wandelt in seiner Bahn zwischen uns und dem Merkur, in beinahe zweihundert vierundzwanzig Tagen um die Sonne herum, und ist von derselben ungefähr fünfzehn Millionen, von uns nur fünf Millionen Meilen weit abstehend.

Den vorzüglichen Glanz, welchen er hat, scheint er dem Zurückprallen der Sonnenstrahlen von seiner Wolkenumgebung zu danken zu haben. Diese aber ist es, welche uns auch vorzüglich verhindert, die auf ihm befindlichen größern Gegenstände mit einiger Klarheit wahrzunehmen. Inzwischen läßt sich aus allen angestellten Beobachtungen die Wahrscheinlichkeit folgern, daß dort viel Aehnliches mit unserm Erdball sei; dort sind Morgen- und Abenddämmerungen, wie bei uns; dort ist wechselnder Tag und Nacht, wie bei uns. Wir erblicken ihn vermittelst der Fernrohre, gleich einer Mondscheibe, zuweilen halb verdunkelt, sichelförmig, mit wachsenden Hörnern, gleich wie unsern Mond. Aber wir erkennen noch mehr. Dieser Weltkörper hat hohe Gebirge. Denn man bemerkt nicht nur von Zeit zu Zeit glänzende kleine Hervorragungen von der Lichtseite in die Nachtseite der Venus; also Erhebungen, an denen die Sonne strahlt, während das Uebrige noch im Finstern ruht; sondern, obgleich selten, sogar eine schimmernde Gegend am Außenende eines Horns, die durch dunkleres Schwarz von dem übrigen erhellten Theil ganz getrennt, folglich eine große Ungleichheit, eine Erhöhung ist, die früher erleuchtet wird, als die Tiefe. Noch viele andere Gründe be-

währen, daß auf jenem Weltkörper große Gebirgsketten sind, drei-, vier-, ja fünfmal höher, als die allerhöchsten auf unserm Erdenstern.

Wenn wir von Reisenden die Beschreibungen lesen oder anhören, welche sie von der majestätischen Gestalt der Hochgebirge geben, die weit über den Ländern der Menschen ihr Haupt in den Wolken des Himmels tragen, mit Schnee und Eis auf ihren Gipfeln seit der Schöpfung bedeckt liegen, und Thiere, Gewürme, Pflanzen in ihren Höhen nähren, von denen nur wenige unten an ihrem Fuße, in den von Menschen bewohnten Landschaften, gedeihen: welch ein Schauspiel muß der Anblick oder die Ersteigung jener Gebirge gewähren, die sich auf dem Abendsterne erheben! Welch eine neue andere Welt dort, als die unserige! Und doch ist dieses nur die geringere Verschiedenheit der Venus von unserm Erdball. Gott hat dort noch anders gewaltet.

Ueber dem Dunstkreis oder Wolkenhimmel jener Welt, der sich allenfalls zehn Meilen weit ausdehnen mag, schwebt noch etwas Anderes, uns ganz Unerklärbares. Es ist wie ein Ring, der dünn und schmal den dunkeln Körper sammt dessen Wolkenhimmel umfängt. Er gleicht einem bleichen Nebelstrich, doch ist er so zart, daß schwerlich ergründet wird, weder was er sei, noch zu welchen Zwecken er da sei. Einen ähnlichen Ring hat man um den Merkur erblickt. Darin sind sich diese zwei Welten einander ähnlich. — Nicht minder wunderbar ist eine andere Erscheinung, daß nämlich die nicht von der Sonne erhellte Seite der Venus manchmal aber ganz röthlich-leuchtend gesehen wird, ungeachtet man bisher keinen Mond bei der Venus entdeckt hat, der ihre in Nacht verhüllten Länder erhellt. Wer aber kennt

die Mittel des Schöpfers, wer die Tiefe seines Reichthums? Ist es nicht auch seine Hand, welche in den kalten Gegenden unserer Erde, wo monatelange Nächte herrschen, die hoch über unserm Wolkenhimmel flammenden Nord- und Südlichter anzündet? Wo hat seine Kraft ein Ende, wo hat seine Weisheit Schranken? Ueberall ist er Gott und Vater seiner Geschöpfe, dort wie hier.

Ist dort edlern Wesen vergönnt, unsern Erdenstern zu betrachten, wie wir den ihrigen: wahrlich, nicht minder unbegreiflich muß ihnen derselbe in Allem, von dort aus gesehen, erscheinen; sie mögen auf den gleichförmigen Schwung des Mondes um uns, oder durch den Schleier unserer Wolken auf unsere Länder, Meere und Hochgebirge blicken, die sie kaum unterscheiden. Glänzende Punkte in grauen Dämmerungen würden ihnen unsere großen Inseln im weiten Ozean, strahlender noch vom Widerschein die weiten Sandwüsten um die Mitte der Erde, oder die unermeßlichen, ewigen Schnee- und Eisflächen an den beiden entgegengesetzten Enden des Erdballs sein, um die er sich durch die Himmel rollend, wie das Rad um die Achse, wendet. Unsere Dörfer, die Paläste der Fürsten, die größten Städte des Erdrundes, die weitläufigen Waldungen, Alles ist im einförmigen Grau verschwunden, und ihr Dasein wird nicht geahnet, noch weniger ihre Gestaltung, obgleich die Erde den Bewohnern der Venus weit näher steht, als ihnen die Weltkugel des Merkurs ist.

Der Stern, welchen wir Sterbliche eine Zeitlang unsern Wohnplatz nennen, der zwanzig Millionen Meilen weit von der Sonne schwebt, ungeachtet er ihr, nach Merkur und Venus, der nächste von allen ist; der zu seinem Kreislauf mehr als dreihundert fünfundsechszig

Tage gebraucht; der einen Umfang von fünftausend vierhundert Meilen hat — wie klein, wie unbedeutend erscheint er in solchen Fernen, unter tausend andern, oft tausendmal größern Welten, den etwaigen Wesen auf andern Gestirnen! Und doch wie groß, wie wichtig erscheint sich der Sterbliche auf diesem Standpunkt! Wie riesenhaft kommen ihm seine Arbeiten, seine Sorgen, seine Entwürfe vor! Wie wird er von seinen gemeinen, dem Staube entstiegenen Begierden gefesselt, daß er nur seine ganze Aufmerksamkeit auf das Nichtige hinlenkt, das unter ihm liegt, und darüber das ganze Weltgebäude und den Gott des Weltalls und das Ewigsein im Weltall vergißt!

Was ist im Verhältniß zur unendlichen Herrlichkeit, welche von der Sonne bis zur letzten der zu ihr geordneten Welten ausgebreitet ist, der allmächtigste Monarch auf dem kleinen Erdball? — Weniger, als eine kaum sichtbare Milbe, am Laube einer tausendjährigen Eiche klebend. Dennoch, wie demüthigen sich tausend und tausend andere Sterbliche vor dem Nichts; wie beben sie vor dem Zorn dessen, der Staub ist, wie sie; wie bewundern sie seinen Reichthum; wie preisen sie seine Macht; wie eifrig fliegen sie, seine Wünsche zu erfüllen und sich ihm wohlgefällig zu machen! — — Aber der Einzige, Hohe, Unvergängliche — Gott, vor welchem aller Glanz des Weltgebäudes matt ist; vor dem die ungeheuern Sonnen und alle um sie fliegenden Welten nur Staub sind, der große Unsichtbare, Alleinheilige, er ist von den Sterblichen vergessen, während sie sich vor der Milbe beugen; seine Weisheit und Macht ist von ihnen kaum gekannt, während sie vor kleinlichen Spielen Ihresgleichen erstaunen und es Kunst heißen; ihn zu ver-

ehren, anzubeten in seiner Herrlichkeit, ist ihnen nur Nebensache, oft lästiges Herkommen, dessen sie gern los sein möchten, während sie vor denen in tiefster Ehrfurcht sich beugen, die nicht wissen, ob sie morgen noch athmen. Wer ihnen ein wenig Vergängliches hinbietet, Staub und Asche, was sie Reichthum nennen, oder ein Traumwesen, das sie Ehre und Rang heißen, dem stammeln sie in hoher Rührung Dankbarkeit; aber gleichgültig blicken sie auf den Herrn des Weltalls, der ihrem Geiste Ewigkeit, zur Heimath das Weltgebäude, und zum letzten Ziele namenlose Seligkeit gab. Ach, sie bezweifeln bisweilen wohl gar sein Dasein, während er Miriaden Welten durch das Endlose des Universums sendet, ihn zu verkünden.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Allmacht Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Alle Welten sind seiner Ehre voll! Amen.

19.

Blicke zum Sternenhimmel.

Dritter Theil.

Jesaias 40, 26.

Um seinen Thron her strömt ein Licht,
Das ihn vor uns verhüllet.
Ihn fesseln alle Himmel nicht,
Die seine Größe füllet.
Er bleibet ewig, der er war,
Verborgen er, und offenbar
In seiner Liebe Wundern.

Was schirmt den Weltbau ohne Dich,
O Gott, vor seinem Falle?
Allgegenwärtig breitet sich
Dein Flügel über Alle.
Du bist die Freundlichkeit, die Huld,
Die Gnade bist Du, die Geduld,
Der Vater, der Erbarmer!

Dir nur gebühren Preis und Dank,
Dir nur ist Macht und Ehre!
Ihr Welten werdet zum Gesang,
Singt ihm, ihr Sonnenheere!
Der Herr ist Gott! und Keiner mehr!
Was gleicht ihm? Keiner ist wie er,
Der Unsichtbare, Ew'ge!

Ein Blick in die Tiefe des Weltgebäudes und auf jene glänzenden Ordnungen ist genug, um dem Weisen die Majestät Gottes so lebendig zu vergegenwärtigen, daß ihm Alles, was im Irdischen groß heißt, verächtlich wird, und sein eigener Geist sich, vor der Nähe des Herrn, wie vernichtet fühlt. — Das ist ein anderer Gott, welchen wir

die Unendlichkeit der Himmel verkündet, als der, welchen mir die Schulweisen, beschränkt von kleinlichen Begriffen und vorgefaßten Schulmeinungen, nennen; oder als der, welchen ich in den dürftigen Bildern des Katechismus und seiner Erklärer fand, die wohl oft Schriftgelehrte, selten aber Gottesgelehrte sind.

Hebet eure Augen in die Höhe und sehet! Wer hat solche Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? Der sie alle mit Namen rufet? (Jes. 40, 26.) So mahnet der ehrwürdige Prophet des Alterthums das gottesvergessene Menschengeschlecht seiner Tage; so mahnet uns seine Stimme heute noch. Hebet eure Augen in die Höhe und sehet!

Noch sind die Werkzeuge, welche der Mensch zur Schärfung seiner Blicke erfand, allzuunvollkommen, um die entfernten Welten und ihre natürliche Einrichtung deutlicher zu erkennen. Selbst der Mond, wiewohl unter allen Sternen uns der nächste, da er nur ungefähr einundfünfzigtausend Meilen weit von uns schwebt, bleibt uns in seiner Bildung räthselhaft. Und doch ist man schon im Stande, Gegenstände daselbst ziemlich zu unterscheiden, wenn sie einen Durchmesser von vier- bis fünftausend Fuß haben.

Nicht unsere Erde allein, sondern auch andere ähnliche, von der Sonne weit entfernte Wandelsterne, haben zur Beleuchtung ihrer Nächte einen Mond, ja meistens mehrere Monde. Alle diese Monde sind darin dem unserigen ähnlich, daß sie sich, wie der Mond um unsere Erde, beständig um ihre Erde drehen; daß sie ihrer Erde immer die gleiche Fläche zuwenden, so daß ihre andere Seite nie von den Erdbewohnern erblickt

wird, und daß sie kleiner sind, als der Planet, um welchen sie schweben. Während unser Erdkörper eine Fläche von siebenzehnhundert und zwanzig Meilen hat, ist die des Mondes nur von vierhundert achtundsechszig Meilen.

Der Mond, mit bewaffneten Augen betrachtet, stellt eine große, helle, von der Sonne beleuchtete Scheibe dar, die einer geschmolzenen und wieder hart gewordenen Schlacke mit vielen kleinen Löchern und Anhöhen und ungleich hellern Stellen nicht unähnlich sieht. Große zusammenhängende, dunkle Gegenden, die ohne Zweifel tiefer liegen, oder von einer andern Art sind, daß sie nicht viel Licht zurückwerfen können, bedecken wohl den dritten Theil des Mondes. Aus diesen dunklern Ebenen erheben sich Bergspitzen einzeln am Sonnenglanz, oder es ziehen in meistens geraden Linien, nach mannigfaltigen Richtungen, einzelne Hügel und Gebirgsreihen, wie Streifen; oder beträchtliche Landflächen steigen aus den grauen Verschattungen, in zweifelhaftem Licht, wie überschwemmte Inseln hervor. Bei weitem aber der größere Theil der Mondhälfte ist erhabener, heller, voll rundlicher Löcher, aus deren Finsterniß gewöhnlich, wie ein heller Punkt in der Mitte einer schwarzen Scheibe, eine Bergspitze glänzend hervorragt. Fast alle jene Löcher haben einen erhabenen hellschimmernden Rand oder Kreis um sich. So erscheint beim ersten Anblick der Mond.

Aber diese stark beleuchteten Kreise oder Einfassungen der kleinen Löcher werfen, je nachdem die Sonne steht, Seitenschatten, aus denen ihre Höhe ermessen werden kann. Es sind hohe Gebirge, welche im Ring eine ungeheure Vertiefung umkränzen. Jene kleinen Löcher werden, je nachdem die Sonne steigt, bis in ihrer

untersten Tiefe erhellt: es sind ungeheure Abgründe, viele Meilen weite Thäler. Sie senken sich zehn- und mehrere Tausend Fuß tief; sind von sehr steilen Wänden des Ringgebirges umschlossen, die sich erst unterhalb gegen den Thalkessel allmälig verebnen, aus welchem dann wieder ein mehrere Tausend Fuß hoher einzelner Berg hervorsteigt. Solch ein Berg aus dem weiten Abgrund ist selten so schroff als die das Thal umgebende Bergwand, und auch selten oder nie so hoch, als die Gipfel des Ringgebirges um ihn her sind. Auf den Ringgebirgen, die an der äußersten Seite nicht so steil niedergehen, wie an den innern des Abgrundes, sondern oft sehr flach ablaufen, erblickt man ungleiche Klüfte und Gipfel. Manche dieser Felszacken, die dort plötzlich aus der Ebene der Berghöhen aufsteigen, sind mit nichts Aehnlichem auf unserer Erde zu vergleichen. Sie müssen, nach unserer Vorstellungsart zu reden, aus den härtesten Massen geschaffen sein. Man denke sich einen Felsen, der einzeln dasteht, dessen Fuß noch keine Meile im Durchmesser hat, und der sich steil wie eine Mauer bei neuntausend Fuß hoch kegelförmig emporspitzt.

Alles, Alles ist in jener Mondenwelt anders als auf der unserigen. Wo erblicken wir auf Erden Abgründe, so weit, so tief wie dort? Unsere Meere, unsere Seen würden ihnen ähnlich sein, wenn sie wasserleer daständen, und die gegenwärtigen Inseln bis auf den Fuß entblößt, gleich steilen ungeheuern Felsen aus ihnen heraufragten. Wo finden wir auf Erden Gebirge von so außerordentlicher Höhe wie dort? Der Gipfel des höchsten Gebirges auf Erden steht neunzehntausend sechshundert Fuß über der Meeresebene; im Monde haben mehrere eine Höhe von mehr denn vierundzwanzigtausend Fuß über der

Ebene. Und so, wie die langen Bergstreifen im Monde, ziehen auch ähnliche, lange Thalstreifen, wie wasserlose Flußbetten, oder leere Kanäle, dreißig, fünfzig, siebenzig Meilen weit durch die Ebenen von einem Gebirge zum andern; ja, wie es scheint, ununterbrochen zuweilen durch den ungeheuern Abgrund hinweg und wieder in die Ebene hinaus.

Das Schauspiel dieser göttlichen Einrichtung auf der Oberfläche des Mondes läßt sich nicht erklären. Wir sehen bei uns nichts Aehnliches. Schon daß der Mondball nicht so, wie unser Erdball, mit einem dichten Dunstkreis oder einem Wolkenhimmel umgeben ist, bedeutet uns, daß wir dort eine ganz andere Natur vermuthen müssen, als wir in den Sommern und Wintern der Erde bewundern. Ohne diesen Wolkenhimmel wäre kein Regen, kein Schnee, kein Gewitter, kein Hagel. Sollten jene Abgründe mit ihren erhöhten Rändern vielleicht ausgebrannte feuerspeiende Berge gewesen sein? Sie gleichen denen auf unserer Erde einigermaßen; aber die größten Oeffnungen der unserigen sind nur wenige Tausend Fuß weit, dort sind es Thäler, in denen unsere Fürstenthümer mit Städten und Dörfern Raum fänden.

Doch scheint, wenn auch vielleicht nicht das Element unsers Wassers, das Element des Feuers daselbst zu wirken. Denn man hat nicht nur in den von der Erde verschatteten Gegenden des Mondes einmal einen röthlichen Lichtflecken erblickt, der lange auf derselben Stätte sichtbar blieb, sondern nachher auch, als die gleiche Gegend von der Sonne beleuchtet ward, zeigte sich statt des Lichtfleckens ein anderthalb Meilen weiter Abgrund von Ringbergen umschlossen, welcher zuvor nie gesehen

ward. Eben so hat man noch andere neu gewordene Abgründe gesehen, die von Jahr zu Jahr an Umfang zugenommen haben, und beweisen, daß dort noch immer die Hand des Allmächtigen wunderbar zur Gestaltung der Mondesfläche wirkt.

Von der andern Seite sollte man beinahe vermuthen, nicht selten auch Spuren von der Thätigkeit solcher Wesen zu erblicken, die jenen Weltkörper bewohnen, und anbauen, gleich wie wir den unserigen; man bemerkt deutlich auf den Flächen mancher Ebenen und minder hohen Gebirge Veränderungen in der Farbe, oder im Umriß derselben, kleine Stellen, Erscheinungen und Gestalten, die, nach ihren Schatten berechnet, kaum hundert Fuß hoch sind, deren Entstehen sich wohl dem Bemühen von Geschöpfen zuschreiben ließe, die dort leben; denn vom Monde aus nach unserer Erde gesehen, würden Landschaften, die von ihren weiten Wäldern befreit und angebaut werden, ähnliche Verwandlungen ihrer bisherigen Farben zeigen; oder unsere Städte, unsere Dörfer mit ihren hundert und mehrere hundert Schuh hohen Thürmen als ähnliche, unerklärliche Pünktchen erscheinen. Freilich von dort aus sehend würde uns Vieles am Erdball, der uns als ein Mond von viermal größerm Durchmesser erschiene, ein ewiges Räthsel sein müssen. Wir würden nicht die über ihn hinschwimmenden Nebelflecken erklären können, von denen wir wissen, daß es Wolken sind, die oft sich in hundert Meilen weiter Ausdehnung hinwälzen. Wir würden nie erklären können, warum in einer Hälfte des Jahres ein großer Theil der einen Seite des Erdballs blendend hell und weiß erscheint, dann von seinem Glanze abnimmt, während der entgegengesetzte Theil des Erdenrundes an Weiße und Helligkeit in der

andern Jahreshälfte zunimmt. Wir aber kennen den Glanz des Eises und des Schnee's, der abwechselnd bald die nördlichen, bald die südlichen Gegenden der Erdkugel in dem alle Jahre wiederkehrenden Winter bedeckt, je nachdem die Erde ihre Stellungen gegen die Sonne ändert.

Dergleichen wird nicht am Monde gesehen; dergleichen ist auch nicht an den Weltkörpern des Merkur und der Venus erkannt worden. Wohl aber finden wir diese uns auf Erden nicht unbekannte Erscheinung auffallend wieder an demjenigen Wandelstern, der uns zunächst, doch zwölf Millionen Meilen weiter, als der Erdball von der Sonne, schwebt. Er wird von den Menschen Mars geheißen. Sein Jahr dauert über sechshundert und siebenundachtzig unserer Tage, während ein Tag und eine Nacht bei ihm nicht viel länger ist, als bei uns.

Keiner von allen Weltkörpern, die sich, wie der von uns bewohnte, um unsere Sonne schwingen, hat so viel Verwandtschaft mit dem Erdball, als der Mars. Er ist demselben an Größe zwar nachstehend, obgleich nicht gar viel kleiner, aber er ist von einem Dunstkreis und einem Wolkenhimmel umgeben, der sich, wie bei uns, bald dichter zusammenzieht, bald aufklärt, bald verschwindet. Diese Gewölke, welche die Scheibe wie blasse Wolken umschweben, haben keineswegs einen beständig gleichen Zug. Wie bei uns Strömungen der Luft und Sturmwinde die Gewölke bald nach dieser, bald nach einer andern Weltgegend fortreißen, so finden wir dasselbe bei den Wolken der Marswelt. Herrschen dort auch, wie auf unserer Erde, sanfte Lüfte und Orkane? Verkünden dort auch, wie hienieden, Flammen aus

dem Schoose regenschwerer Gewölke und des hallenden Donners Stimme den zitternden Kreaturen die Majestät des Allgegenwärtigen, der überall mit gleicher Gnade waltet?

Wie im Winter bei uns die gegen Norden liegenden Länder mit einer weißblendenden Schneedecke verhüllet sind, die, je höher die Frühlingssonne steigt, wieder abschmilzt, während die von der Sonne verlassenen Südgegenden des Erdbodens ihren Winter haben: so erblickt man ganz das Gleiche an jener uns benachbarten Weltkugel. Vom reinsten Wiederglanze strahlen die Nordgegenden derselben zu ihrer Winterzeit weiß wie Schnee. Je höher aber die wiederkehrende Sonne rückt, je senkrechter ihre Strahlen darauf niederfallen, je mehr verkleinert sich die schimmernde Bedeckung, und es bleibt davon nur noch ein mäßiger Punkt an der äußersten Nordseite übrig, so wie auch bei uns am Nordpol das ganze Jahr hindurch ewiges Eis und unzerschmelzlicher Schnee bleibt. Unterdessen ist die Südseite (eben so wie bei uns) winterlich weißglänzend geworden, bis in der folgenden Jahreshälfte die Sonne kräftiger auf sie scheint.

Also sind auch in jener Welt, die unsern bloßen Augen als ein röthlich glänzender Stern aus einer zwölf Millionen Meilen weiten Ferne freundlich herschimmert, auch dort also Frühlinge, Sommer, Herbste und Winter, Morgen- und Abendröthen, Regenschauer und Schneegestöber, heitere und trübe Tage. Und wenn dort kein Wasser, wie das unserige, kein Schnee, wie der unserige, wäre: so sind doch die Erscheinungen und ihr regelmäßiger Wechsel wunderbar dem ähnlich, was wir auf Erden haben. Und für wen diese Frühlinge, diese Herbste dort? — welche Ahnungen erwachen in mir bei diesem

Gedanken? O Gott, o Gott des Lebens, wie groß bist Du, wie unergründlich ist Deine Güte und Deine Macht! Mit frommem Schauern hebe ich meine Augen in die Höhe und stammle mit dem Propheten: Wer hat solche Dinge geschaffen? Er, der sie alle mit Namen ruft.

Aber jene blühende Welt ist nicht die letzte. Hinter derselben, in noch größern Fernen, schweben noch andere. Doch scheint plötzlich die wunderbare Ordnung in den Abständen von einem Planeten zum Andern unterbrochen. Es entsteht eine weite Leere. Lange wurde in derselben ein den übrigen ähnlicher Wandelstern gesucht. Mit bloßen Augen ließ sich nichts wahrnehmen, bis — erst in unsern Zeiten ist es geschehen — glimmende Sternpünktchen da den schärfsten Sehrohren bemerkbar wurden, wo man seit Alters einen großen Weltkörper in der Art des unserigen vermuthete. Diese Sternpünktchen sind so klein, daß sich an ihnen wenig, als ihre unbedeutende Größe, erkennen läßt. Zwei dergleichen schwebten dort in gleichen Abständen von der Sonne, aber weit von einander getrennt, um dieselbe. Es scheinen nicht mehr Sterne, sondern nur Trümmer eines Sterns zu sein! Man hoffte derselben noch mehrere zu finden; verfolgte die Nachforschungen in den unermeßlichen Weiten, und entdeckte in der That noch ein drittes und viertes Stück. Ceres ward das erste, Vesta das zweite, Juno das dritte, Pallas das vierte genannt. Noch werden die Forschungen fortgesetzt, in der Hoffnung, mehrere dieser Sterntrümmer zu erblicken. Keiner derselben, welche bis heute wahrgenommen worden sind, hat über achtzig Meilen Durchmesser oder Dicke. Sie stellen sich dem Sehrohr dar, nicht wie kleine runde Mondscheiben, gleich den andern Planeten, sondern unförmlich, mit sehr abwechselndem

Licht. Das erste und zuletzt genannte dieser Trümmerstücke ist fortdauernd mit einem weiten, durch die Sonne erhellten Dunst umflort, durch welchen man, gleich wie bei Kometen, nur mühsam den festen Kern unterscheidet. Alle sind ungefähr achtundfünfzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, alle vollenden ihre Bahn um dieselbe in vier Jahren und hundert sechsunddreißig bis zweihundert zweiundzwanzig Tagen; nur die Vesta allein ist ungefähr zehn Millionen Meilen der Sonne näher, als die andern Trümmer, und bringt auch ihren Lauf um diese schon in drei Jahren und zweihundert achtundachtzig Tagen zu Ende.

Nicht ohne Entsetzen kann ich den Gedanken fassen: Trümmer einer todten Welt, durch des Schöpfers Wink zermalmt, fliegen dort seit Jahrtausenden immer noch, mehr oder weniger ihrer alten Bahn treu, durch die Räume des Himmels, und geben den erstaunten Beobachtern in der Ferne das Schauspiel eines Weltuntergangs. Da fliegen sie, wie in Staub aufgelöset, durch die Unermeßlichkeit als ein erschütterndes Denkmal der Allgewalt dessen, der aus dem Nichts Welten wie Blumen aufblühen und zu ihrer Zeit welken läßt. Dieser Erdball mit seinen Gebirgen, Ebenen und Meeren, auf welchem wir heute noch lächelnd und weinend einherwandeln, er mit seinen Fürstenthümern und Königreichen, ist er nicht ebenfalls in der Gewalt dessen, der Sonnen und Monde wie Seifenblasen auslöscht, die lange in bunter Pracht schimmern möchten?

Und wenn der Allmächtige winkt über das Schicksal unsers Sterns; wenn die Abgründe verfallen und spalten, und die höchsten Gebirge mit ihren beschneiten Felsgipfeln wie Sandhügel zusammenrollen; wenn die Weltmeere aus-

stäuben wie Dunst, und das Innerste der Erde zwischen tiefgebrochenen Felsen seine nie gesehenen Eingeweide dem Sonnenlicht entblößt; wenn die entzügelte Macht der Elemente wieder den schreckenvollen Kampf beginnt, der da war, ehe die Allmacht winkte: es werde Licht! — wenn die unterirdischen Flammen um die Häupter der Berge spielen, die heute über des Himmels Wolken ragen, und die Weltmeere um die zerspaltenen Tiefen des Weltballs rauschen, der sich theilt und in das Unendliche hinaus zersplittert zu einzelnen, formlosen, grausenhaften Stücken; letzter Tag dieser Erdenwelt, du, den das Alterthum prophetisch nannte, wenn du in deiner entsetzlichen Majestät erscheinst: wie wird denen sein, die dich erblicken! Eine Welt voll Sünder wird dich erblicken, und verzweifeln. Ihre Träume von unvergänglichem Nachruhm sind verflogen; ihre Künste der Wollust vernichtet; ihre Paläste, ihre Hütten fliegende Asche; ihre Thronen ein Nichts. — Was bleibet? Alles ist verloren, das Irdische todt, zerbrochen und gestaltlos. Doch vernichtet ist auch, was einmal des Irdischen vorhanden war, nicht. Es rollen die öden Trümmer des Erdballs, treu den ewigen Gesetzen des Herrn, die alte Erdbahn um die Sonne hin, und vielleicht in andern Sternen suchen mit Erstaunen bessere Wesen die Bruchstücke des Erdensterns, der ihnen vormals als ein Ganzes freundlich aus der Ferne an ihrem Himmel strahlte. Und unvernichtet, wie auch das zerstörte Irdische im Raume des endlosen Weltgebäudes fortdauert, dauern die Geister fort, die einst den zermalmten Stern ihren Aufenthalt nannten! Ewig ist Gott, der Herr; Ewigkeit gehört den Urstoffen des Irdischen, Ewigkeit den Geistern an, die er zum Sein berufen hat; wehe, wenn sie es zum

sündigen Sein erniedrigten, mehr dem Staube, als dem Göttlichen hingaben!

Aber meine Seele schaudert vor den Bildern der ungeheuern Zerstörung, die ich selbst im Gebäude des Alls erblicke. Ob Gottes Wink jemals unsern Erdball im Lauf der Jahrhunderte zerstäuben wird, es ist in seiner Gewalt, in seinem Rath. Warum jener große Weltkörper zerschlagen ward, durch welche Kraft er sich in Trümmer auflösete, die von uns achtunddreißig Millionen Meilen weit schweben — wer kann es enträthseln, wer den Sinn des Allerhöchsten erforschen? — Ich aber hebe meine Augen in die Höhe und sehe. Und der solche Dinge geschaffen hat, und ihre Heere herausführt bei der Zahl; er, der sie alle mit Namen ruft — mein Gott, mein Gott, mein Erbarmer ist er; er nimmt sich auch meiner Seele an!

Herr, Gott und Erbarmer! So nennen Dich in allen Himmeln die Welten und Deine Gnade, Deine Huld preisen, wie Deine Weisheit, alle Sterne. Wie die Erden schweben um ihre Sonnen, angezogen von ihnen, und wie die Sonnen schweben in unerforschten Aetherbahnen um andere unerforschte Sonnen; so umgeben Dich selig, stumm anbetend, die Miriaden von Geistern; o Du, ihr Schöpfer, Vater, allbeseligender Urgeist! Je näher Dir, je höher über das Irdische, je seligkeitvoller jauchzen sie Dir. — Ach, auch ich jauchze, auch ich! aber mit Thränen jauchze ich, denn tief, wie meine Liebe, ist das Gefühl meines Unwerths. Darf ich Dein Kind heißen, der ich Deinen Willen auf diesem Erdensterne so oft vergessen, und oft mehr für den Staub, als für Dich lebte? — O Erbarmer! blicke gnadenvoll auf mich herab. Endlich wird es durch

Deine heiligende Macht mir gelingen, mich vom Irrthum, Sünde und Finsterniß heraufzubringen zur Weisheit, Tugend und zum Licht! zu Dir, mein Erbarmer, mein Gott, zu Dir! Amen.

20.

Blicke zum Sternenhimmel.

Vierter Theil.

Ps. 8, 4. 5.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Die Sterne singen seinen Ruhm;
Ihn preist der Erdball, ihm rauschen die Meere;
Das Weltall ist sein Heiligthum.

Auf, jauchz', o Mensch in den heiligen Chören,
Du Geist vom Geist, du Licht vom Licht!
Dich hob er über die Sterne der Sphären,
Du bist es, du, zu dem er spricht:

Mein ist die Kraft, mein Himmel und Erde,
An meinen Werken kennst du mich;
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde!
Dein Gott, dein Vater ewiglich.

Ich bin die Allmacht, die Weisheit und Güte,
Auch dich erkohr ich ew'gem Heil!
Dem reinen Sinn, dem reinen Gemüthe
Wird Geisterseligkeit zu Theil.

Jenseits jener Welttrümmer, welche um die Sonne in fast gleichen Entfernungen von derselben ihren Lauf haben, schwebt noch ein anderer Wandelstern, größer als alle, die zwischen ihm und unserm glänzenden Tagesgestirn

hinrollen. Es ist eine Welt von ganz neuen Eigenthümlichkeiten, und nur darin unserm Erdball ähnlich, daß, wie bei uns, auch dort Mondenlicht die Nächte erheitert. Wir nennen auf Erden jenen Stern, der auch noch unsern bloßen Augen sichtbar ist, den Jupiter.

Er ist der größte aller uns bekannten Weltkörper, die, gleich unserer Erde, zur großen Sternenfamilie der Sonne gehören; sein Durchmesser ist mehr als eilfmal größer, denn der Durchmesser unsers Erdballs. Dennoch funkelt er, obgleich hellen Lichtes, nur als mäßiger Stern am Nachthimmel. Denn er schwebt über achtundachtzig Millionen Meilen weit von uns, über hundert und acht Millionen Meilen weit von der Sonne! Welch ungeheure Fernen! Sie können nur noch in Zahlen gedacht werden, aber die Einbildungskraft verliert jeden Maßstab dafür. Denn wie nichts dagegen verschwindet der Umfang unsers Erdballs, der uns so groß erscheint, und doch kaum sechstausend Meilen beträgt. Aber für die göttliche Allmacht gibt es keine Entfernungen; allgegenwärtig wirkt sie, wie bei uns, auf jener weit entlegenen Welt.

Obgleich dieselbe so groß ist, daß aus ihr mehrere Erdbälle, wie der unserige, geformt werden könnten, wird es uns doch, wegen jener außerordentlichen Ferne, sehr schwer, von ihrer Beschaffenheit einige bestimmte Kenntnisse zu erhalten. Wie ganz anders muß es dort sein, wo, was bei uns den Zeitraum eines Jahres einnimmt, beinahe zwölf Jahre dauert, wo die Sonne viel kleiner am Himmel steht, als bei uns, und unsere Erde nur als einer von den Sternen geringer Größe unter den tausend übrigen leuchtenden Welten erkannt werden mag!

Doch nimmt man deutlich mit bewaffneten Augen am Jupiter wahr, daß seine Scheibe von sechs, acht und mehrern schmälern oder breitern, dunklern oder hellern Banden, wie von Gürteln umwunden ist, die alle neben einander liegen. Aber wer kann diese Erscheinung deuten, die an keinem andern Wandelstern oder Planeten gesehen wird, und nichts Aehnliches auf unserer Erde zeigt? Sind es theilweise stärkere oder schwächere Verdichtungen des Dunstkreises, in welchen der Schöpfer jenen Weltkörper eingehüllt hat? Ist es der ungleiche Wiederschein der Sonne an der Außenseite der Wolken? Allerdings sollte man es fast glauben, da sich die Streifen in ihrer Breite nicht gleich bleiben, bald fünfhundert, bald tausend, bald mehr Meilen breit sind, bald wieder abnehmen. Auch hat man schon klar gesehen, wie eine der dunkeln Banden anfangs aus einem geringen Fleck entsprang, der sich allmälig immer weiter dehnte, gleichwie bei uns aus einem Wölkchen plötzlich ein ganz bedeckter Himmel werden kann.

Allein jene grau und weiß glänzenden Banden verändern sich in ihrem Umfang nicht so schnell, etwa in wenigen Tagen oder Wochen, sondern sie bleiben oft Jahre lang dieselben. Was erzeugt sie, daß sie so lange und beharrlich fortwähren können? Und sind es die hellen oder die dunkeln Streifen des Dunstkreises, durch welche wir den Körper der Jupiterwelt vielleicht selbst erblicken? Was ist es, das dort vorgeht? Sind das alles wirklich nur mannigfaltige Wolkenreihen, oder ist der Jupiter noch eine unvollendete Welt, wo die Elemente vermischt durcheinander kämpfen, wie damals, als auf Erden das Feste und Flüssige geschieden ward, und der Geist Gottes über den Gewässern schwebte? Zuweilen

werden dort einzelne dunkele Flecken erblickt, welche sich nach verschiedener Richtung bewegen, aber mit großer Schnelligkeit, wie keine Wolke bei uns im allerwildesten Sturm. Hundertmal geschwinder, als der reißendste Orkan auf Erden, fliegen jene finstern Massen, oft von tausend und mehr Meilen Umfanges. Wer will hier Erklärer der göttlichen Werke sein?

Ueberhaupt werden wir ohne Zweifel uns eben so oft betrügen, als wir es wagen, das, was wir in entlegenen Welten erblicken, mit Dingen zu vergleichen, die wir auf Erden vielleicht ihnen ähnlich zu finden glauben; noch mehr, wenn wir, was dort vorgeht, aus Gesetzen unserer irdischen Natur zu erklären wagen. Gott ist Gott überall, seine schöpferische Weisheit und Güte sich überall gleich; aber überall verherrlicht sie sich in neuen Verhältnissen, Gesetzen und Gestalten, von welchen uns keine Vermuthung möglich ist.

Doch was er auch geschaffen habe, er ist der Gott der Gnade und des Lebens. Auch dort bereitet er Glückseligkeit. Nicht vergebens gießt er in die Nächte jener fernen und großen Welt, wie bei uns, Mondenlicht. Aber, ein neues Wunder! nicht ein Mond, sondern vier Monde schweben um dieselbe, welche alle, gleich unserm Monde, ihr immer die gleiche Seite zukehren. Vier Monde am Himmel strahlend, doch alle von ungleicher Größe! Nur derjenige, welcher jenem majestätischen Weltball am nächsten steht, mag den Bewohnern desselben so groß erscheinen, wie der unserige unsern Augen; um die Hälfte kleiner sind ihnen die Scheiben des zweiten und dritten ihrer Monde, und den vierten sehen sie nur etwa den vierten Theil so groß, als den ersten. Dies läßt sich theils durch die ver=

schiedene Größe, theils auch durch die verschiedenen Abstände der Monde unter sich selbst und vom Jupiter, sehr gut abnehmen.

Wie er in seiner ungeheuern Bahn um die Sonne von vier Monden umtanzt wird, so gibt es noch einen andern, noch weit hinter ihm durch die Räume des Weltgebäudes fliegenden Wandelstern, der von sieben Monden begleitet wird. Man nennt ihn den Saturn. Er ist im Durchmesser wohl zehnmal größer als unsere Erdenwelt, über hundert und neunundsiebenzig Millionen Meilen von uns, über hundert und neunundneunzig Millionen Meilen weit von der Sonne, um die er seinen Lauf, den unsere Erde in einem Jahr vollbringt, erst in neunundzwanzig Jahren und hundert siebenundsechszig Tagen vollendet. Ein einziges Saturnjahr füllt beinahe die ganze Lebenszeit eines auf Erden wohnenden Menschen aus.

Dieser Weltkörper gleicht darin dem ihm benachbarten des Jupiters, daß auch er von grauen und hellweißen Banden umzingelt ist, die in ihrer Breite, wie in ihrer Farbe, sich zwar immer, doch sehr langsam, ändern. Ob sie nun Wirkungen der verschiedenen Dichtigkeit oder Stoffe eines Dunstkreises, oder der eigenthümlichen Natur seines Bodens sind, wird nie leicht von einem Sterblichen ausgemittelt werden. Es ist auch gesehen worden, daß jene Gegenden auf dem Saturn, in welchen vermittelst ihrer Stellung die Jahreszeit herrschen sollte, die bei uns der Winter ist, weißlicher geworden sind, während sie nach ihres Frühlings Erscheinen wieder dunkeler und grauer wurden, wie wenn der Schnee sich zurückzöge. Doch auch hieraus Schlüsse zu folgern, wäre voreilig. Denn wo ist der Mensch, welcher den Saturn schon

während mehrerer seiner Jahre beobachtet hätte, oder beobachten könnte? Erst aus den gesammelten Erfahrungen mehrerer Menschenalter werden dereinst unsere Enkel darüber einige Kenntniß empfangen können.

Eben so wenig ist von den sieben Monden dieser fernen Welt zu sagen. Unter den stärksten Vergrößerungen bis jetzt erfundener Sehrohre erscheinen sie nur äußerst klein, und der dem Weltkörper am nächsten steht, ist nur als ein feiner Punkt erkennbar; daher kann von ihrer Größe nichts genau bestimmt werden; doch ist es wahrscheinlich, daß die meisten kaum so groß sein mögen, als unser Mond, mit Ausnahme des sechsten Mondes, vom Saturn weg gegen uns gezählt, der wohl zweimal größer als der unserige sein kann.

Welch ein prachtvolles Schauspiel, der Anblick von sieben schimmernden Monden am gestirnten Himmelsgewölbe! Und doch ist dies noch nicht Alles, womit der Reichthum der Allmacht jene große Welt ausgestattet hat. Rings um die Mitte derselben mäßig weit vom Grunde und Boden derselben entfernt, breitet sich wie ein ungeheurer Ring etwas Schwebendes aus, das sehr dünn und fein, doch beträchtlich breit ist, und von der Sonne erleuchtet wird. Dieser vom Weltkörper abgesonderte, flache, dünne Ring, der seinen schmalen, innern Rand dem Saturn, den äußern den Monden desselben zuwendet, ist vielleicht nicht ein einziger, sondern aus mehrern in einander liegenden bestehend, welches sich aus einem schwachen, ringsum gehenden Streif erkennen läßt, der ihn für unser Auge in zwei Ringe trennt. Er ist nicht ein selbstleuchtendes Wesen, sondern er kann verschattet und verdunkelt werden. Er ist ein fester Körper, denn er wirft, je nachdem er gegen die Sonne steht,

einen Schatten auf den Weltball, welchen er (wahrscheinlich sich mit ihm drehend) umschwebt. Er hat hin und wieder auf der Oberfläche seiner Breite einzelne, besonders stark am Sonnenlicht glänzende Punkte.

Was sollen wir von der Natur dieser Erscheinung sagen, oder von den geheimnißvollen Absichten des Schöpfers muthmaßen? Dreimal höher, als unser ganzer Erdball dick ist, schwebt dieses Wesen, fünftausend siebenhundert und zwanzig Meilen weit von der Oberfläche der Saturnwelt entfernt, sie rings umgebend; sie hat eine Dicke von ungefähr nur hundert Meilen, dagegen eine Flächenbreite von beinahe sechstausend Meilen, wenn man den in ihr rings umhergehenden schwarzen Strich dazu rechnet, welcher sechshundert Meilen Breite hat.

Wir haben keine Vorstellung weder von der Beschaffenheit, noch von dem Anblicke dieses über dem Weltkörper und Mondenlicht glänzenden, ganze Sternbilder vom Aufgang zum Niedergang bedeckenden Kreises. Unser Witz erstirbt, unsere Einbildungskraft fühlt ihre Ohnmacht. Wir kennen Gottes Thaten, und nichts bleibt uns, als Erstaunen und Anbetung. Dieser Kreis und die Weltkugel selbst, und alle ihre sieben leuchtenden Monde, empfangen ein helles Licht von der Sonne, und doch ist diese Sonne in so ungeheurer Ferne, daß sie, mit menschlichen Augen von dort aus gesehen, nur etwa den zehnten Theil so groß erscheinen würde, als bei uns. So wie wir auf Erden denjenigen der Planeten kaum erkennen, welcher der Sonne am nächsten steht, so wird von menschlichen Augen, vom Saturn aus die Erde betrachtet, diese fast gar nicht mehr unter den Sternen deutlich erkannt und der Sonne allzunahe gefunden werden.

Und dennoch steht jener wundervolle Weltball noch lange nicht am äußern Saum des zu unserer Sonne gehörenden Theils vom unendlichen Raum der Dinge. Noch jenseits desselben fliegt eine andere Welt, mit andern Monden und andern Naturen, um die Sonne in einer wohl siebenzigmal ausgedehntern Bahn, als die Erde. Beinahe vierhundert Millionen Meilen weit von der Sonne, dreihundert sechsundsiebenzig Millionen Meilen weit von uns, vielmal größer als der Erdkreis, schwingt sich jene Welt erst ein einziges Mal um die Sonne herum, während die Erde ihren Lauf dreiundachtzigmal macht. Das längste Menschenalter wäre dort erst ein einziges Jahr, und hätten höhere vernünftigere Wesen dort eine Lebenslänge von so viel ihrer Jahre, wie der Mensch hienieden nach der Anzahl irdischer Jahre: wie müßten sie mitleidig auf die Kürze unsers Daseins blicken! Dies gleicht beinahe dem flüchtigen Leben einer Eintagsfliege, die am ersten Strahl der Morgenröthe lebendig wird, Abends schon ihr höchstes Greisenalter erreicht hat, und schon gestorben ist, ehe der letzte Sonnenstrahl erblaßt. Dort sind andere Jahreszeiten, als die unsrigen, denn anders ist die Stellung jenes Weltkörpers zur Sonne, als die Stellung aller übrigen Planeten. Dort herrscht auf der einen Hälfte ein beinahe vierzigjähriger Winter und beinahe vierzigjährige Nacht, während auf der andern Hälfte ein eben so langer Sommertag blüht. Wir nennen jene Welt den **Uranus**; sie ist so fern, daß wir sie unter den Gestirnen des Himmels nicht mehr mit bloßen Augen, sondern nur vermöge der stärksten Fernrohre erblicken.

Daher wird es begreiflich, daß wir von der Beschaffenheit ihrer Oberfläche gar nichts erforschen können.

Von dort aus betrachtet, würde sogar die Sonne nur als der größte unter den funkelnden Sternen erscheinen. Und doch, so gewaltig und wunderbar ist die Gewalt des Schöpfers, strahlt der Glanz der Sonne dort so hell, daß wir nicht nur den Uranus selbst zurückglänzen sehen, sondern selbst seine ihn umschwebenden Monde. Bis jetzt hat man von diesen an der Zahl sechs entdeckt. Allein sie erscheinen uns nur als kleine Punkte, und selbst die zwei größten sind so matt an Licht, daß sie sich verdunkeln, wenn sie in ihrer Bahn dem Glanze des Planeten zu nahe kommen, den sie umschweben. Nur so viel wissen wir ungefähr von ihnen, daß der nächste am Uranus denselben alle sechs Tage einmal umkreiset, und der entfernteste dazu über eins unserer Vierteljahre gebraucht. Der nächste ist beinahe von ihm so weit, als unser Mond von uns; der entfernteste ist sechszigmal weiter.

Ob nicht noch mehrere Monde den Uranus durch seine ungeheure Bahn hin begleiten? Ob ihn nicht Ringe umschweben von jener wundersamen Gestaltung, wie es die in der ihm benachbarten Welt sind? — Wer kann es ergründen? —

Ja, wer weiß es denn, ob er der allerletzte der zur Sonne gehörigen Weltkörper sei, oder ob nicht noch in unermeßlichen Tiefen des Himmelsraumes weit jenseits seiner Bahnen ein anderer schwebt, welchem mehrere unserer irdischen Jahrhunderte erst für ein Jahr gelten? — Frage nicht: woher will er Licht und Wärme nehmen? Kannst du den Abgrund göttlichen Reichthums durchschauen? Oder glaube nicht etwa, daß auf dem Uranus die übrigen uns sichtbaren Sterne des Himmels, diese unendlich fernen Sonnen, vielleicht schon mit mensch=

lichen Augen gesehen, etwas größer erscheinen könnten. Ständen wir auch auf dem Uranus, wir würden den Sternen um nichts näher gekommen sein. Die drei- bis vierhundert Millionen Meilen, die wir ihnen näher ständen, sind im Verhältniß zum nächsten Stern, das heißt, zur nächsten wie die unserige selbstleuchtende Sonne, wie drei bis vier Schritte, die wir auf Erden thun, um einen Gegenstand zu erreichen, der tausend Meilen von unserm Wohnhause ist.

So ungeheuern Raum die Sonne mit allen sie umschwimmenden Welten einnimmt, es ist ein geringer Punkt im Weltgebäude. Denn sind alle die zahllosen Sterne des Himmels Sonnen, wie die unserige: wer kann unwahrscheinlich finden, daß nicht alle auch unsern Augen aber ewig verborgen bleibende Erden haben, welchen sie Licht und Lebensreiz geben? — Gesetzt, daß der größte jener selbstleuchtenden Sterne des Himmels, welchen wir den Sirius oder Hundstern zu nennen pflegen, so groß wäre, als nur unsere Sonne, so würde er bei fünfhunderttausend Millionen Meilen noch vom Uranus entfernt sein, das heißt, zweitausendmal weiter von ihm als von der Sonne.

Herr! Gott! Schöpfer! und diese Himmel sind Deiner Finger Werk, der Mond und die Sterne, die Du bereitest! Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst? (Ps. 8, 4. 5.)

Schnell ist der Lauf des Lichtes. Es durchfliegt in einer Sekunde weit über vierundvierzigtausend Meilen; und doch kann manche der entfernten Sonnen dastehen, und noch nicht ihr Licht bis zu uns herabkommen lassen. Wir erblicken am heitern Nachthimmel immerdar helle

Flecken, in immer gleicher Entfernung von gleichen Sternen. Diese sind Schimmer und Abglanz von so entlegenen Sonnen, daß wir sie selbst mit bloßen Augen noch nicht sehen. Nur bei einigen hat man durch gute Ferngläser erkannt, daß sie aus vielen kleinen Sternen bestehen. So scheint auch der helle, weiße Streifen, welcher bei heitern Nächten um den ganzen Himmel zu gehen scheint, nichts als der Glanz endlos entfernter und zahlloser Sonnen zu sein, welche uns zwar schon ihre ersten Strahlen zusenden, selber aber noch nicht sichtbar geworden sind, auch durch die besten Sehrohre der Himmelsbeobachter nicht. Es gibt Sterne, welche vor Jahrhunderten gesehen worden, und jetzt für uns verschwunden sind. Noch heute können wir wohl von andern ihr Licht und ihr Strahlenbild sehen, das noch immer durch die unaussprechlichen Fernen und noch lange auf uns fällt, ehe es endet, inzwischen die Urheber dieses Lichts sich längst schon tiefer von uns weg in die Ewigkeit verloren haben.

Daß die Millionen und Milliarden aller jener fernen Sonnen ihre eigene Bewegung haben; viele derselben vielleicht wieder mit andern von ihnen beleuchteten Welten um eine Hauptsonne, die Hauptsonnen wieder um Ursonnen kreisen, allesammt in ewig gleichen Bahnen, Verhältnissen und Gesetzen, — ist kaum zu bezweifeln. Doch kein Sterblicher erspäht diese. Ist uns doch selbst der Lauf und das Gesetz noch fremd, nach welchem sich gewisse andere Weltkörper bewegen, welche der Erde oft sehr nahe kommen, und von uns Schweifsterne oder K o m e t e n geheißen werden. Vielleicht schwingen sie sich unabhängig von einer Sonne in unermeßlichen Kreisen um andere; durchfliegen mehrere Weltfamilien,

und kehren erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden in die alten Gegenden zurück. Denn fest geordnet ist vom Schöpfer auch ihre Bahn, und ohne Gefahr noch Störung der andern. Verschiedene Bahnen der Kometen, bei hundert derselben kennt man, sind beobachtet; aus dem kleinen Bruchstücke derselben, welches dem menschlichen Auge erscheint, ist der ganze Lauf berechnet worden, und wirklich war eine dieser Berechnungen schon so genau, daß die Voraussagung der Wiederkunft des gleichen Schweifsternes auf das Jahr und auf den Tag eintraf. Auch sie sind dichte, von einem ungeheuern schimmernden Dunstkreise umhüllte Weltkörper. Sie ziehen diesen Dunstkreis, der uns bald als Schweif, bald als Bart, bald als Ruthe erscheint, viele Millionen Meilen weit durch die Himmelsräume nach sich.

Mit immer wachsendem Erstaunen sehe ich in die Tiefen der göttlichen Haushaltung hinein. Ich verliere mich in ihnen. Wunder drängen sich an Wunder. Ich begreife auch das allerkleinste und das allernächste derselben nicht, und selbst die verwegensten meiner Muthmaßungen verstummen. O Gott, Unsichtbarer, Du, bei dem allein Macht, Größe, Weisheit und Heiligkeit ist, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest? und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? — O, wie schattenhaft, wie ganz nichts erscheinen mir alle Güter dieser Erde; wie unbedeutend ist der Mensch selbst in diesem Abgrund der Unendlichkeit! Eine schauervolle Bangigkeit, ein verzweifelnder Kleinmuth will mich ergreifen, wenn ich meine Nichtigkeit in dem Unermeßlichen Deines Weltalls erwäge. Es ist mir, als wäre ich Deiner Sorge nicht werth. — Und doch, Vater der Ewigkeiten, läßt mich Deine Gnade nicht sinken,

und das Licht Jesu erleuchtet meine Finsternisse. — Bin ich denn Staub, wie jene zahllosen Welten? und ist die Größe der Geister nicht eine andere, als die Größe der Körper? So ungeheuer jene Sonnen, jene Erden, ihre Wirkungen, ihre Bahnen sind: der nach Deinem Bilde geschaffene Geist überschaut sie, berechnet sie, und erkennt Dich in ihnen. Du, erhabener und herrlicher als Alles, was Du aus dem Nichts hervorgerufen, gestaltet, geregelt hast, Du wirst von menschlichen Geistern erkannt, gedacht, angebetet. Ich bin erhabener, als die Schöpfung, welche mich umstrahlt, denn ich durchforsche sie mit einer Göttlichkeit von Kraft, wie Du, Herr der Welten; Du aber, das All des uferlosen Raumes, in dem Sonnen und Erden sich regen, ich vom unendlichen Ozean nur ein Tropfen! Und doch spiegelt auch dieser Tropfen mir die Hoheit und Gottähnlichkeit meines unvergänglichen Geistes!

Wie erhebend, wie tröstend wird mir dieser Blick auf meine Stellung im Weltall, und — Gott aller Erden und Sonnen! — mein Verhältniß zu Dir. Ich bin Dein Kind. Du hast mich geliebt und hervorgezogen. Miriaden Deiner erschaffenen Wesen ahnen, kennen Dich nicht; Miriaden wissen ihr eigenes Dasein nicht. Aber ich, im Hochgefühl meines Seins, ich habe Dich in anbetenden Gedanken, Dich in meiner Erkenntniß und Liebe. Sollte ich wohl jemals verzagen, wenn es mir an kleinlichen Bedürfnissen auf Erden fehlt? Sollte ich wohl jemals verzweifeln, wenn sich meine Schicksale verfinstern? — wenn irdisches Elend, wenn Schmach und Tod dräu'n? Was ist auch Elend, was Tod? — Ich hebe meine Augen in die Höhe; Du sprichst: Ich bin der Herr, dein Gott! Wandle vor mir und sei fromm!

Wer rein, sein Irdisches überwindend, im heiligen Geiste vor Dir wandelt, wie Jesus, der kann auch zu einem Weltuntergang lächeln. Er lebt, und ginge auch der Erdball in Trümmer, derselbe ist nur ein Staubpunkt. Er lebt und weiß: in Deinem unendlichen Hause, o Vater, sind viele Wohnungen! — Ach, Du hast die meinigen schon ersehen. Schweigend, mit frommem Entzücken folge ich Deinem heiligen Willen. Amen.

21.

Gott im Sturm.

Tobias 3, 22. 23.

Wer kann Dich denn verstehen
In Deinem Schicksalsplan?
Wer Deine Ziele sehen,
Und was du hältst, umfah'n?
Du lösest, was wir binden,
Du stürzest, was wir bau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n.

Du liebst mich ja nicht minder,
Als den geringsten Wurm.
Du hütest Deine Kinder,
Du segnest sie im Sturm;
Läss'st sie ihr Bestes finden
Oft unter Noth und Grau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n.

Zu den majestätischen Schauspielen, welche die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit zuweilen darbeut, gehört die Gewaltthätigkeit der Sturmwinde. Wenn diese

sich in ihrer Kraft erheben, daß die Wälder erbrausen, die Thürme zu wanken, die Berge zu erschüttern scheinen, bebt noch ängstlicher oft das leicht verzagte Menschenherz; besonders wenn mit dem Schrecken des Sturmes sich die Finsterniß der Nacht verbindet. Der Aberglaube heidnischer Völker wähnt, daß es die Luftgeister sind, welche im Kampf wider einander rasen. Doch auch unter den Christen fehlt es nicht an Abergläubigen, welche den Sturmwind für den geheimnißvollen Verkünder irgend einer bevorstehenden unglücklichen Begebenheit des Landes, für die Anzeige vom nahen Tode einer hohen Person, oder dem Ausbruch eines Krieges oder einer andern Landplage ansehen. Wie beinahe allezeit, ist auch hier die abergläubige Meinung daher entstanden, daß ungebildete Leute in ihrer Unwissenheit dasjenige mißverstanden haben, was vernünftige Leute als sehr natürliche Wirkungen gedeutet hatten. Wohl melden Orkane oder heftige Stürme allerlei Unglücksfälle an, nicht die erst geschehen sollen und mit ihnen außer Verbindung sind, sondern solche, die sie selbst verursachen, und die wir erst später erfahren: Schiffbrüche auf dem Meere, Feuersbrünste, Zusammensturz einzelner Gebäude und andere Ereignisse.

Wegen solcher Unglücksbegebenheiten, und weil sie uns oder unsere Freunde und Bekannte treffen können, sind daher wohl auch Personen, welche nichts weniger als abergläubig sind, während der tobenden Winde in sorgenvoller Unruhe, und sehnen sich nach dem Augenblick zurückkehrender Luftstille. Die Besorgniß wird durch das Schauerliche der großen Naturerscheinungen erhöht. Denn es scheint unter der Macht heftiger Orkane das ganze Weltall um uns her in Aufruhr. Die Wolken des Himmels fliegen schnell und finster dahin, von der

Geißel des Windes verfolgt; finstere Staubwolken fliegen kreisend empor vom Boden und wandeln über die Ebenen wie ungeheure Rauchsäulen. Die Bäume, groß und klein, verworren, umhergerissen, beugen sich seufzend; ihr Laub fliegt; man hört das Krachen ihrer brechenden Aeste. Die hohen Wälder heulen geschlagen. Es fallen die mächtigsten Tannen des Forstes wie Halme gebrochen; ihr Sturz ist zerschmetternd über andere. Der Boden regt sich über den zuckenden Wurzeln der vielhundertjährigen Eichen. Die Thiere flüchten zitternd in ihre Höhlen. Die Vögel verbergen sich angstvoll. Die Menschen verstehen gegenseitig ihren Ruf nicht mehr; denn die ganze Natur ist Stimme geworden. Jeder Strauch, jeder Stein, jedes Gebäu gibt Töne und Geschrei. Die Ziegel prasseln von den Dächern der Wohnungen. Man fürchtet den Sturz der erhabenen Thürme. Die Gebäude werden erschüttert. — Aber der Geist des Christen bleibt unerschüttert. Er sieht in der Furchtbarkeit des Sturmes, in der Entsetzlichkeit des empörten Elementes, die segnende Hand seines Gottes.

Denn wie grauenvoll auch der Anblick des Sturmwindes und wie gefährlich seine Herrschaft ist, besonders einsamen Schiffen auf den Meeren, die oft von ihm in die Tiefen der Wogen niedergerissen oder an den Klippen zerschmettert werden, ist das Alles doch im Ganzen nicht verheerender und verderbenvoller, als jede andere große Naturerscheinung; vielmehr eben so wohlthätig für das Ganze, dem nur ein kleiner Theil geopfert wird.

Dies wird um so deutlicher, wenn wir uns erinnern, daß die Luft, in welcher wir umherwandeln, die wir athmen, die sogar mit ihren feinern Stoffen unsere Gesundheit nährt, gleichsam ein weites, den ganzen Erdball

umgebendes und hoch über ihn hinausgehendes Meer ist, in welchem wir leben und uns bewegen, wie der Fisch sich in einer dichtern Flüssigkeit, nämlich im Wasser, bewegt. Der Fisch, aus dem Wasser gehoben in die feinere Flüssigkeit der Luft, stirbt. Der Mensch, wenn er sich über den Luftkreis, der sein eigenthümliches Element ist, hinausbegibt, wenn er entweder in den Luftschiffen über die Wolken des Himmels emporzusteigen wagt, oder die Gipfel der höchsten Gebirge erklettert, wo keine Pflanze, auch kein Moos, keine Flechte, mehr gedeihen mag, verliert das Vermögen zu athmen; seine Kräfte schwinden, das Blut dringt ihm aus Lippen und Augen hervor.

Auch andere Aehnlichkeit hat, rücksichtlich auf das Lebensvermögen, das Element des Wassers mit dem Meere der Lüfte. Stillstehende Wasser werden zu faulen Sümpfen; werden den Fischen, die in der beweglichen und immer erneuten Fluth fröhlich baden, giftig und tödtlich. So würde das Luftmeer, in welchem wir wandeln, uns giftig und tödtlich werden, ein faulender Sumpf pestilenzialischer Dünste, eine ungeheure Quelle des allgemeinen Todes für Alles, was auf Erden wohnt, nicht nur für Menschen, nein, auch für Thiere und Pflanzen, wenn die beweglichen Luftwellen nicht in beständiger und zuweilen in starker Regung wären.

Und dafür sorgte er, dessen Liebe das Weltall gebaut hat. Seiner Allmacht waren unzählige Mittel zu Gebot, das Luftmeer in beständiger Erschütterung zu erhalten. Er legte diese Mittel, die Keime der Sturmwinde, in die Natur dieses Elements selbst. Noch kennt sie der Mensch nicht alle, doch schon viele. Er gebot der Sonne und dem Monde, diese Keime abwechselnd zu wecken oder

zu unterdrücken; und so mußten aus den weiten Fernen des Himmels entlegene Weltkörper die Diener unserer Gesundheit, die Pfleger unsers Wohlseins werden.

Wenn im Wasser ein volles Gleichgewicht ist, so steht es stille; so wird es mit der Zeit faulend. Sobald das Gleichgewicht aufgehoben, auf einer Seite das Wasser erhöht wird, fließt es nach der niedrigen Stelle hin und reinigt sich durch die Bewegung. Eben so ist es mit der Luft. Ihre innern Bewegungen, nämlich die Winde, sind nur Störungen vom Gleichgewicht ihrer innern Theile. Dieses Gleichgewicht der Luft, und daß sie nicht überall gleich schwer sei, wird am meisten gehindert durch Wärme und Kälte, oder durch abwechselnde Verdünnung und Verdichtung der Luft. Jedermann weiß, daß man die Luft durch Wärme verdünnen und leichter machen kann. Darum steigt der Rauch gen Himmel, weil er warm und folglich leichter ist, als die übrige Luft um ihn her. Er, weil er warm ist, dehnt die mit ihm verbundene Luft aus, und drängt wegen seiner Ausdehnung die übrige von seinem Platze. So entsteht eine Lufterschütterung. So steigt im Wasser vom Boden des Gefäßes eine Luftblase aufwärts, weil sie leichter als das Wasser ist. Je größern Raum ein Rauch oder Feuer einnimmt, je größer ist natürlich auch die dadurch bewirkte Luftbewegung. Daher wird man gewöhnlich bei großen Feuersbrünsten Wind in ihrer Nachbarschaft verursacht sehen.

So wie einerseits die durch Wärme verdünnte und ausgedehnte Luft die kältere von ihrer Stelle zurückdrängt, strebt anderseits die kältere oder dichtere Luft in diejenigen Räume hinzufließen, wo durch die Verdünnung der Luft gleichsam weniger Luft vorhanden ist. So entsteht ein unsichtbares Durcheinanderströmen. Wir bemerken dies

schon in erwärmten Zimmern, wenn eine Thür gegen kalte Luft geöffnet wird, im Kleinen. Es fährt oberhalb der Thür ein warmer Luftzug aus dem Zimmer, unterhalb stürzt die kältere Luft zum Zimmer herein. Die bewegliche leichte Flamme einer Kerze weht im obern Luftzug zum Zimmer hinaus, unterhalb aber in demselben Augenblick zum Zimmer herein.

So ist hier im Kleinen das Räthsel vom Ursprung der Winde und Stürme im Großen erklärt. Daher fühlen die Inseln und Küstenländer, deren Boden von der Sonnenhitze mehr erwärmt wird, als der Spiegel des Wassers, sich am Tage meistens von Seewinden gekühlt, die nach den verdünnten Lufträumen strömen. Daher, wenn die Sonne die Luft der südlichen Erdhälfte stärker erwärmt, und bei uns Winter ist, strömen die Winde häufiger von Norden und Osten nach jener Gegend hin. Daher weht gewöhnlich Nachts von den Inseln und Länderküsten ein sogenannter Landwind gegen das Meer, weil sich das Meer schneller erkältet, als der Erdboden, und weil die von demselben erwärmte Luft sich nur stärker gegen die über den Gewässern erkaltende Luft ausdehnt, welche weniger Widerstand leistet, je weniger sie selbst durch Wärme ausgedehnt ist.

So entstehen jene großen Strömungen im Luftmeer, die oft uns erquicken, oft uns erschrecken; jene Luftströme, die uns bald als laue Westwinde schmeicheln, bald als Orkane beschädigen. Sie kommen, wir wissen nicht von wannen, sie ziehen, wir wissen nicht wohin sie fahren. Ihre Richtung ist so mannigfaltig, wie ihre Eigenschaften sind. Bestimmt fahren viele aus unbekannten Höhen gegen die Erde nieder; andere von der Oberfläche des Erdbodens aufwärts gegen die Wolken; andere gleiten,

wie ein Wasser, über die Länder hin. Oft strömen zwei entgegengesetzte Winde übereinander hin; der eine in der Tiefe, der andere in der Höhe. Zuweilen stürzen sie gegeneinander, und verursachen bei ihrem Zusammenprallen furchtbare örtliche Stürme, die Alles zerschmetternd, wie zwei gegeneinander fahrende Meereswogen sich aufwärts drängen, Wirbel schlagen, Bäume entwurzeln und wegschleudern, oder große Lasten emporheben, und Dächer entführen. — Der ganze Dunstkreis wird von ihnen bewegt und aufgerührt. Stoß auf Stoß folgen die Winde, mit abwechselnder Stärke, wie die Ringe auf der Oberfläche des Wassers, wenn dessen Ruhe eine hinabgestürzte Last stört.

Die Stürme sind aber weit häufiger und stärker in den höhern Regionen des den Erdball umgebenden Luftmeers, als in der Tiefe. Auf den Höhen der Gebirge rasen oft Orkane, während die bewohnten Thäler darunter in tiefer Stille ruhen. Das mag jene Naturkraft bewirken, welche, droben in größerer Menge gesammelt, auch die Erscheinung der Gewitter und Blitze, der Nordlichter, und andere große Schauspiele erzeugt. — In tiefern Gegenden aber vermehren sich Stärke, Wuth und Verwirrung der Winde, wenn ihr Strom zwischen Bergen eingeklemmt, oder von den Bergen zurückgeworfen wird.

Inzwischen ist die Geschwindigkeit des Windes nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt. Man hat darüber mancherlei Messungen angestellt, theils durch leichte, fliegende Körper, oder Bewegungen eines Rades, oder durch Messungen des Ganges der Wolken oder ihres Schattens. Gewöhnliche Winde durchlaufen im sechszigsten Theil einer Minute, das heißt, binnen einer Sekunde, kaum sechs bis zehn Fuß; starke Winde, gegen die ein

Fußgänger nur mühsam angeht, zwanzig bis vierundzwanzig Fuß. Sehr schnelle Rosse können aber in einer Sekunde wohl fünfzig Fuß und darüber zurücklegen. Ein Sturmwind von solcher Schnelligkeit reißt schon Mauern nieder, und entwurzelt die stärksten Bäume. Die allerheftigsten und schnellsten Stürme, die ganze Wälder niederstürzen, durchfahren aber auch hundert und mehr Fuß in einer Sekunde. Doch sie sind selten. Je schneller der Zug des Windes, je größer ist seine Macht. Kann doch schon ein Luftstrom, der nicht schneller läuft als ein Mensch, Mühlen treiben. Was vermag der schnellste? Unter entsetzlichem Geheul erschüttert er die stärksten Wohnungen, bricht er Wälder wie dürres Schilfrohr, stürzt er Felsen von den Berggipfeln, treibt er Flüsse in ihrem Laufe emporschwellend zurück, und hebt er schwere Lastwagen auf.

Bewunderungswürdig, wie die Gewalt der Winde, ist ihre verschiedene Eigenschaft, die sie oft nur von den Gegenden annehmen, aus welchen sie zu uns kommen. Die über das Weltmeer ziehen, bringen Feuchtigkeit und Regengüsse; die, welche weite Landstrecken durchstreifen, bringen Trockenheit. Einige erscheinen abwechselnd; andere regelmäßig zu gewissen Tages- und Jahreszeiten; andere in manchen Weltgegenden sind fast immer von einerlei Weltgegend kommend. Die einen tragen auf ihren Flügeln Wetterwolken, die andern Thau und Fruchtbarkeit; manche führen Verderben und selbst den Tod mit sich.

Wenn, von den glühenden Sandwüsten Afrika's her, der heiße Wind nach Europa zieht, den man Sirocco nennt, wird die ganze Luft, die er durchfährt, schwer und heiß und erstickend. Die Thiere retten sich in ihre Höhlen; die Menschen schließen sich in ihre Wohnungen

ein. Wer hinaustritt, dem schlägt eine Hitze entgegen, wie aus der Gluth eines Ofens. Die Menschen hören auf zu arbeiten. Sie sind matt und erschlafft. Die Freude ist von ihnen gewichen. Das Laub der Bäume, das Gras des Feldes welkt hingesengt. Die ganze Natur will verschmachten.

Aber die göttliche Weisheit hat es geordnet, daß weder dieser Wind, noch jeder ihm ähnliche, von langer Dauer ist. Z. B. der schreckliche Chamsin, der in Aegypten nach der Nachtgleiche im Frühling folgt und aus dem Innersten Afrika's brennend hervorströmt, währt nur zwei bis drei Tage. Aber dann ist Aegypten ganz in Gluth versunken. Die Luft ist finster, grau, wie voller Staub. Die Sonne scheint trübe hindurch, wie eine bläulich-roth glühende Kugel. Die Hitze wird allen lebendigen Wesen unerträglich. Gras und Pflanzen verdorren in wenigen Stunden. Den Bäumen entfällt schnell das Laub. Die Steine und Mauern, das Eisen und Wasser werden heiß. Der Umlauf des Blutes in den Adern stockt; man kann nicht mehr athmen. Das Innere des Mundes und Halses wird trocken. Alles scheint in dieser allgemeinen Gluth verderben zu müssen. Dann entfliehen die Thiere in Felsenspalten, Höhlen und Klüfte, oder bohren ihre Köpfe in die Erde. Die Menschen verschließen sich in ihre Wohnungen, in Keller und Gruben. Ganz Aegypten scheint ausgestorben, so lange der Chamsin geht.

Nicht minder furchtbar erscheint in Arabien und an den Küsten Persiens der Giftwind Samum. Schon in der Ferne kündet er sein Kommen durch eine glühende Röthe in der Luft an. Die Welt scheint in Flammen zu stehen. Was er im Fortzuge Lebendiges berührt, ist

plötzlich des Todes. Menschen und Thiere entgehen ihm nur, indem sie sich schnell auf den Boden werfen, und Mund und Nase in die Erde oder in den Sand verbergen. Der Samum geht über sie hin. Ein erstickender Schwefelgeruch durchdringt Alles. Man hört ein dumpfes Zischen und ein Knistern, wie vom Feuer. Doch binnen einer Viertelstunde ist das schauerliche Wesen vorüber, und die Luft wieder rein und heiter.

Ganz anders äußern sich an den Ufern des Senegalstromes in Afrika die Tornadostürme. Eine drückende Schwüle der Luft geht ihnen voran. Düstere Wolken erheben sich zwischen Osten und Mittag, und färben dort den Himmel schwarz, von einzelnen Blitzen durchzuckt. Man verspürt auch nicht das Wehen eines Lüftchens. Alles ist in Todesstille. Menschen und Thiere verkriechen sich. Immer finsterer wird die Luft. Nichts regt sich weit umher. Plötzlich stürzt ein Alles verheerender Sturm eiskalt und mit Brausen und Heulen durch die Landschaft. Palmen brechen, Hütten zertrümmern, Schiffe stürzen um. Donner, Blitz und Regengüsse bilden das Gefolge des vorübergegangenen Sturmes.

Wie groß, wie wunderbar erscheint Gott in allen seinen Schöpfungswerken! — Schrecklich sind zwar die Wirkungen jener Stürme, dieser Boten seines Willens, aber gewiß sind sie auch wohlthätig, und zum großen, schönen Zweck des Ganzen unentbehrlich. Auch wenn wir diesen Zweck nicht erkennen, dürfen wir es nicht bezweifeln, da wir die Güte und Barmherzigkeit des Schöpfers überall und selbst da oft wahrnehmen, wo nur Zerstörung herrschen zu sollen scheint.

So ist jener scharf austrocknende Wind, welcher unter dem Namen des Harmattan bekannt, die größte Wohl-

that für die Gegenden Afrika's, welche statt des Winters, eine lange und anhaltende Regenzeit haben. Denn die überhandnehmende Feuchtigkeit bedroht das ganze Land mit Versumpfung; alle Niederungen sind überschwemmt; die Menschen erkranken an bösartigen Fiebern und Ruhren. Plötzlich tritt der Harmattan von Norden her ein. Der Himmel ist wie vom Nebel bedeckt und trübe, doch ohne Gewölk. Der Wind bläst heiß und trocken. Niemand kann sich ihm ohne Lebensgefahr aussetzen. Er ist so trocken, daß ihm preisgegebene Thiere nach wenig Stunden umkommen; daß den Menschen die Lippen aufspringen und die Augen sich entzünden; daß die Landseen und Pfützen schnell versiegen; daß alles Holzwerk zusammenschwindet und reißt. Aber die allgemeine Nässe ist dann verschwunden nach wenigen Tagen, und alle Krankheiten, welche Folgen der nassen Jahreszeit waren, sind durch den Harmattan eben so plötzlich geheilt.

Also werden die Windstürme, wie grausenhaft auch zuweilen ihre Gestalt sein mag, nur Diener der göttlichen Gnade gegen das menschliche Geschlecht. Wie sie in den heißen Himmelsstrichen die Erde nach der langen Regenzeit austrocknen und fruchtbar machen; wie sie dort Fäulniß verhüten und Krankheiten heilen: so müssen sie in den kalten Gegenden des Erdkreises das Eis von den Ufern der Länder und Inseln wegbrechen, damit die Meere schiffbar werden; müssen sie jenen winterlichen Fluren, wo die Erde nicht mehr Kraft hat, Bäume hervorzubringen, aus gemäßigten Ländern Treibholz mit den Wellen herbeiführen, daß die einsamen Bewohner der Schneefelder sich Hütten bauen und erwärmen können.

Wahrlich, bei diesem Anblick der weisen Fürsorge des Weltenkönigs für sein unermeßliches Reich, bei diesem Anblick seiner Wundermacht, in welcher er den Lauf und Einfluß entfernter Welten des Himmels mit dem Wohlsein von einzelnen Bewohnern unsers Erdballs verknüpft; bei dem Anblicke der unbändigen Sturmwinde, die selbst in ihrem schauerlichsten Walten nur Diener seiner ewigen Huld für das menschliche Geschlecht sein müssen — wer könnte da ohne Erstaunen, ohne Rührung, ohne Trieb zur dankbaren Anbetung des allein Anbetungswürdigen bleiben? Wer sollte da länger zweifeln, daß auch das scheinbare Naturübel zuletzt nur eine der fruchtbringendsten Segnungen sei? Wer könnte länger zweifeln, daß denen, die Gott angehören, nicht endlich alle Dinge zum Besten gereichen müssen?

Ja, ich spreche mit dem betagten Tobias, und aus der Fülle seiner Erfahrungen, und aus der Tiefe seines frommen Herzens: „Ich weiß es fürwahr, wer Gott dienet, der wird nach der Anfechtung getröstet, und aus der Trübsal erlöset, und nach der Züchtigung findet er Gnade. Denn Du hast nicht Lust an unserm Verderben. Denn nach dem Ungewitter lässest Du die Sonne wieder scheinen, und nach dem Heulen und Weinen überschüttest Du uns mit Freuden. Deinem Namen sei ewiglich Ehre und Lob, Du Gott Israels!“ (Tob. 3, 22. 23.)

Wie kann ich doch zuweilen so kleinmüthig sein, da ich sehe, wie gnädig und mild er überall sein Regiment führt in der belebten und unbelebten Natur! Wie kann ich doch auch verzagen, wenn es mir nicht immer so geht, wie ich es in meiner Einfalt, und wahrlich in meiner Kurzsichtigkeit oft, ohne daß ich es glaube, zu meinem eigenen Schaden, wünsche! Er, der alle unsichtbaren Faden des

Schicksals in seiner Hand zusammenhält; er, der allein weiß, wohin er mich durch die Finsternisse meines Daseins führen will; er, der mich wahrlich nicht vergebens hineingerufen hat in das Weltall, und zum Genossen des Lebens, und zur Erkenntniß seiner Macht und Herrlichkeit — er läßt mich nicht verderben. Und wenn es mir auch böse geht, und ich Trübsal leide — kann ich sagen, daß es wirklich böse sei? Erwarte doch ruhig und vertrauensreich den Ausgang, dann wirst du erfahren, wie er es mit dir wohlgemeint hat, selbst dann, wenn du glaubtest, er habe dich verlassen und versäumt.

Geben wir doch unsern thörichten Vorwitz und den vermessenen Stolz auf, klüger zu sein als der, welcher die Verhängnisse regierte, ehe wir auf Erden waren, und sie weislich leiten wird, wenn wir nicht mehr hier sind! Wie können wir die Fügungen dessen beurtheilen, wie können wir die Zwecke dessen begreifen, der aus den Stürmen segnet, und aus den Gewittern Ueberfluß und Fruchtbarkeit sendet? Was wissen wir von seinen Rathschlüssen, wir, die wir nicht einmal einsehen und begreifen, wie er den Grashalm gebaut und die Mücke belebt hat, die ihr kurzes Dasein freudig im Sonnenstrahl vertanzt?

Und wie sehr wir uns auch kümmern, wie bitter wir auch über unser Loos murren: Gott, der Alleingütige, der Alleinweise, hat es beschlossen; und Himmel und Erde wirken zusammen, den heiligen Beschluß des Allmächtigen zu vollstrecken. Wozu dein Kummer, wozu dein Murren, als dir selbst und vielleicht auch Andern Beweise deiner Thorheit zu geben, wie das unmündige, unverständige Kind, welches den liebevollen und erfahrnen Aeltern

wider seinen Willen und doch zu seinem wahren Glück gehorchen muß!

Ja, je näher ich Dich, mein Gott, mein Vater, in Deinen Werken erkenne, aus denen Du zu mir und zu allen Deinen Erschaffenen täglich redest, je lebendiger überzeugt mich Alles, daß das wohlgethan ist, was Du thust. Freilich finde ich wohl noch viel Böses in der Welt, aber das Böse ist nicht Dein Werk, sondern es ist die Frucht des Widerspruchs vom menschlichen Herzen gegen Deine weisen und unveränderlichen Weltgesetze; es ist der Schmerz, den wir uns durch diesen Widerspruch selbst verursachen; ein Schmerz, der uns hinwieder belehrend und heilsam ist.

Nun, so will ich schweigen, und mit Ergebung in Deine Führungen gehen. Ich will mein eigenes Herz bessern, will meinen Stolz, meine Habsucht, meine Neigung zum sinnlichen Wohlleben, meine Gehässigkeit gegen andere Menschen unterdrücken; will in der Weisheit, Demuth und Nächstenliebe Jesu vor Dir wandeln: dann wird sich mit dem Bösen in meinem Gemüth zugleich das Böse vermindern, was ich außer mir in der Welt so häufig zu finden glaube.

Walte Du, mein Vater! ich kann nicht über mein Schicksal walten. Walte Du, denn ich würde oft mein Glück verstoßen, weil ich es verkenne, und oft mein Unglück verlangen, weil mich ein Schein betrügt. Walte Du! Und wenn es auch trübe wird um mich her, ist es hell in mir durch liebendes Vertrauen auf Dich! Und wenn ich auch Deine Führungen und Deine Werke nicht begreife, und mein schwacher Geist Deine Zwecke nicht erkennt — aber ich kenne Dich. Vater, Vater,

ich kenne Dich. Und wenn mir Vieles, was mir wohl theuer ist, verloren geht — aber Dich verliere ich nicht. Und wenn der Sturm des Lebens mich zu vernichten droht — ich weiß es ja, Du segnest auch im Sturm.

Wer darf denn mit Dir rechten?
Wer kennt sein bestes Loos?
Licht rufst Du aus den Nächten,
Glück aus des Unglücks Schoos.
Wenn Hoffnungssterne schwinden,
Läss'st Du uns Sonne schau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n!

22.

Betrachtung der Witterungswechsel.

Erster Theil.

Psalm 111, 2.

Dein ist der Tag, Dein ist die Nacht,
Dein sind des Jahres Zeiten;
Du rufst der Felder gold'ner Pracht
Und den Unfruchtbarkeiten.

Du sendest aus des Himmels Höh'
Uns Sonnenschein und Regen;
Und Thau und Nebel, Reif und Schnee
Wird uns durch Dich zum Segen.

Du wandelst groß und unsichtbar,
In Nähen und in Fernen;
Und wirkest still und wunderbar,
Mit Stäubchen, wie mit Sternen.

Dir, dessen weise Vaterhand
Des Wetters Wandel führet,
Dir bringe jedes Volk und Land
Den Preis, der Dir gebühret.

Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. So sang vor Jahrtausenden der fromme Dichter, begeistert von der Majestät seines Gottes, die sich in den Schöpfungen offenbart.

Auch ich werde nicht satt, die Herrlichkeit des Allerhöchsten in seinem Wunderreiche zu betrachten. Ach, warum geht doch der größte Haufe der Menschen so kalt und unempfindlich durch dies ewige Reich der Wunder umher, und bleibt lieber mit Entzücken vor dem elenden

Machwerk menschlicher Hand stehen? Warum ermahnen die Lehrer des Volks, die Priester des Herrn, zur Anbetung des Allmächtigen, ohne nur einmal den Blick auf die erstaunlichen Thaten Gottes zu richten?

Sie sehen umher und suchen die Thaten Gottes, und finden sie nicht. Gewohnheit blendet sie. Augen haben sie, und sehen nicht mehr; sie haben Ohren und hören nicht.

Das Alltägliche ist das Wunderbarste, und was jede Stunde bringt, ist das Unbegreiflichste.

Ihr tretet hinaus und betrachtet den Himmel, den Zug der Wolken, und forschet, ob das Wetter schön oder schlimm werde. Noch einen Schritt weiter, und der Zauber der göttlichen Macht würde euch mit Schaudern der Ehrfurcht erfüllen.

Unsere Wälder und Felder wollen öde werden. Die Lüfte werden rauher. Der Thau des Morgens hört auf, und bald will sich an Halmen und Zweigen statt seiner ein Silberreif hängen; bald der Schnee die erstorbenen Fluren und die Straßen der Stadt bedecken. Schon jetzt ist in Ländern, die weiter gegen Mitternacht liegen, furchtbare Winterkälte. Die Gewässer sind dort schon fester geworden, brausende Wasserfälle sind in ihrem Sturz erstarrt; Eisbrücken gehen über die Ströme; tiefer Schnee bedeckt Berge und Thäler, und der Speichel, welchen der Mensch aus dem Munde wirft, gefriert und fällt wie ein Hagelstück auf den Erdboden. So im Norden. Aber in den Ländern, welche auf der andern Seite des Erdballs liegen, unter unsern Fersen, blüht der Frühling in Millionen Blumen und glüht der Sommer mit verzehrender Hitze.

Wir wissen, dies ist die Wirkung der Jahreszeit, oder der Stellung und Richtung des von uns bewohn-

ten Weltkörpers gegen die Sonne, in seinem Lauf um dieselbe. Aber wissen wir auch, warum eine ganze Reihe von Jahren feucht und regnerisch bei uns wird, oder auch trocken? Wissen wir auch, warum die Kälte des Winters früher eintritt oder später? Wissen wir auch, woher es kam, daß gestern ein lieblicher Tag über uns leuchtete, und heute schon wieder Sturmwinde frostig und regenschwer daherbrausen? Oder warum noch vor wenigen Stunden die Luft rauh ging, und nun plötzlich lau geworden ist?

Nur diese Fragen zu beantworten, müssen wir in das ganze Labyrinth der Schöpfung eindringen. Denn Alles hängt in ihr innig mit dem Andern zusammen. Das Höchste wirkt auf das Niedrigste herunter, und das Kleinste bestimmt den Gang des Größten. Daß wir heute Regen, morgen Sonnenschein, heute milde Witterung, morgen durchdringenden Frost erfahren, kann die Wirkung von Ereignissen sein, die in Weltkörpern vorgegangen sind, welche viele Millionen Meilen weit von uns entfernt in den himmlischen Räumen schweben.

Daß z. B. der Mond, aus seiner fünfzigtausend Meilen weiten Entfernung von uns, großen Einfluß auf die Witterungsveränderungen habe: wer könnte wohl daran zweifeln? Obgleich am körperlichen Inhalt wohl fünfzigmal kleiner, als unsere Erde, zieht er doch, wo er senkrecht über den Weltmeeren steht, dieselben empor, ungeachtet ihrer Schwere; also daß sie, regelmäßig, wie er wandelt, zur Fluth anschwellen, und hingegen nothwendig anderer Orte abnehmen an Wassermenge. Kann nun der Mond, vermöge seiner anziehenden Kraft, die ungeheuern Lasten des Weltmeeres heben, daß sie wie angeschwollene Wasserberge

werden, um wie viel mehr muß er den leichten Dunstkreis bewegen, der die Erde umhüllt!

Wer zweifelt, daß die Sonne, welche beinahe anderthalb Millionen Mal größer ist, als die Erde, auf der wir leben, durch Wärme und Licht den wichtigsten Einfluß auf Luftveränderungen habe? Aber wer ergründet die Ursachen ihres mannigfaltigen Wechsels in Kraft? Die Sonne ist ein dunkeler Weltkörper, wie unsere Erde, aber von einer hoch über ihr schwebenden blendenden Lichthülle umgeben. Dem Einflusse dieser Lichthülle und ihrer Strahlen danken wir unsere Tage, die Beleuchtungen des Mondes, und die Fruchtentwickelung des Erdbodens. Oft aber zerreißen die Glanzwolken der Sonne, und ihr dunkeler Körper wird dazwischen sichtbar. Man nennt solche dunkele Stellen in der Lichthülle gewöhnlich schwarze Sonnenflecken. So unbedeutend dieselben unsern Augen oft zu sein scheinen, sind sie doch zuweilen größer, als die gesammte Oberfläche des von uns bewohnten Erdballs. Solche lichtarme Stellen — sie nehmen manchmal wohl den dritten Theil der Sonne ein — bleiben gewiß nicht ohne Wirkung auf uns und die Veränderungen in der Luft. Sie dauern zwar nie lange, selten über einige Monate, aber mehr oder weniger Licht wirkt allemal mehr oder weniger herab. Woher nun jene veränderlichen Zustände der Lichtwolken der Sonne? Sind auch sie nicht vielleicht wieder Einwirkungen noch entfernterer Sonnen im Weltgebäude? Einwirkungen von Sonnen, die in den endlosen Räumen des Himmels unserm Auge gar nicht mehr erkennbar sind wegen ihres allzuentlegenen Standes? — Daß also, o Landmann, deine Felder und Aecker im Sommer oder Frühling zu wenigen Regen oder zu viel haben sollen:

daß deine Weinberge Ueberfluß oder Mangel an Wärme erhalten, wird in den Entfernungen des Weltgebäudes bereitet, deren Größe auszusprechen der Mensch keine Zahlen mehr hat. So waltet der allmächtige Gott in den Himmeln, und in den Halmen der Flur einer ländlichen Familie.

So gewiß das Licht den größten Einfluß auf den die Erde umhüllenden Luftkreis, und auf das Leben und Gedeihen von Pflanzen und Thieren hat; so gewiß ein Stern dem andern Licht zusendet, und schon dadurch mit ihm in Verbindung tritt; so gewiß nicht nur auf Erden, sondern hoch über derselben, so weit hinauf keine Wolke mehr steigt, jenes wunderbare Feuer waltet, das bald sichtbar, bald unsichtbar wirkt, im Blitz und Nordlicht, wie im Funken des mit Stahl geschlagenen Steins und im Leuchten geriebener Thierfelle, und im erschütternden Schlage mancher Fische erscheint; so gewiß diese wunderbare Naturkraft durch die Einwirkungen der Sonne gemehrt und geschwächt wird: eben so gewiß stehen alle Sternenwelten durch diese geheimnißvolle Kraft, welche sie in sich erregen oder mindern, in wunderbarer Verknüpfung. Und es ist nicht ganz zu verwerfen, daß die sich täglich ändernde Stellung und das Verhältniß unsers Erdkörpers zu der Sonne, dem Monde und den übrigen Wandelsternen oder Planeten, eine der Hauptursachen von den Luftveränderungen bei uns, von der Wärme und Kälte des Tages, von der abwechselnden Feuchtigkeit und Trockene der Luft und dem Unbestand der Witterung ist. Das Weltall ist eine grenzenlose Wunderuhr, worin ein millionenfältiges Räderweck spielt, Alles vom Größten zum Geringsten in einander greift,

und dennoch Alles zu seiner Zeit und Stunde seinen vorher bestimmten Ort einnehmen muß.

So wie Gott weit entfernte Sonnen und Monde nimmt, um Wohlstand oder Verarmung, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit in einzelnen Familien der Sterblichen, in einzelnen Dorfschaften, Städten, Ländern zu bestimmen: wirkt auf sein Geheiß wieder die verborgene Kraft des Erdballs aus seinem Innersten hervor gegen andere Welten, und folglich auch auf den nahe liegenden Dunstkreis ganz unmittelbar. So wie die Luft, mit allen ihren Bestandtheilen, in das Wasser und tief in die Erde eindringt: so dringt wieder das Wasser in die uns umgebende Luft, und schwebt verdünstend in dem Nebel um uns her, in den Wolken hoch über unsern Scheiteln. Die Elemente haben ihren ewigen Verkehr. Man kann sich leicht eine Vorstellung vom Einflusse des auf Erden vorhandenen und verdünstenden Wassers auf die Luft machen, sobald man die Menge desselben denkt. Ungerechnet die zahllosen Bäche, Flüsse, Ströme, Seen, nehmen die Meere den größten Theil von der ganzen Oberfläche unserer Weltkugel ein; sie betragen mehr als zwei Drittel von derselben; das feste Land nimmt kaum ein Drittel des ganzen Raumes ein. So erscheint die Welt, die wir jetzt bewohnen, von außen mehr wie ein Wasserball, als wie ein Erdball.

Wenn nun die weiten Wasserflächen verdünsten und die Wassertheilchen in die Luft aufsteigen, wird durch ihr Emporsteigen anderes aus der Stelle verdrängt, und die zarte, bewegliche Luft dadurch erschüttert. Diese Erschütterung heißt Wind. Schnelle und starke Verdünstungen erregen Sturm. Der Sonnenstrahl, welcher dich vor deiner Hütte erquickt, verdünnt mit erregter

Wärme die Luft, anderswo beschleunigt er die Verdünstungen des Wassers, bewirkt hier ein kühlendes Lüftchen, anderswo erregt er einen Sturm, der Schiffe zerschmettert und die Tannen des Waldes entwurzelt. Das ist, o Sterblicher, die Macht des Allmächtigen in seinem Sonnenstrahl. Du wärmest dich an demselben gedankenlos, oder sinnest, wie das Thier, auf deine Nahrung und Wollust, während groß und feierlich dieser Strahl die Majestät des Ewigen verherrlicht.

Gleich wie der menschliche Körper aus festen und flüssigen Theilen besteht, und das Blut wundersam durch verborgene Höhlen und Adern strömt und die Wassertheile durch die Haut ausdünstet, in seinem Innern aber von einer eigenthümlichen Wärme erfüllt ist, welche er keinen äußern Umständen dankt: so ist auch das Innere der Erde. Da liegen tief und starr die Felsen und Metalle, als feste Theile, wie des ungeheuern Körpers Knochentheile und Gerippe; darum legen sich Luft- und Erdtheile an, wie sein Fleisch; und Ströme, kalte und heiße, rauschen zwischen Klüften und Spalten unaufhörlich, wie das Blut in den Adern. Dabei hat der große Körper seine natürliche Wärme, welche unter den Eis- und Schneehüllen fortdauert, dieselben unterhalb abschmilzt, und oft die erschrecklichsten Feuerfluthen erzeugt, die zuweilen bei Erdbeben aus dem Boden hervorfahren, oder aus den feuerspeienden Bergen strahlen. So möchte man fast sagen, der Erdball sei ein lebendiges Wesen, welches sich im Himmelsraum bewegt.

Diese natürliche Wärme, diese Bewegungen in den Eingeweiden der Erde, diese Ausdünstungen des Weltkörpers und wieder sein Verschlucken der äußern Luft und des Wassers, haben auf die Verwandlungen des

Dunstkreises, folglich auf die Witterungen, einen unvermeidlich großen Einfluß. Man weiß, daß zur Zeit großer Erdbeben oder starker Auswürfe von feuerspeienden Bergen ein mondenlang dauernder, trockener Dunst, Höhenrauch geheißen, zuweilen einen ganzen Erdtheil bedeckt hat; daß davon die Gesundheit von Menschen und Thieren und die Fruchtbarkeit des Erdbodens Veränderungen erlitten. So arbeitet alles in den Himmeln, wie in den tiefsten Tiefen der Erde ununterbrochen, ewig in einander zusammen. Der Mensch weiß es nicht, ahnet es kaum, und es ist sein Schicksal, sein Gedeihen, sein Lebensfaden, was dort in den Abgründen der Erde und des Himmels gearbeitet und gesponnen wird. O allmächtiger Gott, ich bebe, wenn ich an Dein allmächtiges Herrschen in Höhen und Tiefen gedenke. Der Gedanke an Deine grenzenlose Majestät, in der ich mich als ein unbedeutendes Nichts verliere, erhebt und vernichtet mich.

Von der Beschaffenheit der Luft, von den Zuständen der Witterung hängt mein Wohlbefinden, meine ganze körperliche, daher oft auch meine gemüthliche Stimmung ab, ja meine Lebensdauer. Welche ungeheure, weit verbreitete Kräfte wirken deswegen unaufhörlich in Eins zusammen! — Und zu ihnen mischt sich nun noch die örtliche Beschaffenheit der Gegenden, die man bewohnt. Daher die Witterung nicht aller Orten auf Erden dieselbe ist, ja oft in einerlei Zeit und einerlei Lande verschieden wird.

Denn die Pflanzen dünsten besondere Art Luft aus und saugen andere zu ihrer Nahrung ein, und bewirken schon damit sehr verschiedene Zustände der Luft. Große Wälder begünstigen die Bildung von Nebel und Wolken;

stehende Wasser und Moräste erzeugen ungesunde Dünste, Bergketten ändern die Richtung der Luftströme oder Winde, und scheiden sogar oft das Wetter in solchem Maße, daß es verschieden wird an ihren entgegengesetzten Seiten. Bewohnte und angebaute Länder, die Verdünstung der Thiere, der Dampf und Rauch von Städten, Dörfern und zahlreichen Werkstätten, Alles hat seinen besondern Einfluß.

Die Regeln der Wetterbeobachter können daher, auch wenn sie nicht ganz ohne Grund sind, von keiner bedeutenden Allgemeingültigkeit sein. Ihr Werth beschränkt sich auf die Gegend, auf die Berghöhe, auf das Thal, auf die Ebene, wo sie entstehen. Und wenn auch in einer und derselben Stunde über dem ganzen Welttheil die Spannkraft, Dichtheit und Dünnheit vollkommen einerlei wäre: würde es darum nicht minder in derselben Zeit in einer Gegend warm, in der andern kühl; in der einen trocken, in der andern feucht; in der einen windstill, in der andern stürmisch sein. Es wird bei uns schneien, wenn es anderer Orten regnet, anderer Orten liebliches Wetter und Sonnenschein, und wieder anderswo Gewitter ist.

So ist auch der Gang der Witterung mit den verschiedenen Landstrichen, mit den Jahreszeiten, ja selbst mit den wechselnden Jahrhunderten, im engsten Verband. Inseln und Länder an großen Meeren haben immer einen gemäßigtern Zustand von Wärme oder Kälte, als Gegenden, die vom Meere weit entfernt sind. Denn die großen Wasserflächen des Meeres werden im Sommer weder so erhitzt, noch im Winter so durchkältet, als der Erdboden. Daher mäßigen sie auch die Wärme und Kälte der ihnen benachbarten Landstriche. Beinahe ähnliche Wirkung, wie

die Meeresflächen, bringen waldreiche Gegenden hervor. Diese machen die Sommer kühler, die Winter milder. In Ländern, welche ihre meisten Gehölze, von denen sie einst bedeckt waren, verloren haben, wird die Sommerhitze, wie der Winterfrost empfindlicher. Als unser deutsches Vaterland beinahe noch ein einziger ungeheurer Wald war, voller Moräste, war es ein kaltes, unwirthbares Land, der Sommer winterlich, aber der Winter doch sanft. Da wohnten hier noch Auerochsen, Rennthiere und Elennthiere, die man jetzt nicht mehr bei uns sieht, sondern welche sich in die kältern Mitternachtsländer zurückgezogen haben. So hat die Hand des Menschen den ganzen Himmelsstrich und die Witterung des Landes verwandelt, indem die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, und die Felder angebaut wurden. Wie anmuthig ist jetzt bei uns der Wechsel der Jahreszeiten; selbst viele Pflanzen der wärmern Weltgegenden gedeihen bei uns.

In den gemäßigten Himmelsstrichen, unter welchen wir zu wohnen das Glück haben, ist jedoch die Witterung außerordentlich veränderlich. Die gemäßigten Länderstriche auf beiden Hälften des Erdballs breiten sich nämlich zwischen dem heißen und dem kalten Himmelsstrich aus; die Luft wird daher abwechselnd beständig durch die Ausflüsse davon erschüttert.

In den kalten Nordlanden ist die Witterung weit dauerhafter und gleichförmiger. Eben so in den heißen Ländern zwischen den Wendekreisen der Sonne, wo die Strahlen derselben fast senkrecht zur Erde niedergehen. Hier sind sich die Jahre so gleich, daß in jedem die Winde, die Gewitter, die Regen und die heitern Tage immer in derselben schon bekannten und gewohnten Ordnung folgen. So kann man, ohne große Witterungs-

beobachtungen anzustellen, das Wetter beinahe auf die Stunde voraussagen, wenn man es nur vom vergangenen Jahre im Gedächtniß behalten hat. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn ein gewöhnlicher Regen ausbleibt, oder ein unerwarteter Sturmwind eintritt. Wir haben in unserer Weltgegend von solchem bestimmten Gang der Witterung kaum eine Vorstellung.

Dieser stets gleiche Lauf derselben bleibt aber nicht immerdar jenen Himmelsstrichen eigen. Er gehörte ihnen wohl nicht von jeher. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es eine Zeit gab, wo er in unserer Weltgegend statt fand. Hier, wo jetzt der Winter die Ströme in Eis verwandelt und die Regenschauer in Silberflocken, wandelten vor Jahrtausenden einmal die Thiere, welche nur in den heißesten Ländern auszudauern im Stande sind. Ueber unsern Boden schritten einst die Heerden der Elephanten, die Nashorne und andere Ungeheuer, die jetzt nur noch in den glühenden Wüsten Afrika's und andern warmen Gegenden erblickt werden. Noch findet man das Elfenbein, noch die großen Gerippe und Gebeine jener Geschöpfe zahlreich in unserm Vaterlande, ja im kältesten Norden Amerika's und Asiens.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechts kennt die Zeiten nicht, da dieser Zustand der Erde war. Er kann wiederkommen. Aber Jahrtausende und Jahrtausende müssen verfließen, ehe die Erde bei ihren Umkreisungen der Sonne allmälig ihre eigene Richtung gegen dieselbe so weit ändert, daß die Strahlen des großen Tagesgestirns senkrecht auf die Meere und Länder brennend niederfahren, welche jetzt untec beständigem Schnee und tiefem Eis verschüttet sind. Und doch wird sich aus der Ewigkeit auch dieser Tag wieder nähern.

Und ich, was bin ich in diesen Zeiten, in diesen großen Wechseln und Umgestaltungen! Wo bleibe ich? Wo bleibt mein Staub? Die Geschlechter der Menschen vergehen, und die Jahrhunderte und Jahrtausende schreiten über die Asche der Menschen hin, deren Thaten und Namen verloren sind. Es kommen andere Zeiten, es kommen andere Wesen. Niemand gedenkt einst meiner; und ob ich war, weiß dann Niemand zu sagen. Die Natur geht ihren stillen, zermalmenden und befruchtenden Wundergang fort; es werden die hohen Berge in allmäliger Verwitterung ebenes Land, und die weittönenden Meere verstummen und trocknen aus; und Anderes stellt sich dar, wo es Niemand erwartete. Und über den weiten Verwandlungen ziehen schweigend die Wolken, darüber lodern mit unvergänglichem Lichte die Gestirne, die Erden, die Monde, die Sonnen in nie beufertem Weltraum. Und in Allem Einer waltend, und Alles den ewigen, ehernen Gesetzen des Einzigen gehorsam, der da waltet. Das ist Gott der Herr, allein, einzig, machtvoll, allenthalben!

Ich schaudere, verstumme. Meine Gedanken enden. Ich habe nichts, als das Gefühl meiner Ohnmacht. O Gott, Herr, allein, einzig, machtvoll, allenthalben! Darf ich von den Ahnungen Deiner Herrlichkeit durchschauert noch aufblicken? Darf ich Kind des Staubes zu dem Alleingroßen noch beten?

Nein, ich bin kein Kind des Staubes, ich bin das Kind des Allbarmherzigen, des Alliebenden, des Urgütigen, des Höchsten und Ewigen. Drückt mich der Gedanke an die Allmacht meines Gottes nieder, wie in die Abgründe der Vernichtung, zieht mich der Gedanke an die Gnade des lebendigen Gottes empor in den höchsten

der Himmel. Und ich kann beten, darf zu ihm beten, wie das Kind zum Vater betet. Der Anblick seiner Schöpfungen ist der Blick auf eine Bürgschaft für sein Erbarmen, für seine ewige und unermeßliche Huld gegen mich. Darum jauchze auch ich: Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran.

23.

Betrachtung der Witterungswechsel.

Zweiter Theil.

Psalm 148, 6.

Gott winkt. Und eine Wolke speit
Ein Meer von Flammen nieder.
Gott winkt. Und voller Freundlichkeit
Lacht dir die Sonne wieder.
Er ist der Herr. Wie er gebeut,
Gehorcht das All der Ewigkeit;
Der Wurm im Staub, und Cherubinen,
Sie müssen seiner Gnade dienen.
Ein Hauch der Luft, ein Körnchen Sand,
Sind Wunderwerkzeug' seiner Hand.

So zittre nicht mehr, du Gerechter.
Gott ist dir nah; er ist dein Schild.
Und triumphire nicht, du Gottverächter,
Er ist dir nah! Mit seinen Schrecken füllt
Er jene Finsterniß, die dein Vergehn verhüllt!
Er ist mir nahe. Mir zur Rechten,
Zur Linken hier ist Gott!
In meinen Tagen, meinen Nächten
Umfängt mich Gott;
Im Wintersturm, im Frühlingsregen,
In Allem waltet Gott;
Und Alles, Alles wird sein Segen,
Denn überall ist Gott!

Er hält die Himmel immer und ewiglich; er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen! — Dieser Gedanke Davids, so wahr, so erhaben, ergreift mich jedesmal, so oft ich die Wunder der Allmacht beobachte, oder auch nur dem täglichen Gang der wechselnden Witterungen mit Aufmerksamkeit folge.

Bewunderungswürdig mag die endlose Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zwischen Himmel und Erde sein. Wo wäre der Sterbliche, der nur schon den kleinsten Theil von dem Labyrinth der irdischen Schöpfungen durchwandelt hätte? Wo wäre der Sterbliche, der auch nur alle Arten Pflanzen, alle Arten Fische oder Steine, oder Insekten, oder vierfüßiger Thiere, mit ihren verschiedenen Beschaffenheiten, Einrichtungen und Kräften gekannt, oder auch nur schon alle gesehen hätte? Diesen Reichthum des Wissenswürdigsten erschöpft der größte Geist auf Erden in keinem hundertjährigen Lebenslauf. Bewunderungswürdig mag die Mannigfaltigkeit von Seltenheiten sein, die sich alltäglich im Luftkreise erzeugen. Aber noch bewundernswürdiger scheint mir die Einfachheit der Mittel und Ursachen, aus denen das Mannigfaltige hervorgeht, und die Einfalt der Naturgesetze, in denen sich Alles bewegt. Nichts von Allem, was vorhanden ist, kann die seit Ewigkeit vorgezeichnete Bahn verlassen. Alles folgt aus einander und auf einander, nach strenger Nothwendigkeit, und kann es nicht ändern. Er hält die Himmel immer und ewiglich. Er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen. (Psalm 148, 6.)

Freilich, die Ordnungen der Natur überall zu ergründen, ist nicht immer möglich. Soll ich deswegen mich berechtigt glauben, überhaupt das Dasein einer solchen Ordnung zu bezweifeln? Es ist wahr, von vielen Dingen in der Welt weiß ich nicht, warum und wozu sie vorhanden sein mögen. Soll ich deswegen überhaupt die Zweckmäßigkeit aus der Natur und ihren Wirkungen hinwegläugnen? Wahrlich, ein Läugner und Zweifler solcher Art ist wohl ein vorwitziges Kind, welches darum,

weil es die Gründe und Absichten bei den Handlungen seines Vaters nicht zu erkennen oder zu beurtheilen im Stande ist, sich einbildet, sein Vater lebe und thue ohne allen Verstand, mit gedankenlosem Leichtsinn. Was ist aber die Einsicht des klügsten Sterblichen gegen die unermeßliche Weisheit, welche das Weltall hervorbrachte und den Hauch des Lebens hineinblies?

Es mag auch wohl nicht selten der Fall eintreten, daß der Mensch den Dingen in der Natur Zwecke zuschreibt, die sie gar nicht haben. Vielleicht thun wir sogar Unrecht, überall Zwecke zu erfinden und sie der Natur anzudichten. Denn wer ist denn so gewaltigen Blicks, daß er das ungeheure Werk der Weltenuhr durchspähen, und den Zusammenhang und das Füreinandersein und Ineinandergreifen aller Theile sich deutlich vorstellen könnte? Wahrhaftig, es ist Vermessenheit, wenn ein Mensch sich aufwirft, die Absichten Gottes zu errathen und zu offenbaren in allen seinen Werken.

Hingegen ist es auch entschiedener Wahnsinn, wenn man durchaus auf das Erkennen der Ursachen und Wirkungen ganz Verzicht thun, und selbst da gegen das Zweckmäßige in den Einrichtungen Gottes blind sein will, wo es hell am Tage liegt. Das würde heißen, das große, unermeßliche, überall belebte Ganze für ein Zusammenspielen todter, sich ihrer selbst unbewußter Kräfte halten. Dann würde die bildende Macht der Natur der Gott sein, der, ohne davon zu wissen, ohne allen Willen, ohne allen Zweck Wunder an Wunder mit unbegreiflicher Weisheit ins Dasein riefe. Dann wäre der Mensch ein ganz anderes Wesen, als die Natur, oder der Gott; denn er ist sich doch seiner selbst bewußt. Ja er wäre weit erhabener, denn er ist doch vermögend, die Reihen

der Dinge, die Arbeiten der Natur zu übersehen, von denen sie selber nichts wußte, und von denen kein Gott, kein Schöpfer wußte.

So eingeschränkt der menschliche Verstand ist, um überall die Absichten des Allerhöchsten zu ergründen, kann er doch nicht anders, als gern nach solchen Absichten fragen. Ueberall Zweckmäßigkeit hinzudenken, ist selbst ein Naturgesetz des Geistes, ist Eigenheit des menschlichen Denkvermögens. Und die Erfahrung zeigt jedem gesunden Blick nicht nur die bewunderungswürdigste Anordnung im Bau jedes einzelnen Körpers, wo die kleinsten Mängel das Verderben des Ganzen nach sich ziehen würden, sondern lehrt auch, daß überhaupt im Naturreiche Tausende von Dingen zusammenwirken müssen, um das Dasein eines Einzigen zu erhalten. Eins fehle im Zusammenhang, und es muß eine Weltveränderung folgen.

Besonders auffallend ist mir immer die Wechselwirkung zwischen der Natur und dem menschlichen Geschlecht gewesen. Der größte Theil unserer Schicksale ist mit dem großen Gange des Naturganzen aufs engste verflochten, und zwar durch die Witterung und deren Veränderlichkeit. Diese bestimmt beinahe den ganzen Lauf und die Richtung unsers Lebens. Sie ist in der Hand Gottes gleichsam das sichtbare Leitband zur Regierung unserer Schicksale. Die Beschaffenheit und Art der Witterungen auf der Erdoberfläche bewegt, ändert, treibt das Menschengeschlecht, wohin es soll; gibt die Verschiedenheit der Beschäftigungen, Gewerbe, Sitten, Bedürfnisse, Lebensarten, Sprachen und Denkarten an, und greift vernichtend oder begünstigend in die Plane der Begebenheiten einzelner Personen, einzelner Familien, wie in das Geschick ganzer Nationen ein.

Schon im Allgemeinen betrachtet, welchen entscheidenden, Alles bezwingenden Einfluß haben die rauhen Lüfte in den Nordländern auf deren Bewohner, auf die Art ihrer Bekleidung, Wohnung, Nahrung, Beschäftigung, Lebensordnung und Vergnügen! — auf Bau und Stärke ihres Körpers, auf ihre Neigungen, auf ihre Geistesthätigkeit! — Eben so denke man nur an die Wirkung der heißen Tage, der erschlaffenden Winde, der langen Regenzeiten in den warmen Ländern. Wie träge und weichlich wird da der Körper, wie lebendig die Einbildungskraft, wie reizbar und unbändig die Begierde; und wie mächtig bestimmt dies die Eigenthümlichkeit dort wohnender Nationen in Einrichtung ihrer Wohnplätze, ihres Unterhalts, ihrer Landesverfassungen, ihrer Verhältnisse zu andern Völkern!

Die verschiedene Art der Witterung in den Ländern eines und desselben Welttheils ist der wesentliche Grund von der Verschiedenheit des Karakters der Nationen. Die Wärme Spaniens und Italiens muß ein anderes Volk erzeugen, als die rauhe Luft Norwegens und Rußlands, als die feuchte Witterung Englands, als die von vielen Dünsten geschwängerte Luft Hollands. Die davon herrührenden Gemüthseigenthümlichkeiten der Nationen wirken wieder kräftig auf ihr gegenseitiges Betragen, auf ihre Kriege und Frieden ein.

Will ich auf diese allgemeinen Einflüsse der Witterung unter verschiedenen Himmelsstrichen nicht achten, so ist für mich Bemerkenswerthes genug im Einfluß der Witterung auf Leben, Wohlstand und Schicksal der Familien und Gemeinden, zu denen ich selbst gehöre. Ich muß mir oft sagen: hier ist Gottes Finger! Und wenn ich auch nicht immer die göttlichen Absichten im tiefwirkenden

Wechsel der Witterung einsehe, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß eben die Hand der Allmacht am meisten, ich möchte sagen, am unmittelbarsten, einwirkt.

Wenn die steigende Wärme der Frühlingssonne den Frost bricht, und den Luftkreis mit den ungesunden Ausdünstungen des Erdbodens füllt, und alle Säfte, wie in Pflanzen, so in thierischen und menschlichen Körpern, in neue Gährung bringt, — welche Veränderungen, Freuden oder Unruhen werden damit in tausend und tausend Familien hervorgerufen! Hier erliegen Schwächlinge dem gewaltsamen Eindruck der verwandelnden Witterung; Gesundscheinende erkranken, Kränkliche sterben; dort jubeln andere freudig unter jungen Blumen. Das Alles ist die Frucht einer und derselben Naturerscheinung. Der Tod eines Hausvaters verändert das Schicksal einer ganzen Familie. Die Krankheit einer Hausmutter gibt dem Gange der Wirthschaft eine andere Richtung. Weder die Krankheit noch der Tod waren Menschen-Schuld, sondern Einwirkungen der Jahreszeit auf den menschlichen Körper. Meinst du, sie und ihre Folgen wären dem Allwissenden unbekannt geblieben? Meinst du, der Schöpfer des Gewürms habe des Menschen vergessen? Ihm dienen die Lüfte des Frühlings, wie die naßkalten Stürme des Herbstes, oder das schneidende Wehen des Wintertages, zur Vollführung seiner weisen und immer grundgütigen Absichten. Sie aber zu erforschen, wage ich nicht; doch habe ich oft erst spät hintennach eingesehen, warum gut war, daß geschah, was geschehen war. Und die Witterung der Jahreszeiten ist sein Werkzeug zu meinem dauerhaften Glück, vielleicht zu der Wendung gewesen, die von da an alle meine Begebenheiten genommen haben.

So sorgfältig wir uns auch gegen den nachtheiligen Einfluß der Witterung verwahren mögen: es ist unmöglich, ihm ganz auszuweichen, weil wir ihn nicht immer kennen, oder voraussehen. Was braucht es denn mehr, um die Lebensflamme eines Menschen auszublasen, als den Hauch einer kalten Luft gegen die erhitzte Oberfläche von einem Theil unsers Leibes! Oft ist der Dunstkreis mit giftigen Stoffen unsichtbar gemischt, die wir einathmen, ohne es früher gewahr zu werden, als die Krankheiten davon allgemein hervortreten. Nun hören wir von Klagen und Jammern in den Häusern; von Todten, die zu den Gräbern getragen werden. Ein Sturm tritt ein, ein Gewitter schreckt die Welt — die Lüfte sind gereinigt; die Erkrankten genesen; die Thränen verwandeln sich in Freude. Gott hat seine Absichten erreicht. Ich aber empfinde, daß ich, bei aller meiner Vorsichtigkeit und Klugheit, und bei Ausübung aller Pflichten, die ich meiner Gesundheit schuldig bin, doch immer in der Gewalt des Herrn bleibe, und mich ihr so wenig entziehen kann, als der Luft in der ich athme. Wie kommt es doch, daß der Mensch die Nähe Gottes so selten bedenkt, da er sie doch in allen Abänderungen des Wetters fühlen muß? Welche Wetter eintreten sollen und müssen, sind die Verfügungen des Allmächtigen; dazu müssen aus den namenlosesten Fernen des Himmels uns unbekannte Weltkörper mitarbeiten. Und er, der die Himmel immer und ewiglich hält, und sie ordnet, daß sie nicht anders gehen müssen, sollte er das Geringere nicht thun, und das Schicksal und Leben eines Menschen ordnen? Bei ihm ist Alles Zusammenhang, nichts ein Bruchstück. Auch ich gehöre zum Ganzen. Auch mich hat er gezählt. Wahrlich, es gehört zu den

Beweisen von ungeheuerm Leichtsinn des Menschen, wenn sie, die vom leisesten Hauch der Luft abhängig sind, ihre Tage und Wochen oft ohne einen Gott verleben! Der Nebel, der dich umschwebt, der Thau, den die Nacht ausgießt, der Reif, der die Gesträuche umflimmert, die Wolke, welche den Himmel verdüstert, der Schnee, welcher heute, der Regen welcher morgen aus den Höhen fällt, Alles ist Werkzeug Gottes, auf Deine und der Deinigen Gesundheit hingerichtet. Du bist immerdar in Berührung mit Gott, ihm stets nahe. Aber wo ist deine Verehrung seiner? Wie ist dein Wandel vor ihm?

Das haben wir längst schon als Kinder in den Schulen gelernt, daß die Vorsehung unsere Schritte regiert. Daran haben wir weit weniger gedacht, welcher Mittel sich die Vorsehung bediene. Vielleicht am allerwenigsten fiel uns bei, daß der Wechsel der Witterung, dieses so unbedeutend scheinende, weil wir es beständig sehen, eines der gewöhnlichsten und größten Mittel Gottes sei! — Du hast einen Spaziergang, einen Besuch, eine Reise vor. Ein wildes Regenwetter schreckt dich ab. Kannst du berechnen, was nun die Folgen deines für jenen Augenblick unterlassenen Besuchs oder aufgeschobenen Reiseplans sein müssen? In der Stimmung, wie du heute gegangen wärest, wirst du morgen nicht gehen. Was man dir heute gesagt hätte, wirst du morgen nicht hören. Denen du heute begegnet sein würdest, die können dir morgen nicht begegnen. Daher sind in dir ganz andere Gedanken, Neigungen und Entschlüsse rege geworden, als wenn dich der Regen nicht im ersten Vorsatz gestört hätte. Die ganze Reihe deiner Vorstellungen ist damit eine andere geworden, folglich auch zugleich eine unabsehbare Reihe von Handlungen, die

sie bei dir veranlaßt haben, oder die du nun bei Andern veranlaßt hast.

Glaube nicht, das wäre einerlei gewesen, und sehr gleichgültig. Es gibt im Laufe der Ereignisse nichts Geringes; wenigstens sind wir kurzsichtige Sterbliche es nicht, welche es unterscheiden können vom Wichtigern. Das Merkwürdigste, was in der Welt geschieht, hat immer eine unbemerkte Kleinigkeit zur ersten Ursache.

Nichts so lebhaft, als der Gang der Witterung, erinnert uns an unsere Abhängigkeit von der Gnade Gottes. Mehr oder minder ist unser irdischer Wohlstand eine Folge davon. Der Lauf des Wetters ist gleichsam die sichtbare Hand Gottes, welche uns Segen spendet. Die Gewölke, wie sie am Himmel her- und hinziehen, weben unser Schicksal; die Lüfte, ob sie etwas wärmer oder kälter wehen, stoßen gütig oder rauh an unser Glücksgebäude. Wie viel ist an einem Jahre gelegen! Welche Veränderungen bringt eine ganze Reihe fruchtbarer Jahre im Wohlsein eines Volkes hervor; und wie unbedeutend darf die Witterung nur von der Art abweichen, in der sie wohlthätig wäre, um mit unfruchtbaren Zeiten uns zu schlagen! Ein lange verschleierter Himmel, ein Spätfrost, eine Hagel gebärende Luftschicht über unsern Häuptern, eine Nacht, eine Stunde kann uns in unserm Wohlstand zurückbringen. Wer leitet die Wolke, wer kältet die Luft aus, wer ruft die Kraft zusammen, welche nirgends anders, als eben über unsern Häuptern, den Hagel bilden muß? — Fühle dich, Mensch in Gottes Hand; du empfindest sie, wie du hinausblickst, und Sonnenschein und Regen oder Schnee und Frost dir begegnen. Du stehst unter den Gesetzen

der Natur, und durch die Natur ist's, daß die Vorsehung dein Schicksal leitet.

Wir ringen und kämpfen, wir sorgen und arbeiten — und doch vermögen wir nichts. Gott hat Alles in seiner Macht. Die Natur predigt es dir an jedem wiederkehrenden Morgen, o Mensch voll Leichtsinns: Was du empfängst, ist Gottes Gabe, nicht die Frucht deiner Mühe, Kunst und Klugheit! Und wie der Himmel hell oder trüb in das Fenster deiner Hütte hereinscheint, sagt er dir: An Gottes Segen ist Alles gelegen! — Sei nicht so stolz auf deinen Wohlstand. Es fällt nur ein Funke aus einer Wetterwolke: dein Haupt ist Asche. Ein warmer Wind streicht nur über die hundert Meilen entfernten, von dir nie gesehenen Gebirge: da löset sich ihre Schneelast zu schnell; es rauscht eine Wasserfluth aus hundert Thälern; die Ströme schwellen an. Feste Brücken und gewaltige Dämme werden wie Halme zerbrochen; weite Ebenen verwandeln sich in Seen. Es fallen feste Mauern. Es schwimmen ertrinkende Heerden dahin. Dörfer zertrümmern, und ungesunder Dunst des Schlammes säet Krankheiten in die Städte. Das ist Werk einer höhern Macht! — Immer mahnt sie unsern Stolz oder Leichtsinn, an sie zu denken, an sie zu glauben.

Wirklich lehrt uns die Erfahrung, daß die mit der Witterung verbundenen Erscheinungen bei unwissenden Nationen immer zuerst Lehrerinnen vom Dasein eines höhern Wesens gewesen sind. Diese erfanden eben so vielerlei Gottheiten, als sie wohlthätige oder schreckliche Naturereignisse wahrnahmen. Sie erfanden Götter dem Regen wie dem Blitz, der belebenden Sonnenwärme, dem Regenbogen, dem Sturm und dem Lüftchen. Und, wer weiß es nicht aus eigenen Begebenheiten oder den

Schicksalen Anderer, daß ähnliche Umstände auf unsere sittliche und religiöse Denkart oft die entscheidenste Wirkung gehabt haben? daß sie uns erst mit erschütternder Macht an die Größe und Gegenwart Gottes mahnten und einen bleibenden Eindruck hinterließen? — Der Sturmwind, welcher dem Frevler Schiffbruch droht, und ihn beten lehrt; der Blitzstrahl, welcher blendend und zerschmetternd in die Nähe des Gottesleugners fällt; das Erdbeben, welches Ebenen und Berge bewegte — — sie erscheinen nicht vergebens. Sie waren die Boten Gottes, die Priester der Allmacht und Barmherzigkeit.

Könige und Völker, so furchtbar ihre Stärke sein mag, sie sind nicht die Gebieter des Verhängnisses, sondern von jeher und bis auf den heutigen Tag empfanden sie, daß sie sich beugen müssen mit ihrem Uebermuth unter der Hand eines Gewaltigern. Ein Umschwung der Witterung entschied den Ausgang der größten Unternehmungen und den Erfolg der verzweiflungsvollsten Anstrengungen. — Unüberwindliche Flotten segelten zum Verderben vieler tausend glücklicher Familien über die Meere dahin. Wer konnte ihnen widerstehen? Aber Gott waltete. Es änderte sich die Luft, der Himmel ward trüber, und zermalmende Windstöße fuhren über die erkorne Bahn der Schiffsflotte. Sie ward zerstreut, wie Spreu; der Abgrund der Wellen nahm sie auf.

Ist es unerhört, daß alle menschliche Kunst eitel ward, ein Land gegen den Anfall seiner Feinde zu schirmen? Da standen Festungen, da breiteten sich unschiffbare Seen aus, da rauschten brückenlose Ströme. Wer mochte diese Hindernisse besiegen? Es kam der Frost einiger Nächte; die Ströme erstarrten; die Seen wurden fester Boden, und das Feindesheer mit Roß und

Mann zog hinüber zum Siege. So wollte es Gott, der das Schicksal der Nationen in seiner Hand hält.

Wo blieb die Macht der Könige, wenn sie an der Spitze ungeheurer Heeresschaaren das Verhängniß anderer Völker stolz vorherverkündigten, und eine naßkalte Witterung Ruhr und Seuchen plötzlich in ihren Kriegslagern verbreitete? Menschengewalt war zu schwach wider sie. Aber sie demüthigte eine feuchte Herbstluft.

Sprich, Zweifler, es war Zufall. Aber der Zufall traf in der zur großen Wirkung am besten berechneten Zeit ein, und in der dazu ganz allein geeigneten Gegend. Zweifler, dein Zufall ist weiser, als deine Weisheit. Erkenne Gott! Zweifler, dieser allen menschlichen Scharfsinn vereitelnde Zufall beglückte Millionen, gab Unterdrückten Freiheit, gab Muthlosen Kraft, gab einem großen und edeln Theil der Menschen den Glauben an sich selbst wieder — dieser Zufall war voll Weisheit und Erbarmens, wie in keines Menschen Brust wohnt!

Ich erkenne Dich, Gott! Gott, Vater des Menschengeschlechts! Du bist es, der in den Himmeln waltet, wie auf Erden. Dein Name sei geheiligt. Dein Wille geschehe! Du umfängst mich, Du trägst mich mit väterlicher Fürsorge. Du bist der mir allezeit Nahe! Du rauschest um mich in den Regenwolken; Du wirfst mein Loos aus den Nebeln; Du wandelst um mich im Sturm und berührst mich im leisen Lüftchen, das meine Wangen im Sommer kühlt. Du sprichst aus den schlagenden Donnern, und begrüßest freundlich mein Herz in den goldenen Strahlen des Tages, und rührst es in den Schauern der sternenreichen Nacht. Gelobet sei Deine Güte und Barmherzigkeit von meiner Seele, gelobet und gepriesen in allen Ewigkeiten. Amen.

24.

Der Schnee.

Psalm 147, 5. 16. 17.

Hier sieht, Beherrscher der Natur,
Im Schatten Deiner Werke,
Mein Auge wie im Spiegel nur
Die Größe Deiner Werke.
Wie schön ist, was mein Auge sieht!
Doch, ach! o Gott, wie viel entflieht
Nicht meinem blöden Blicke!

Groß bist Du, wie auf Sina's Höh'n,
Der in den Himmel strebet,
Auch in dem Staub, der, kaum geseh'n,
Im Sonnenstrahle schwebet.
Groß bist Du in des Sommers Pracht,
Und wundervoll strahlt Deine Macht
Uns aus des Winters Eisflur.

Wenn Strom und See gepanzert steh'n,
Vom Reif die Zweige flimmern,
Wenn Silberflocken uns umweh'n,
Nordlichter gaukelnd schimmern,
Eisblumen an den Fenstern blüh'n,
Vom Sturm die Wolken röthlich glüh'n:
Das Alles ist Dein Segen.

O Vater, deß mein Herz sich freut,
Du schufst mich nicht vergebens.
Wie viel gibst Du der Seligkeit
Mir schon im Traum des Lebens!
Wie wenig ist's, was ich hier seh',
Hier, o mein Gott, von Dir versteh';
Doch macht schon das mich selig.

Wenn an einem lieblichen Frühlings= oder Sommer=
morgen die abwechselnde Herrlichkeit unzähliger Blumen

und Blüthen unser Auge entzückt, ein unsichtbares Meer von Balsamdüften uns umschwimmt, eine milde Wärme uns anweht, und das Schwirren des Käfers, das Sumsen der Biene, der Gesang der Vögel um uns ertönt, oder wenn der reiche Herbst die hohen Saaten vergoldet, mit Beeren und Früchten aller Gestalt die Zweige der Bäume und Gesträuche niederbeugt; und statt des Grüns endlich dem Laube der Wälder einen vielfarbigen Schmuck gibt, — dann empfinden wir dies reine, stille Entzücken, welches nur die Anmuth der Natur gewähren kann, und die Seele des gefühlvollen Christen zur Anbetung des grundgütigen Schöpfers stimmt.

Doch wahrlich ist die feierliche Pracht eines schönen Wintertages nicht geringer, wenn Alles vom Froste starrt, die ersten Sonnenstrahlen im hellen Reif sich spiegeln, dessen Kristalle, wie blitzende Diamanten, wunderbar von den Händen der Natur um alle Zweige gehängt sind; wenn Höhen, Thäler und Ebenen vom reinsten weißen Schnee umlagert schimmern, in dessen zarten Eisspitzen die Sonne alle Farben spiegeln läßt; wenn dieser helle Silberteppich, der die Wohnungen der Menschen, wie ihre Felder, deckt, die weite Landschaft zu einer unabsehbaren, schönen Einsamkeit verwandelt hat, in welcher wir uns kaum wieder erkennen; und wo wir uns, wie durch einen Zauber, in ganz fremde Gegenden versetzt wähnen. Die Winterlandschaft, das Einfache und doch Blendende ihrer weißen Hülle, das große, ewige Schweigen nah und fern, erregt in uns unwillkürlich die Empfindung des Erhabenen, wie der Sommer das Gefühl des Anmuthigen aufweckt. Wer, wenn er nicht mit thierischer, dumpfer Gleichgültigkeit durch seine

Tage hingeht, sollte noch nie durch jene Empfindungen im Winter gerührt worden sein!

Doch der gewöhnliche Mensch, wenn ihn schon das Schauspiel der winterlichen Welt vergnügt, nimmt es auch nur wie ein Schauspiel. Er theilt beim Anblick desselben seine Freude in Worten der Bewunderung mit, ohne einer geistigen Erhebung fähig zu sein. Anders der Christ. Er sieht in der Natur immer zugleich die Majestät des Urhebers. Immer ist er in Gedanken dem allgegenwärtigen Gott nahe. Seine Freude, seine Bewunderung, sein stummes Entzücken wird zum Gebet und Psalm.

So sah von jeher jeder höhere Sterbliche die Verwandlungen der Natur. Nicht dies allgemeine Schweigen in den beschneiten Fluren, nicht dieser Farbenglanz, nicht die Spiegelflächen des Eises auf Strömen und Seen, sind das Bewundernswürdige, sondern die geheime, unendliche, zweckvolle Schöpfungsmacht des gütigen Weltenvaters. So betrachtete David, der große königliche Beter, die Natur. Immer schwang sich vom Anblicke der Schöpfungen sein andächtiger Geist zum Schöpfer hinauf. „Unser Herr ist groß,“ sang er: „unser Herr ist groß und von großer Kraft; und er ist unbegreiflich, wie er regiert. Er gibt Schnee, wie Wolle; er streut Reif, wie Asche. Er wirft seine Schloßen wie Bissen; wer kann bleiben vor seinem Frost?“ (Ps. 147, 5. 16. 17.)

Ja, groß ist er, und unbegreiflich, wie er regiert! — Aber wie wenige Menschen sind es, welche in den merkwürdigen Erscheinungen des Winters etwas Großes und Unbegreifliches wahrnehmen! Sie sehen die gewaltigen Veränderungen des Tages, und erblicken darin nichts,

als etwas Gewöhnliches. Wie der Rabe über die Schneefelder hinfliegt, seine Nahrung zu suchen, ohne eines andern Gedankens fähig zu sein: so die Menge der Menschen, welche, gleichgültig um das, was sie umgibt, nur Gedanken für Erwerb, Nahrung oder Vergnügen hat. Ihr ist Eis Eis, Reif Reif, Schnee Schnee, und mehr als dies weiß sie nicht zu denken, bemüht sich auch nicht, weiter zu forschen.

Und doch ist schon jede einzelne Schneeflocke, wie sie von ihrer Wolke niederschwebt, ein Wunderbild, und verkündet: Er ist unbegreiflich, wie er regieret! — Wie entspringen diese ungeheuern Massen zartgefrornen Wassers in den unendlichen Räumen des Himmels? Wer hält diese Lasten, unter welchen die Zweige der Bäume einbrechen; Lasten, die manche Hütte zusammendrücken, und die doch in vielen tausend Zentnern federleicht und lange unsichtbar am Firmament schweben, daß sie nicht niederfallen, bis es Zeit ist, und sanft zur Erde in unendlich kleinen Theilen niedersinken, damit auch der zarteste Halm nicht von ihrem Falle verletzt werde?

Wir können zwar sagen, Dünste ziehen sich über uns in Wolken zusammen und gefrieren, wie sie sich verdichten, und gewinnen größere Schwere, also daß sie nothwendig durch die Luft herabfallen müssen; — allein welche Kraft ist es, die unbegreiflich schnell am reinsten Himmel plötzlich Dünste in Wolken zusammenzieht? Wie entsteht das Gefrieren? Was ist die Kälte? Warum erscheint die Kälte im strengsten Winter bald wirksam in den höchsten Höhen, bald unwirksam? — Ach, noch ist dies unbegreiflich; noch drang das Auge keines Sterblichen in die geheime Werkstatt des immer schaffenden Gottes.

Betrachten wir den fallenden Schnee aufmerksamer, so bemerken wir, daß jede Flocke desselben, besonders wenn sie bei stiller Luft herunterschwebt, aus einer Menge kleiner, ungemein zarter Eisspitzen besteht, welche zuweilen etwas verworren durch einander liegen, meistens aber in einer wunderbaren Regelmäßigkeit zusammenhängen. So bilden sie gewöhnlich kleine, sechseckige, fein durchbrochene Sterne, deren halbdurchsichtige Kristalle auf das zarteste zugespitzt sind. Bald gleichen sie faserigen Blumen wie aus Moos geflochten, bald Federn, bald den Gestalten der Tannen mit ihren regelmäßig aus einander strebenden Aesten. So überaus zart sind diese himmlischen Gebilde, daß der leichteste Wind sie im Fallen wieder zerstäubt.

Welchen Scharfsinn man auch anwende, das Entstehen dieser Milliarden wunderschön und mannigfaltig geformter Kristallensterne in den Höhen der reinsten Luft zu erklären: immerdar wird dem Forscher ein unerklärtes Warum zurückbleiben. Ja, es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß die in den Wolken entsprungenen Schneeflocken sich im Herabfallen noch vermehren können, auch wenn sie durch eine dem Anblicke nach ganz dunstlose Luft fallen. So bemerkt man zum Beispiel, daß, wenn der Blitzstrahl in ein Wohngebäude fällt, die himmlischen Feuerfunken auch da zünden, brennen, zersplittern, wohin der Strahl selbst gar nicht gefallen ist. Der vom Himmel fahrende Blitz entwickelt um sich her beim Fall aus der Luft andere ihm ähnliche kleinere Funken. So bemerkt man, wenn man in Wasser, worin eine beträchtliche Menge Salz aufgelöset ist, nur einen kleinen Kristall desselben Salzes fallen läßt, daß dieser sogleich im Fallen die umliegenden Salztheilchen zum

Niederschlag und zum Kristallisiren bewegt, so daß sie sich regelmäßig um ihn anlegen, und in regelmäßiger Gestalt vergrößern. Ja, jeder spitzige Körper bewirkt fast das Gleiche; man befördert zum Beispiel in Werken, wo das Salz gesotten wird, das Anschließen desselben durch Anlegung von Dornen in das Salzwasser, wo sich dann die ersten Kristalle gern an die äußersten Spitzen der Stacheln anzusetzen pflegen. So ist es gar wohl möglich, daß die zarten Eisnadeln des Schnee's, wie sie durch Luftschichten fallen, in welchen aufgelösetes Wasser enthalten ist, einen Niederschlag der wässerigen Theile bewirken, die Entstehung neuer Eisnadeln befördern, und sich durch diese vergrößern. Der Schnee ist dabei weit leichter, als das gewöhnliche Eis, so wie dieses leichter als das Wasser ist. Das Eis ist im ganzen Umfang ungefähr immer ein Neuntel größer, als das Wasser, aus dem es zusammengefroren ist; während frischgefallener Schnee zehn- bis zwölfmal größern Raum einnimmt, als das Wasser, welches die gleiche Menge Schnee's gibt, wenn sie geschmolzen ist. So hat der weise Schöpfer im Schnee die Härte des Eises mit der Weichheit des Wassers, mit der Leichtigkeit des Dunstes verbunden, daß diese in unzählbarer Menge fallenden Eistheile den Gewächsen und Bewohnern der Erde keinen Schaden zufügen können. Jede der feinern Schneenadeln ist halb durchsichtig wie anderes Eis. Wird der Schnee fest zusammengedrückt, so verliert er seine Weiße, und wird auch durchscheinender, was er nicht sein kann, so lange er locker auf einander liegt, wo dann eine Nadel von der andern durch Lufträume getrennt ist, und an den vielen Oberflächen das Licht zu häufig gebrochen wird. Es hat der Schnee überhaupt die

Eigenschaft, das Licht stark zurückzuwerfen, und es gleichsam damit zu vermehren. Ein langes Wandern in Schneegefilden, von der Sonne beglänzt, überzeugt uns davon. Das Licht ist so blendend und angreifend, daß es nicht nur leicht Entzündung der Augen, sondern selbst Blindheit verursachen kann. Eben diese Eigenschaft ist eine der preiswürdigsten Wohlthaten des Schöpfers, besonders in jenen fast immer kalten Ländern, wo ein neun Monden langer Winter fast eine beständige Nacht ist, und die Sonne nur wenige Stunden leuchtet, oft Wochen und Monden lang nicht aufgeht. Dort ist es die Klarheit des Schnee's, welche die anhaltenden Nächte und sonnenlosen Tage erhellt, auch dann noch, wenn weder der Mond sein Licht gibt, noch die Nordlichter ihren dunkelrothen, wundersamen Schimmer verbreiten.

Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regieret. Nicht das Licht, welches der Schnee in den Finsternissen verbreitet, ist seine einzige Wohlthätigkeit: auch seine Wärme verdient Achtung. Nicht daß er an sich selbst warm wäre, aber doch erwärmt er, obgleich aus lauter Eisspitzen bestehend, Alles, was er bedeckt. Er wehret von der Erde und den darin dem Frühling entgegenschlummernden Samenkörnern, Thierkeimen und Gewürmen den Frost ab. Ein Winter mit erstarrender Kälte, aber ohne Schnee, würde für die Welt von weit traurigern Folgen sein, als ein warmer Sommer ohne allen Regen. Die Hitze würde nicht so viel versengen, als der Frost in den letzten Keimen und Wurzeln tödten könnte. Mitleidig bedeckt der Himmel die Thäler und Wiesen hochliegender Gegenden und die fruchtbaren Triften der Gebirge immer

zuerst mit der erwärmenden Schneehülle, und nimmt sie von da zuletzt hinweg, weil auf den Bergen und Hochländern die reinste und kälteste Luft am strengsten und anhaltendsten zu herrschen pflegt. Erfrorne Menschen und Thiere, so wie einzelne erfrorne Gliedmaßen, erhalten ihre natürliche Wärme und Leben am leichtesten wieder, wenn sie ganz in Schnee gehüllt, oder mit Schnee gerieben werden. — Wie kann ihm so große Macht beiwohnen? Ist er nicht selbst ein Kind des erstarrenden Frostes? Wie kann, was in sich nur Kälte trägt, die belebende, milde Wärme herbeiziehen und fesseln? — Mensch, du fragst nach Wundern, und täglich umringen sie dich; dein Fuß wandelt über zarten Gebilden auf Erden, die sich in den Wolken des Himmels erzeugt hatten; kein Künstler mit allem Witz könnte Aehnliches hervorbringen durch seine Geschicklichkeit, oder könnte die erwärmende Kraft in den Schoos des Todten legen.

Außer der milden Erwärmung, welche der Schnee dem Erdboden ertheilt, führt er auch den Pflanzen selbst eine reine und kräftige Nahrung zu, indem er abschmilzt, und, in den feinsten Thau verwandelt, an den Wurzeln der Kräuter, Stauden, Gewächse und Bäume hinabschleicht. Sei es, daß er selbst schon gedeihliche Luftarten mit sich verbunden hat, oder wohlthätige Kräfte aus der Luft an sich zieht: er ist der Pflanzenwelt so fruchtbar, als ein Gewitterregen sein kann. Er durchdringt und löset die festern Erdtheilchen gewaltsamer und fressender, als das gemeine Wasser der Flüsse und Brunnen, und selbst des Regens. So düngt er die Felder und Wiesen des Landmanns, während er die Spuren reißender und wilder Thiere verrätherisch offen-

bart) wenn diese, aus ihren unbekannten Höhlen und Schlupfwinkeln durch den Hunger hervorgetrieben, sich blutdürstig den Heerden oder den Wohnungen der Menschen nähern.

Durch seine Schönheit entzückt er, durch sein Licht erleuchtet er, durch seine Hülle erwärmet er, durch seine Kraft befruchtet er. Wer kennt aber allen Segen, welchen die Weisheit des gütigen Schöpfers in diesen einzigen kleinen Theil seiner unermeßlichen Schöpfung gelegt hat? Der Wanderer wie der Landmann, der Wurm wie die Pflanze, der Naturforscher wie das unwissende Kind, erfreuen sich dieser Erscheinung. Kaum fröhlicher mag die Jugend den ersten Blumen des Frühlings, den ersten Früchten des Herbstes begegnen, als sie die ersten fallenden Silberflocken begrüßt, deren jede nun vom Himmel zu kommen scheint, um Zahl und Wechsel ihres Vergnügens zu mehren. Nicht allein der Jugend, auch den Erwachsenen, auch den Greisen gewährt dieser Anblick Lust. An Alles, was Gott gibt, knüpft Gott eine Freude für seine geliebten Erschaffenen — er will uns froh und glücklich sehen.

Das Wiederverschwinden des Schnee's verkündet uns den Anzug des Frühlings. Zuerst befreien sich die tiefer liegenden Ebenen und Thäler von der winterlichen Hülle, deren Wohlthat sich im Aufsprossen zahlloser Blumen offenbart. Der weiße Schleier zerreißt, und wird immer weiter zurückgedrängt nach den höhern Gegenden; endlich stufenweise an den Bergen hinauf bis zu ihren Gipfeln. Da vergeht er am spätesten. Denn hier ist es auch, wo der Frost am längsten verzögert, und Pflanzen und Thieren die erwärmende Bedeckung erst später entbehrlich wird. Aber auf den Höhen der

höchsten Berge, wo auch kaum noch Kräuter gedeihen können, bleibt er beständig während der heißesten Sommertage liegen. Nur wenige Monden, oft nur wenige Wochen, fehlt er gänzlich auf den höchsten Bergfluren, wo noch nahrhafte Pflanzen für die Viehheerden wachsen mögen; aber gewiß trägt auch die Kraft des Schneewassers nicht wenig dazu bei, daß dort die Pflanzen ihr Aufkeimen, Blühen und Reifwerden in so außerordentlicher Schnelligkeit bewerkstelligen, wie man davon in ebenen, tiefen Ländern keine Vorstellung hat.

Die erhabenen Reviere der Berge, wo der Schnee nie, auch in dem wärmsten Sommer nicht, verschwindet, sind auf den Alpen sieben- bis achttausend Fuß über der Oberfläche des Meeres, als der niedrigsten Fläche des Erdballs, erhöht. In heißern Erdstrichen aber fängt der ewige Schnee erst in einer Höhe von vierzehn- bis fünfzehntausend Fuß über der Meeresfläche an.

Auf jenen, von wenigen Sterblichen besuchten Höhen ruhen die ungeheuern, unzerstörbaren Schneelagen, durch ihren eigenen Druck in ein halbdurchsichtiges, blaugraues Eis verwandelt, oft hundert und mehr Klaftern dick über den Felsplatten und in den Klüften und Abgründen. Was an diesen Eispanzern unterhalb die natürliche Wärme der Erde, die auch in den Gebirgsgipfeln nicht ganz abstirbt, unaufhörlich abschmilzt, oder der Sonnenstrahl von der glänzenden Oberfläche wegnimmt, ersetzt von Zeit zu Zeit immer wieder der frisch hinzufallende Schnee mitten im Sommer, während es in den untern, von Menschen bewohnten Ländern nur regnet. So sinken die weitläufigen Eislager wie ausgefressene Gewölbe, oben immer neu belastet, nach, und erfüllen die große Einsamkeit durch ihr Brechen und

Bersten mit furchtbaren Donnern. Wie in den milden Ebenen und Thälern arbeitet die Natur unablässig auch auf jenen nie besuchten Höhen des Erdbodens. Gott waltet droben in der Einöde, wohin sich selbst der Adler nur selten verliert, wie er überall waltet in Flur und Hütte.

Unser Herr ist groß, dort wie hier, und von großer Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regieret. Denn jene ewig beschneiten Berggipfel sind die Behälter unaufhörlich rinnender Wasserquellen. Daß die reichsten und meisten Quellen den erhabensten Spitzen der Berge am nächsten liegen, ist eine der weisesten Welteinrichtungen. Denn nur dadurch ist es möglich, daß sie, ehe sie die Tiefe des Meeres erreichen, den weitesten Weg durch die bewohnten Länder fließen, und Alles befruchten, erquicken und nähren. Der Schnee aber ist es, welcher allein dauerhafte Rinnen der Quelle unterhalten kann. Denn Regen würde zu schnell herabfließen, und das Höhere bald trocken liegen lassen. Fest ruht der Schnee, von den ungeheuern Felszacken hoch über den Ländern der Menschen aufgefangen und gehalten. Schnell verdünstet der Regen; nur spärlich dünstet der Schnee aus, und wird daher weniger leicht verzehrt. In trockenen, heißen, regenarmen Sommern müßten die meisten Quellen aus Mangel an Nahrung nothwendig abstehen, die meisten Bäche versiegen, die meisten Flüsse und Ströme wasserleer und unschiffbar werden. Doch die gewaltigen, Meilen= und Tagereisen weiten Eis= und Schneelasten der Hochgebirge halten dem Ueberfluß und Mangel des Wassers ein wohlthätiges Gleichgewicht. Indem sie Nachts und Tags, Winters und Sommers, fort und fort durch die Erdwärme allmälig und gleichförmig auf

ihrer Unterfläche abschmelzen, wie sie oberhalb durch neue Ueberschläge aus den Wolken auch während des Sommers beständigen Zuwachs empfangen, nähren sie unaufhörlich die Quellen auch in den verschiedensten Jahreszeiten.

Und so wie sie Ländern, Menschen und Thieren die versiegenden Wasserströme senden, sind sie es auch, welche nicht geringen Antheil am Entstehen der Winde, oder an deren Kühlung im Sommer haben. Immer sind Winde, welche über hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge ziehen, kälter, frischer und erquickender. Die Verdünstungen der den Wolken nahe liegenden Eismeere und Schneewüsten erzeugen eben so starke Bewegungen in der Luft, als die Erkältungen in der Luft, wodurch wärmere Luftströme nachgezogen werden. Und blicke ich hinweg von diesen überschneiten Gipfeln der Hochgebirge, dieser Vorrathskammer der edelsten Wasserquellen, und schaue in jene entfernten rauhen Gegenden, wo der Schnee nur kurze Zeit die Fluren der Völker verläßt, wie viele Wunder und wie vielen Segen würde ich noch dort wahrnehmen! Wohin sich auch die Aufmerksamkeit meines Gemüths wenden mag, Gott, mein Gott, auch im Kleinsten unendlich groß! überall und jederzeit bist Du herrlich, weise und segensreich.

Lob Dir, und Preis Dir und Dank, Herr unser Gott, unser Vater; der Du unser gedenkest zu allen Stunden des Jahres, in allen Höhen und Tiefen; der Du zählest die Sterne, und sie alle nennest mit Namen!

Du, Herr, bist groß, und von großer Kraft, und bist unbegreiflich, wie Du regierest. Du verdeckst den Himmel mit Wolken, erfüllst sie mit Feuerflammen und Wasserfluthen, daß sie segnend werden zu ihrer Zeit

Allem, was da lebt auf Erden. Du gibst Schnee wie Wolle, Du streuest Reif wie Asche. Du wirfst Deine Schloßen wie Bissen; wer kann bleiben vor Deinem Frost? Du sprichst, so zerschmilzt es; Du lässest Deine Winde wehen, so thauet es auf.

Herr, unser Gott, allmächtig, allweise und voller Gnade, die kein Ende nimmt, ich will Dich aufsuchen und erblicken in den Herrlichkeiten Deiner Werke; denn was ist seliger, als Dich schauen! Ich will Deine Gnade preisen und Deine Barmherzigkeit rühmen, die meiner gedachte, ehe ich war, und mich schirmte, ehe ich die Gefahr kannte. Herr, mein Wandel sei vor Dir Preis, Dank, Anbetung in Christo Jesu. Amen.

25.

Der Untergang der Welt.

Matth. 24, 36.

Auch jene Sonnen, die dort schimmern,
Sie alle werden einst vergeh'n;
Auch dieser Erdball wird zertrümmern,
Und wie ein todter Staub verweh'n! —
Gott! Gott! wenn Alles stirbt und bricht,
Vergeht doch Deine Liebe nicht.

Hier, eh' Du kommst mich zu entkleiden,
Ist all' mein Wissen nur ein Traum,
Von hunderttausend Deiner Freuden
Vermuth' ich träumend eine kaum.
Doch hoff' ich die mit Zuversicht,
Die Deine Treue mir verspricht.

Oft stehe ich sinnend still, und betrachte mit Vergnügen die außerordentliche Mannigfaltigkeit der göttlichen Schöpfungen selbst da, wo ich sie am wenigsten vermuthete. Welch' eine abwechselnde Verschiedenheit der Erdarten, die der Pflug des Landmanns umwühlt! Hier leichter Sand, dort fester Leimgrund, und dort wieder schwarzes, fruchtbares Erdreich, aus dem Moder verweseter Pflanzen und Thiertheile entstanden! — In einer Gegend unermeßliche, harte Felsen des fast unvergänglichen Granits, in andern Gegenden ungeheure Berge von Thonschiefer; in andern wieder ausgebreitete Lager von Sandstein oder Kalk! — — Warum sollte ich gleichgültig an diesen Erscheinungen in der Natur vorüberziehen? Von Allem, was der Schöpfer schuf, und wäre es noch so klein, noch so einfach, ist nichts gleichgültig und ge-

ring. Dem Auge des Weisen offenbart sich die Allmacht und Größe des höchsten Wesens auch in dem Geringsten. Er erkennt in jenen verschiedenen Felsen-, Stein- und Erdlagern, aus welchen der Erdball zusammengesetzt ist, einen Theil von der ältesten Geschichte des Weltkörpers, den er für wenige Jahre zu bewohnen hat.

Denn es ist gewiß, daß eben dieser Weltkörper nicht zufällig aus einerlei Massen zusammengesetzt worden sei; — auch kein Grashalm, auch kein Staubkorn ist von der Hand des blinden Ungefährs gebaut! Eben so ist es offenbar, daß der Erdball in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht plötzlich und mit einemmale entstanden sei; denn wir finden in allen Welttheilen die offenbaren und untrüglichen Spuren einer stufenweisen, langsamen Ausbildung und Veränderung, bis er geworden ist, wie er jetzt ist. Zwar mag das menschliche Geschlecht ihn wohl noch viel länger, als seit sechstausend Jahren, bewohnt haben. Aber wie viel tausend Jahre gingen vorher, ehe Gott den Menschen schuf, wo die Erde schon in unförmlicher, wüster, unbewohnbarer Gestalt vorhanden gewesen sein mag! — Zwar spricht Moses: Im Anfang der Dinge schuf Gott der Herr Himmel und Erde — aber wann war dieser Anfang? Wer blickt in die Ewigkeit der Vergangenheiten zurück? — Was sind Millionen von Jahrtausenden vor dem Ewigen? — Ach, kaum ein flüchtiger Augenblick!

Und die Erde war wüste und leer, spricht Moses in seiner Beschreibung der Schöpfung. Aber wie lange war sie es? Viele Jahrtausende mochten verfließen, ehe sich die gährenden Elemente schieden; ehe sich das Licht trennte von der Finsterniß, das Wasser vom Trocknen; ehe Pflanzen aus dem befruchteten Erdboden

hervorstiegen; ehe Gewürm und Vögel und Thiere aller Art Obdach und Nahrung finden konnten.

Was war dieser Erdball, ehe ihn durch Gottes Willen die ersten Menschen bewohnten? Wie lange stand er schon, ehe ein Sterblicher die Wunder desselben anstaunen und seine Knie beugen konnte in den Staub desselben, um den Schöpfer so vieler Herrlichkeiten anzubeten? —

Wenn wir den Erdball der heutigen Tage betrachten, wenn wir erfahren, wie tief man mit ungeheuerm Fleiß durch die Oberfläche desselben durchgedrungen ist: so entdecken wir, daß die ungeheure Erdkugel, deren innerer Kern uns ewig verborgen bleibt, gleichsam in mehrere Schalen von verschiedenen, erst nach und nach entstandenen Erd- und Felslagen eingewickelt ist. Ehe eins solcher Lager verhärtete, und ehe sich ein zweites und ein drittes darüber anlegte, vergingen vielleicht viele Jahrhunderte und Jahrtausende.

Mit Verwunderung findet der Reisende auf den allerhöchsten Gebirgen der Erde, verschlossen in den härtesten Felsen, Muscheln und Ueberreste von Seethieren, welche in unsern Zeiten entweder in Meeren wohnen, die auf einer ganz entfernten oder entgegengesetzten Seite des Erdballs sind, oder welche überhaupt nirgends mehr lebendig gefunden werden. — Die gleichen Entdeckungen macht man im Schoose der Erde, wo in Kalksteinlagern, viele hundert Klaftern tief unter der Oberfläche, ganz zu Stein geworden, die Ueberbleibsel fremder Thierarten eines ehemaligen längst verschwundenen Weltalters ruhen, und wieder von unermeßlich dicken und weiten Steinlagern vergraben worden sind, zu deren Bildung mehr als ein Jahrhundert oder Jahrtausend gehörte.

Also war dieser Erdball doch schon einmal von lebendigen Wesen bewohnt, und zu einer Zeit, von der wir nichts wissen.

Und das Alles ward wieder von einer unbekannten Gewalt verschüttet und vernichtet, ehe denn ein Mensch war. Denn unter allen zu Stein gewordenen Muscheln und Knochen der Vorwelt, die im Innern der Felsen gefunden werden, ist noch niemals die entfernteste Spur eines menschlichen Gebeins gesehen worden.

Solche Verwandlungen des Erdballs müssen schon mehrmals statt gehabt haben. Denn meistens erblickt man in den tiefsten und ältesten Stein- und Felsenmassen ganz andere Thierspuren, als in den darüber liegenden, folglich jüngern. Also ward eine schon zum andern- und drittenmal belebte und aufgeblühte Welt zum andern- und drittenmal vernichtet, und gleichsam durch einen unermeßlichen Ueberguß von Kalk und Thon vergraben. In denjenigen Steinschichten oder Felslagern, welche der Oberfläche der Erde am nächsten sind, die sich folglich erst am spätesten geformt zu haben scheinen, wird man einen neuen Schöpfungsmorgen gewahr. Man erblickt darin, außer den Ueberbleibseln von Thieren, auch die zu Stein gewordenen Holzarten und Pflanzen, von denen wir noch viele erkennen, daß sie auch heutiges Tages vorhanden sind. Aber Wunder und Räthsel anderer Art steigen uns aus diesen Grüften entgegen. Wir sehen in ihnen die Gräber von Thieren und Pflanzen, die heutiges Tages nur in ganz andern Welttheilen daheim sind. Thiere, die unter den heißesten Himmelsstrichen zu leben gewohnt sind, liegen da verscharrt im tiefen Grund der Erde, wo heutiges Tages das Eis beständig dauert, und der Schnee kaum hinwegschmilzt.

Niederlagen von Palmenwäldern, wo man sie heutiges Tages nur aus Beschreibung und Gemälden kennt. — Welche Kraft hat den Erdball so verrückt, daß er seine alte Stellung gegen die Sonne verändern mußte? — daß einst da vielleicht heiße Wüsten waren, wo jetzt Alles vom ewigen Frost erstarret? — Und in welchen Zeiten geschah dies Alles? Keine Geschichte meldet davon. Kein Mensch lebte damals, oder hinterließ Denkmäler.

Von der jüngsten Zerstörung der Erdoberfläche meldet uns Moses, melden uns die ältesten Sagen der ältesten Völker. Es war die Vernichtung des größten Theils vom menschlichen Geschlecht durch die Sündfluth. Aber die Dauer dieser erstaunlichen Ueberschwemmung war nur von kurzer Zeit: nicht alles ward vernichtet, und die Erdoberfläche erholte sich bald, und ward wieder belebt und bevölkert. Diese außerordentliche Begebenheit geschah erst vor fünftausend und einigen hundert Jahren. Vielleicht gingen damals oder durch andere theilweise Ueberschwemmungen jene riesenhaften Thierarten unter, deren mächtige Gebeine von Menschen unserer Zeit mit Entsetzen, noch nicht gar tief in der Erde liegend, erblickt worden sind.

Wie dem Allem aber auch sei — ein heiliger Schauer ergreift mich. Ich denke an die entfernte Vorwelt und an die Schicksale dieses Erdballs, ehe ihn ein Menschengeschlecht bewohnte, und bebe. O Gott, Wunderbarer, Gewaltiger, wie unergründlich ist Dein Thun! Was war, ehe ich? Ach, was wird geschehen, wenn ich nicht mehr bin? Alles verwandelt sich, Alles löset sich auf in den Fluthen der Zeit; o Gott, Gott, nur Du bleibst ewig, der Du ewig warst, und in Dir ist kein Wandel!

Ist diese Erdenwelt in unbekannten Jahrtausenden schon mehrmals mit ihren, mir unbekannten Bewohnern untergegangen: so erkenne ich darin nur mit Grausen die Möglichkeit, daß sie früher oder später wieder untergehen könne. Ja, diese Möglichkeit wird mir zur Wahrscheinlichkeit, zur Gewißheit, weil ich weiß, daß Alles Erschaffene vergänglich ist, und nichts beständig bleibt, was es ist. Diesen Untergang der Erdenwelt weissagte Jesus Christus — — fast alle Völker glauben einen Weltuntergang.

Also auch dieser Erdball, den ich bewohne, ist nicht von Dauer. Er wird einst vergehen, zertrümmern, vielleicht ganz verschwinden. Und wenn er unter den zahllosen Miriaden von Welten des unendlichen Himmelsraumes verschwände, wer wird ihn vermissen? Er ist ja nur einer der kleinsten Weltkörper; er ist nichts, als ein Stäubchen in dem unermeßlichen All der Schöpfung! Die Bewohner anderer Welten würden, wenn diese Erde vernichtet wäre, nur einen Stern weniger sehen! — Welch ein erschütternder Gedanke!

Ja, erkenne es mit Schaudern und Ehrfurcht vor der Majestät des Allmächtigen, o meine zitternde Seele: diese Erdenwelt war nicht von Ewigkeit her, und wird nicht ewig sein! Es wird ein Tag kommen, welcher der letzte des ganzen Weltkörpers ist — dieser Tag naht mit dem Vorbeifluge jeder Minute. Gott kennt diesen Alles auflösenden Tag, und hat ihm in der Reihe der Zeiten seine Stelle angewiesen, als er das grenzenlose All der Schöpfung ordnete. Da erkannte er, wann der Lauf der Gestirne sich verwickeln, und diese Erde vielleicht durch das Aufsteigen einer fremden Welt zerschmettert würde. — Sind nicht vielleicht jene geringen Welt-

körperchen, welche erst vor wenigen Jahren von unsern Sternkundigen entdeckt wurden, und die nachbarlich beisammen, gleich unserer Erde, sich um die Sonne bewegen, — sind auch sie vielleicht nicht schon Bruchstücke einer zermalmten Welt? Lehren sie uns nicht das Schicksal derjenigen, die wir heute bewohnen?

Diese Meere und Seen und Ströme werden einst also zerreißen und verdampfen? diese himmelhohen Gebirge in ihren Grundfesten wanken und zusammenstürzen? Diese Thäler, diese Hügel, für die noch jetzt der Frühling seine prachtvollen Blüthenkränze bereitet, werden verstäuben? Diese zahllosen lachenden Dörfer mit allen ihren glücklichen Bewohnern, diese Städte mit ihren hohen Palästen und den stolzen Werken der Kunst, werden einst verfliegen und verschwinden, als wäre nichts von ihnen da gewesen? — Tag des namenlosen Entsetzens, welcher das Ende aller Dinge herbeiführt, du bist von Gott gerufen, und deine Zeit ist schon gewählt!

Schon vor Jahrtausenden hielten Viele diesen Tag des allgemeinen Untergangs für sehr nahe. Er ist noch nicht erschienen. Auch gegenwärtig gibt es noch Menschen, welche glauben, er sei nahe vor der Thür. Sie werden sich ebenfalls täuschen. Sie wollen die Auflösung der Welt errathen, bald aus den dunkeln Schilderungen der Propheten des alten Testaments, bald aus den dunkeln Bildern der noch unenträthselten Worte der Offenbarung Johannis. — — Was thun diese Leute? Sie treiben aus vorwitziger Neugier ein unnützes und doch freches Spiel. Sie erhitzen ihre Einbildungskraft mit schauerlichen Träumereien, und finden ihre Eitelkeit geschmeichelt, wenn Andere ihre thörichten Vermuthungen glauben wollen. Sie haben keine unmittelbaren Offen=

barungen von Gott, und wollen doch Verräther der himmlischen Rathschlüsse sein. Sie haben keinen höhern Verstand als andere Sterbliche, und wollen doch ergründen, was ein Geheimniß des Allwissenden ist. Sie brüten über leere Hirngespinnste, und geben sie bald als Wahrscheinlichkeiten, bald als Wahrheiten aus, um sich Anhänger und Ansehen zu verschaffen. Sie nehmen den Ton christlicher Demuth und Bescheidenheit an, und reden, wie der Stolz auch der Einsichtvollsten nicht geredet haben würde. Hütet euch vor diesen falschen Propheten, vor diesen Schwärmern, welche in der Welt zu allen Zeiten waren, und nie Gutes mit ihren schwärmerischen Einbildungen stifteten! Nicht an ihnen haltet euch, sondern an unserm göttlichen Lehrer, an dem ewig wahren Wort des ewigen Sohnes! — denn während sie die Zeit des jüngsten Tages, des tausendjährigen Reichs oder des Weltuntergangs mit stolzer Frechheit ankündigen, muthmaßen oder berechnen, gestand Jesus, unser Aller Meister: niemand kennt Zeit und Stunde. Von dem Tage aber und von der Stunde weiß Niemand, sagte er zu seinen Jüngern: auch die Engel nicht im Himmel wissen es, sondern allein mein Vater! (Matth. 24, 36.)

Die Furcht mancher Menschen, aufgeschreckt durch die Vermuthungen träumerischer Schwärmer, die Furcht vor der Nähe des jüngsten Tages ist daher nicht nur sehr vergeblich, sondern auch sündlich. Sie glauben dem anmaßlichen Eigendünkel eines armen Sterblichen mehr, als der Versicherung des großen Welterlösers.

Und warum denn diese thörichte Angst vor dem Untergang der Welt? Was ist denn Weltauflösung mehr, denn Tod? Was ist denn Tod mehr, als eine Verwandlung,

die ich dennoch erfahren muß und erfahren werde, die übrige Welt vergehe oder bleibe? Was liegt meinem erstarrenden Herzen, was meinem Staube daran, ob über ihn noch eine Frühlingssonne scheine, oder nicht? Es versinke der todte Erdball, mein Geist aber lebt unsterblich fort.

Gewöhnlich benutzen ehrgeizige oder auch gutmüthige Schwärmer die Erscheinung eines Kometen am Himmel zur Bekräftigung oder Wahrscheinlichmachung ihrer Prophezeihung. So lange die Menschen noch nicht wußten, welch eine Bewandtniß es mit den Kometen habe, hielten sie das Erscheinen eines solchen ungewöhnlichen Sterns für das Zeichen des göttlichen Drohens. Sie wähnten am Himmel eine feurige Zuchtruthe zu erblicken, und zweifelten nicht, daß Krieg, Hungersnoth und Pestilenz darauf erfolgen würden, ohnerachtet dergleichen Uebel statt fanden, ohne daß Kometen vorausgingen.

Seit aber nach mehrhundertjährigen Beobachtungen des gestirnten Himmels wir nun wissen, daß die Kometen ebenfalls himmlische Weltkörper sind, gleich andern Sternen; seit wir wissen, daß ihnen Gottes Allmacht ebenfalls bestimmte Laufbahnen und ihre Sonnen angewiesen hat, gleich andern Sternen; seitdem unsere Sternkundigen, unterstützt von vielen Erfahrungen, den Umlauf des Mondes und der übrigen Sterne, seitdem man daher die Wiederkehr schon längst erschienener Kometen mit ziemlicher Zuverläßigkeit voraussagen konnte, verschwand jene ungegründete Furcht vor ihnen, als Vorboten von Krieg und Pestilenz, — hingegen nahmen nun die seinwollenden Propheten eines tausendjährigen Reiches oder des jüngsten Tages davon Anlaß, mit den Erscheinungen der Kometen den Untergang der Dinge zu verkünden.

Allein auch diese abergläubige und grundlose Angst verschwindet immer mehr, und jene unberufenen Enthüller der göttlichen Rathschlüsse finden mit Recht immer weniger Glauben im Volke, je mehr und mehr die Bahn jener Kometen durch vielfache Beobachtung bekannt geworden ist.

Zwar mögen es, so viel man bisher hat beobachten können, mehrere Hundert verschiedener Kometen sein, die sich auf ihren Bahnen mehr oder weniger dem Wirkungskreise unserer Sonne oder dem Umlaufskreise unsers Erdballs nahen; denn viele Kometen erscheinen in so ungeheuern Fernen an unserm Himmel, daß man sie mit bloßen Augen nicht erblickt. Aber wenn man erwägt, wie weise berechnet die gegenseitigen Bewegungen aller Himmelskörper sind, und mit welcher festen Ordnung die Gestirne durcheinander fortschreiten, so daß sie sich nie berühren, nie verirren können; — wenn man weiß, welche unendliche, durch keine menschliche Zahl auszudrückende Räume und Entfernungen für die Bahnen der fernen und nahen Weltkörper vorhanden sind; so ist es die höchste Unwahrscheinlichkeit, daß ein Komet sich in mehreren Jahrtausenden der Erde so weit nähern werde, daß er sie zerstören könne. Denke ich mir einige kleine Sonnenstäubchen in einem leeren Raum von tausend Meilen schwebend, Sonnenstäubchen, die sich in festen und bestimmten Reihen und Kreisen bewegen: so habe ich ein Bild von der Größe der Weltkörper im Verhältniß zum großen Himmelsraum, in welchem sie, durch den Willen des Allmächtigen, dahinschweben; so habe ich ein Bild, welches mir die Unwahrscheinlichkeit deutlich macht, daß ein Komet, auch in einer Reihe von Jahrtausenden, dem Erdball zerstörend begegnen werde. — So eitel aber auch alle Furcht vor dem baldigen Unter-

gang der Erdenwelt ist: zu so erhabenen Gedanken leitet dennoch die Erinnerung an die einst gewiß erfolgende Vernichtung dieser irdischen Schöpfung. Bürgen dieser künftigen Vernichtung sind uns das göttliche Wort selbst, und die Spuren von jenen schrecklichen, schon vor Jahrtausenden einmal statt gehabten Verwandelungen unsers Weltballs.

Und wenn auch erst nach Jahrtausenden oder nach einer Million von Jahren die Welt zertrümmert oder unter ungeheuern Fluthen begraben wird, wie es schon geschehen: immer bleibt diese Vorstellung erschütternd für den menschlichen Geist!

Nach hundert Jahren ist nichts mehr von mir und meinen meisten Zeitgenossen übrig, und nach einem Traum von vielleicht hunderttausend Jahren ist selbst von dieser Erde nichts mehr übrig. Verschwunden sind dann diese Länder, diese Völker, diese Städte, diese Werke menschlichen Fleißes und menschlicher Kunst! Alles liegt, als wäre es nie erschaffen gewesen, in dem ungeheuern Grabe verloren! Wozu dann, ihr Herrscher dieser Welt, eure Begierde, unermeßliche Weltreiche zu gründen? — Ach, eure Werke sind nicht mehr da, und neue Gebirge liegen über euern verschütteten Reichen. Wozu, ihr Ehrgeizigen, dann euer unmäßiges Streben nach langem Nachruhm bei den Völkern? Ach, diese Völker sind nicht mehr, und von euern Thaten ist das Gedächtniß entflohen. Ihr waret, als wäret ihr niemals gewesen. Vielleicht neue Menschengeschlechter wandeln nach Millionen Jahren über diesen Erdball in einer neuen Schöpfung, und ahnen nicht, daß vor ihnen schon Andere gelebt und gehandelt haben; finden keine Spur ihrer Vorwelt, die auf ewig

ausgelöscht worden; höchstens erstaunen sie in der Tiefe der Felsen, bei einzelnen versteinerten Gebeinen.

Alles, Alles, was irdisch heißt, wird vergehen, nur Du, Ewiger, der Du von Deinem Thron das Spiel der großen Verwandelungen siehst und ordnest, Du nur bist der Ewige und Unveränderliche immerdar! — Alles wird vergehen, Alles verwandelt, was vom Staube erzeugt ist: nur die Kräfte dauern fort, welche den Staub in allerlei Formen beseelen. — Mein Leib wird verschwinden, aber die erhabene Kraft in ihm lebt fort, der ihn belebende Geist.

Wie? ist nicht jeder Tag ein Weltuntergang? Sehe ich nicht alle Tage, wie sich das, was ist, verwandelt; wie das Alte einstürzt, das Verblühte hinmodert? Und immer neues Leben nimmt neue Gestalten, und über dem Schutt erheben sich neue Wohnungen, über dem Moder gewelkter Pflanzen steigen mit der wiederkehrenden Sonne neue Blumen empor!

Hinweg, o eitler Stolz auf den vergänglichen Ruhm irdischer Herrlichkeit! Wer weiß von mir noch nach Jahrtausenden, ob ich war, und was ich gethan? — Meine Seele soll nicht am Irdischen hängen, sondern an dem, was ewig bleibt!

An Dir, an Dir, Weltvater, Urgeist der Dinge, Licht des Lichts, Allmächtiger, allliebender Herrscher der geistigen Welt, Vater, mein V a t e r! — Ich will vergessen des irdischen Ruhms, wenn ich nur vor Dir, dem Ewigbleibenden, gelte. Ich will vergessen ob mich Reichthum umringt — was habe ich von diesem Staube? Nur wie mein Geist sich veredelt durch Deine Lehren, o mein himmlischer Lehrer, J e s u s, so bleibe ich; nur dies ist mein ewiger Reichthum.

Alles vergeht, o meine Seele, vergiß es nie, Alles! doch Gott, der Alliebende, nicht! — Alles, Alles, doch der durch Tugend vollkommenere Geist nicht!

26.

Die Heimathliebe der Völker.

Psalm 66, 5.

Aus heißer Wüste Palmen
Wölbst Du ein Schattenzelt:
Dem Wurm baust Du, in Halmen,
Voll Reichthums eine Welt.

Der Adler schwebt in Lüften,
Auf Fittigen des Sturms:
Es freut sich in den Klüften
Das Wild des stillen Schirms.

Mit wundervollem Bande
Knüpfst Du den Menschen fest
An seiner Heimath Lande,
Daß er sie nie verläßt.

Es mag kein Pünktchen geben
Im Weltall weit und breit,
Wo nicht ein frohes Leben
Sich Deiner Güte freut.

Oftmals, wenn mich ein Unfall betrifft, wenn mich eine süße, falsche Hoffnung betrügt, wenn mich eine Unvorsichtigkeit in Verlegenheit stürzt, oder wenn mich eine innige Schwermuth in den Erinnerungen um verlornes Geliebtes durchzittert, oder wenn mich Furcht oder Verzagen wegen der Zukunft überfällt, dann denke ich: warum kann ich doch nicht froh sein? wie sind doch Andere weit glücklicher, als ich!

Und es kommen auch wieder Stunden, in welchen ich die ganze Annehmlichkeit meiner Lage lebhafter als sonst empfinde; Stunden, in denen ich mich meiner Freunde und Geliebten, meines Standes, meiner Stellung im Leben freue; Stunden, in welchen ich mir den ganzen Umfang dessen, was mich zufrieden machen kann, klarer vorstelle und vergegenwärtige; Stunden, in denen ich mit den Gepriesensten der Menschenkinder nicht tauschen möchte. Dann denke ich: Wer ist im Grunde glücklicher als ich? Selbst kleine Unannehmlichkeiten verschönern nur das Bild meines Lebens; sie sind nur die das Licht erhebenden Schatten des Gemäldes.

Wann habe ich denn recht? — Vielleicht jedesmal? — oder vielleicht nie? — Woher weiß ich denn, ob Andere weit glücklicher sind, als ich? — woher, daß im Grunde Keiner glücklicher ist, als ich?

Dann versetze ich mich in die Lage Anderer. Und je tiefer ich in den Zustand Anderer mit meinen Beobachtungen eindringe, je heller überzeuge ich mich, daß dasselbe Auge, welches lacht, auch Thränen hat; daß dasselbe Herz eben so oft froh klopft im Vollgenuß seiner Seligkeit, als es bange und ängstlich schlägt, oder gar unter seinem Schmerz brechen will.

Der Tag des Greises vergeht, wie der Tag des Kindes. Nur äußern sich die Empfindungen des Mannes ruhiger, milder, als die der Jugend. Denn jener lebt mehr mit seinen Gedanken und Sorgen für die Welt, das Kind mit seinen Gefühlen mehr aus der Welt, und aus dem; was die Welt ihm beut. Jener runzelt in derselben Stunde düster die Stirne, in der er wieder zufrieden lächelt. Das Kind weint in derselben Stunde überlaut, in der es fröhlich hüpft und jaucht. — Reiz-

bare Personen empfinden jedes Ungemach lebhafter; sind sie darum unglücklicher? Nein, ihres Gemüthes zarte Saiten ertönen auch leichter von jedem leisen Anhauche der Freude und des Glückes. — Kalte, phlegmatische Personen werden nicht so leicht von jeder kleinen Widerwärtigkeit verwundet, ja sie bleiben selbst unter größern Unfällen ruhiger, und verachten das Uebermaß fruchtloser Betrübniß. Sind sie darum glücklicher? Nein, sie bleiben auch bei tausend Gelegenheiten freudenärmer, und kennen und schmecken unzählige zarte Vergnügungen nicht, von denen der Empfindsamere bewegt und beseligt wird. Sie gleichen denen, die, blöden Gesichts, nicht so viel Widerliches, aber auch nicht so viel Anmuthiges um sich her erblicken, als hellere und schärfere Augen.

So hat die Weisheit Gottes in die Natur jedes empfindenden Wesens ein Gleichgewicht in der Lust und Unlust gelegt. Zwischen beiden schwankt das Geschöpf: das vernunftlose Thier, unter der Führung und Gewalt dunkeler Naturtriebe; der Mensch aber wählend nach Eingebung seiner Erfahrung, seiner Vernunft und seines Gewissens. Wahrlich, Gott hat Alles wohl gemacht. Er schuf nichts, um es elend zu machen.

Alles ist in Allem gerecht für sich selbst geschaffen. Das ganze Weltall Gottes ist gleichsam ein unermeßlicher Freudenborn, zu welchen Miriaden höherer und niederer Wesen kommen, um Vergnügen zu trinken. Und jedes naht hinzu, trinkt und genießt; jedes auf seine Weise, je nachdem es verschiedene Werkzeuge des Genusses empfangen hat. Man kann nicht sagen, dieses oder jenes Werkzeug sei vortrefflicher; jedes ist für sich selbst vortrefflich, und für das Geschöpf und für das, was es ist und sein soll, allein zweckmäßig. Man kann ni-

sagen, dieses oder jenes Thier sei vollkommener oder unvollkommener. Jedes ist in seiner Gattung ganz vollkommen, und kann nicht anders sein zu seinem Glück und zum Wohl der großen Gesammtheit. So wenig ein Löwe, ein Hund, ein Adler oder eine Schlange, wenn sie menschenähnlich Ueberlegungen anstellen könnten, begreifen würden, worin denn der nackte, unbeschirmte, zarte Mensch Vorzüge vor ihnen habe, eben so wenig würden sie wünschen, eine andere Thierart zu sein. Der Löwe in der Wüste würde in seinem Machtgefühl nur den Vogel in der Luft verachten, und die leichte, zart und wunderbar gebaute Fliege den Fisch in der Welle bemitleiden. So wenig der Mensch seinen von der Natur empfangenen Zustand für den eines andern Geschöpfes hingeben möchte, würde jedes andere das Glück des Menschen beneidenswerth finden. Denn jedes kennt nur sich selbst, und was vermittelst seiner empfangenen Sinne und Triebe die Welt für ihn ist; kennt aber nicht den Andern, und was die Welt den Sinnen und Trieben des Andern zeigt und darbeut.

Durch diese weise Weltordnung, die der Allmachtvolle und Alliebende wollte und ewig hält, hat Alles ein zugemessenes Maß der Lust, und ist Alles da, wo es hingestellt ist, und sonst nirgends, an seinem rechten Platze. Eben dadurch ist Alles, was wir sehen und nicht sehen, mit lebendigen Wesen bevölkert, selbst das, was wir für unbewohnbar halten. Durch seine verschiedenen Naturen ist das Lebendige an einen gewissen Wohnort geknüpft, und kann und will ihn nicht verlassen und verwechseln mit andern. Der Vogel bleibt ewig seinem Luftrevier, der Fisch seinen Gewässern, der Tiger seinen Wüsten, der Steinbock und die Gemse den höchsten Ge-

birgsgipfeln, der Regenwurm und Maulwurf den unterirdischen Gängen, die Muschel den Klippen und Tiefen der Meere und Flüsse, das Rennthier den Schneefeldern des Nordens, der Affe den Wäldern heißer Himmelsstriche getreu. Eben dadurch ist bei der unzähligen Menge der lebendigen Wesen in der Welt doch Alles von einander wohl getrennt und abgesondert: und obwohl tausenderlei verschiedene Wesen auf einem kleinen Raume bei uns durch und über und unter und in einander wohnen, entsteht keine Verwirrung, und ist keins dem andern im Wege. Keins verlangt des andern Wohnung, keins des andern Speise, keins des andern Vergnügen. Jede Gattung der Geschöpfe, unbekümmert um die übrigen, findet der Fülle genug für sich. Jede möchte glauben, das Weltall mit seinen Genüssen sei nur für sie vorhanden, nur für sie berechnet, und alles Uebrige, was lebt, Nebensache, von dem man nicht einsieht, warum es ist. — So hat Alles seine eigenthümliche Welt; so ist, ich will nicht sagen, das große All der Dinge, sondern nur der kleine Stern der Erde, den wir bewohnen, eine Menge eben so vieler unsichtbarer Welten, die sich einander durchkreuzen und durchdringen, als es unzählige Gattungen lebendiger Wesen gibt.

Diese ungeheure und doch so richtige Vorstellung durchschauert mich; und der Gedanke, wie natürlich, wie einfach er auch ist, erfüllt mich mit Furcht und freudiger Bewunderung. Ich verliere mich in den Miriaden der Familien von Gottes Geschöpfen. Ich erkenne die Größe des Allerhöchsten von einer neuen Seite, die Größe dessen, der sich durch Jesum Christum mir als mein Vater offenbarte. O, meine Miterschaffenen, kommet her, und sehet an die Werke Gottes, der so

wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern! (Ps. 66, 5.)

Zwar auch dem Menschen ist seine Schranke gesetzt, und das Element ihm angewiesen, in welchem er leben soll, daß er dem Leben und Glück anderer Wesen nicht lästig falle oder demselben ganz zerstörend werden könne. Allein reicher an Gottesgaben, wie zur Herrschaft und Erkenntniß der Dinge erkoren, ist er in keiner Region ganz fremd. Er dringt in den Abgrund der Meereswogen und sammelt Perlen von dem verborgenen Fuße der tiefsten Klippen des Ozeans. Er schwingt sich ohne Flügel zum Adler über die Wolken des Himmels. Es gebricht seinem Willen nur an Mitteln, nicht an Kühnheit, den Erdball unter seinen Fersen zu verlieren, und der Welt des Mondes zuzufliegen, ihre Beschaffenheit zu erforschen. Er treibt seine Schachten bohrend in die Eingeweide des Erdballs, wohin kein anderes bekanntes, lebendiges Wesen geht, und schlägt Metalle aus unterirdischen Tiefen, die nie das Tageslicht bestrahlt hat. Er klettert auf die Spitzen ewig beschneiter Hochgebirge, wohin selbst die Gemsen zu klimmen sich scheuen. Der Mensch will überall zu Hause sein. Er ist nirgends Fremdling. Er bringt sich Genüsse herbei, die kein anderes Thier ahnet; schafft Getränke, welche die Natur nicht ursprünglich selbst bereitet; nichts ist ihm ungenießbar, was andern Geschöpfen zur Speise dienen könnte: er selbst ist das größte Raubthier, der den Vogel in der Luft verfolgt, den Wallfisch in den Eismeeren sticht, und mit Kugeln oder Pfeilen das schnelle Wild der Einöden ereilt.

So wie es für die Belebung des ganzen Erdballs eine weise Anordnung Gottes ist, daß jede Thierart,

vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, nur eine bestimmte Gegend bewohnen kann, daß sie alle weit auseinander bleiben, und sich nicht zu ihrem eigenen Verderben in eine Gegend vereinen und zusammendrängen mögen: so ist es für die höhere Bestimmung des Menschen nicht minder weise Anordnung, daß er so eingerichtet ist, allenthalben auf Erden seinen Aufenthalt nehmen zu können. Andern Thierarten ist nur ein gewisser Himmelsstrich zuträglich, ist die ihnen angemessene Speise nur in bestimmten Weltgegenden vorräthig. Der Mensch findet seine Speise, seine Behaglichkeit unter allen Zonen. Löwen, Panther, Tiger, Affen, Elephanten u. s. w. würden in den nordischen Eis- und Schneefeldern gänzlich untergehen. Ihnen ist die glühende Sonne über dem Haupte zum Bedürfniß. Der Eisbär, das Rennthier hingegen können nicht in warmen Landen bestehen; sie würden in den fruchtbarsten Gefilden Hungers sterben, weil ihre Speise, ihr Moos, ihre Flechte nur an den magern, vielbeschneieten Felsen kalter Mitternachtländer wachsen. Der Mensch hingegen baut sich leichte Hütten von Baumzweigen in den glühenden Sandwüsten und pflückt die Kokosnuß vom Gipfel des Palmbaums; er streut und ärntet vervielfältigt die Saaten seines Brodes in den Boden gemäßigter Erdgegenden; er wohnt an den Felsen des Eismeers, gräbt sich in den Boden unter dem Schnee sein Haus, und trägt Vorräthe von Fischen hinein.

Man möchte fast besorgen, daß eben diejenige Eigenschaft des Menschen, die dazu dienen soll, durch ihn alle Weltgegenden zu bevölkern, das Gegentheil bewirken und verursachen könnte, daß sich einmal alle Menschen auf einen Fleck der Erde zusammendrängen. Denn weil sie

ihrer Natur nach fähig sind, überall wohnen zu können: warum sollten sie nicht einmal auf den Wunsch kommen, die rauhen und wilden Weltgegenden, oder die brennenden Wüsten der heißen Zone, gegen schönere und mildere Himmelsstriche zu vertauschen? — oder unfruchtbare Einöden, in denen sie herumstreifen, gegen fruchtbare Landschaften, die Alles, was das Leben reizend und bequem macht, in Ueberfluß erzeugen? Wenn dies je geschehen sollte, welche ungeheure Völkerwanderung! Welch ein entsetzliches Kriegen und Morden zwischen denen, die da kommen, und denen, die verdrängt werden sollen!

Und doch lehrt eine vieltausendjährige Erfahrung, daß ein solches Besorgniß ganz ohne Grund sei. Nicht deswegen, weil die Völker, welche in angenehmen Landen wohnen, stärker und tapferer sind, als alle übrigen, und ihnen Furcht einflößen. Nein, sie können es nicht immer, und die Menge der Uebrigen würde endlich auch die Tapfersten erdrücken. Nicht deswegen, weil die Bewohner unfruchtbarer Länder die lieblichern Weltgegenden nicht kennen. Nein, denn sie sind ihnen durch ihre Reisenden gar wohl bekannt. Und es sind in andern Welttheilen noch unermeßliche Landstriche vorhanden, welche unbewohnt sind und von denen wir wissen, daß sie schöner, milder, üppiger sind, als unsere Vaterlande. Auch nicht deswegen, weil in allen Menschen ein gewisses Rechtlichkeitsgefühl so mächtig herrscht, daß Keiner den Andern aus seinem Wohnsitze und Eigenthum vertreiben möchte. Nein, denn größer, als das Rechtlichkeitsgefühl, ist meistens die Habgier und unbarmherzige Selbstsucht der Menschen. — Und doch verlassen die Nationen ihre Sitze nicht, sondern bleiben auf den Stätten, die ihnen Gott angewiesen hat. Ja, sie sehnen sich nicht einmal

in die schönern Gegenden, denn jede Völkerschaft findet, daß eben diese Heimath, auch bei manchen Mängeln derselben, die vorzüglichere sei.

Durch keinen rohen, bloß thierischen Naturtrieb also sind die Völker an die Weltgegenden gebunden, die sie einnehmen; durch keine Furcht, durch kein Gewissen, sondern durch den Zauber der Heimathliebe. Dies unsichtbare Band ist so mächtig, daß es gegen die Vorzüge fremder Länder gleichgültiger, aber gegen deren Nachtheile empfindlicher macht, wie es umgekehrt mit allen inländischen Mängeln aussöhnt, und alle Vortheile des vaterländischen Himmels reizender darstellt.

Wahrlich, die Macht der Heimathliebe ist nicht minder wunderbar, und ihre Wirkung zum Besten des menschlichen Geschlechts nicht minder außerordentlich, als ihr göttlicher Ursprung. Man erkennt den Finger Gottes auch hier, daß Millionen mit Begeisterung eben den Erdstrich lieben, den bewohnen zu müssen Millionen ihr größtes Elend heißen würden. So ist Gott überall Gott; nur er wirkt überall weislich, gnadenvoll, unbegreiflich. Kommet, und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern!

Jene Heimathliebe, die allen Völkern natürlich ist, kann man durchaus nicht für eine Frucht der Gewohnheit halten. Sie ist etwas anderes, und mehr, als bloße Gewohnheit! Das bezeugen tausend und tausend immer sich wiederholende Erfahrungen. Unzählige verlassen, ihr Brod, ihren Erwerb in fremden Landen zu suchen, die Heimath; ziehen hinaus in die reizendsten Gegenden der Erde, verleben da bei weitem den größten Theil ihres Lebens, und kehren doch am Ende immer wieder zur Heimath zurück, der sie lange entwöhnt worden sind.

Der Alpenbewohner, im rauhen, einsamen Felsenthale erzogen, wird in den üppigsten Fluren, in den freundlichsten Städten, in den schönsten Palästen, mitten im Schoose des Ueberflusses vom Heimweh überfallen. Er kann die Fremde nicht lieben; sie bleibt seinem ganzen Gemüthe fremd. Sein dürftiges Felsenthal ist zu arm, es kann ihn nicht ernähren; er muß es verlassen, um sein Brod in entfernten Gegenden zu suchen. Er sucht und findet es, arbeitet, sammelt, und hat er genug gesammelt, kehrt er in sein dürftiges Felsenthal zurück. — Der gewerbsame Stadtbewohner verläßt aus Liebe zu größerm Reichthum die Heimath, überschifft Meere, siedelt sich in paradiesischen Landschaften an, treibt daselbst den größten Theil seiner Tage unter Geschäften des Handels hin, endlich kehrt er, reicher an Geld, nicht an Freuden, in das Städtchen seiner Heimath zurück, wo seinem Herzen allein die Freude recht erquickend ist. Es sind aus den wüsten, unwirthlichen Schneefeldern des entlegensten Nordens junge Leute in die angenehmsten Gegenden und Städte unsers milden Himmelsstrichs geführt worden, um sie zu bilden, zu unterrichten. Es sind Reisende aus den heißen Ländern zu uns gekommen, wo sie statt der Sandwüste blühende, grüne Auen, statt der reißenden Thiere, statt der entsetzlichen Schlangen zahme, freundliche Heerden fanden, statt der Armuth vielfältigen Genuß, den Natur und Kunst gewähren. Aber nach mehrjährigem Wohnen unter uns kehrte der Nordländer recht freudig und sehnsuchtvoll zu seinem Eislande zurück, wo kaum noch ein Baum grünen mag unter dem ewigen Froste, und der Südländer suchte wieder die von der Sonnengluth versengte Heimath auf.

Oder wer von uns möchte seine Weltgegend auf immer gegen die Einsamkeit der kalten Polarländer vertauschen, wo über schwarze Felder der ewige Winter sein Leichentuch ausbreitet; wo eine halbjährige Nacht mit einem eben so langen Tage wechselt; wo, in die Felle erschlagener Bären gewickelt, der Mensch mit Lebensgefahr unter den wüthendsten Stürmen zwischen den Eisschollen des Meeres hinschiffen muß, Fische zu seiner Nahrung zu fangen? Und doch wohnen viele glückliche Menschen daselbst, die uns nicht um das beneiden möchten, was wir als Vorzüge preisen. Wer von uns würde unsere freundlichen Landschaften mit dem brennenden Himmelsstriche vertauschen wollen, wo die senkrechten Strahlen der Sonne das Erdenrund durchglühen; wo kühlende Quellen zu den Seltenheiten gehören; bald die ganze Natur in der ewigen Hitze zu verschmachten droht, bald Alles in den langen vielmonatlichen Regenzeiten in Fäulniß verderben will; wo Wärme und Feuchte ein Heer quälenden Ungeziefers zeugt, und der Mensch mit allerlei Ungeheuern der Wüste zu kämpfen hat? Und doch wohnen dort glückliche Menschen, die eben so wenig nach unserm von uns gepriesenen Lande verlangen, als wir nach dem ihrigen.

Diese wunderbare Heimathliebe hat viele Aehnlichkeit mit der Liebe des Säuglings zur Mutter, mit der Liebe der Mutter zu ihrem Säugling. Und bötest du der Mutter für ihr eigenes Kind auch ein weit schöneres, weit geistvolleres: sie würde es verschmähen, und nur das ihrige lieben können.

Wie soll ich mir ihren Ursprung erklären, da sie kein eigentlicher Naturtrieb, auch keine bloße Frucht der Gewohnheit, noch weniger eine Folge von Ueberlegung ist?

Die Heimathliebe hat ihre ersten Keime in den ersten Empfindungen und Vorstellungen des jugendlichen Alters. So wie da auf das zarte Gemüth, auf das reizbare Gefühl, auf die lebhaftere Einbildungskraft alle Umgebungen einen tiefern Eindruck, einen unverlöschlichern, machen, als in spätern Jahren: so hinwieder lebt der junge Mensch sich gleichsam tiefer und inniger in alle seine Umgebungen hinein; er belebt Alles, auch das Leblose, mit seinen Vorstellungen; er macht spielende Freundschaften, wie mit Kinderpuppen, so mit Gesträuchen, Wohnungen, Bergen, Winkeln. Jeder Tageszeit, jeder Jahreszeit, jeder häuslichen und außerhäuslichen Beschäftigung lauscht er, möchte ich sagen, ihre innerste Natur, ihren feinsten Reiz ab, der erwachsenern Personen kaum empfindbar ist. Gleichsam wie eine geistige Pflanze, schlägt er mit seinem Gemüthe Wurzeln und Ranken in und um alle Dinge seiner Jugendwelt. Er wächset gewissermaßen mit dem, was ihn umgibt, zusammen, und wird Eins mit demselben. Weil sich sein ganzes Wesen Allem auf das zarteste anschmiegt, wird hier auch Alles seinem Wesen vollkommen zusagend.

Je älter aber der Mensch wird, je mehr wird er auf sich selbst zurückgedrängt. Er hat andere Bekanntschaften und Freundschaften, als die mit todten, unbelebten Wesen, Zeiten und Umständen; er kann sich nicht mehr spielenden Träumen hingeben, er gehört den Sorgen, die ihn gegen Außendinge gleichgültiger machen. Er beachtet diese oft kaum. Ein ganzer Bildersaal macht dem Manne oft kaum das Vergnügen, als einst dem Knaben der Anblick eines kleinen bunten Bildes von rohen Farben und Umrissen. Ein ganzer Brautschmuck, ein Ueberfluß kostbaren Hausgeräthes entzückt die Jung-

frau und das Weib nicht mehr so sehr, als ein buntes mit Flittern durchwirktes Band einst das kleine Mädchen. — So wird der Erwachsene, in Geschäften und Zerstreuungen aller Art verloren, gewissermaßen blinder gegen die Außenwelt; er übersieht Vieles, was das Kind einzeln durchdringt und beobachtet. Was ihn umfängt, macht weniger tiefen Eindruck — aber die ersten Eindrücke aus der frühern Zeit sind noch unerloschen, und verlöschen nicht, wenn sie sich auch verdunkeln. Sie können nicht ganz verschwinden, denn sie hatten auf die bleibende Gemüthsstimmung und die nachherige Geistesrichtung den folgenreichsten Einfluß; der erwachsene Mensch ist nur zu dem ausgewachsen, wozu er im zarten Beginn des Lebens und der ersten Selbstthätigkeit ward. Daher bleibt ihm auch in spätern Jahren, oft ohne es zu wissen, Vorliebe zu dem, was ihm am frühesten tief zugesagt hatte. Daher kann er in spätern Jahren in der Fremde reizendere, schönere Naturen finden; aber sie ergreifen ihn weniger, als die Natur der Heimath; mit welcher sein ganzes Wesen einig ist.

So erklären wir uns, warum noch Greise eine heftige Sehnsucht nach den Plätzen ihrer Kinderspiele, und Männer beim Anblick der Gegend, wo sie ihre Jugend verlebten, und wovon sie lange getrennt waren, ein Gefühl haben, welches sich nicht beschreiben läßt, und mit keinem andern Gefühle verglichen werden kann. So erklären wir uns, wie der, welcher in der Fremde allen Reichthum, alle Ehren ärntet, immer auf die Heimath zurücksieht, immer sich im Geiste dort am liebsten befindet und das Damals mit dem Jetzt vergleicht; wie ihm der Ruhm der ganzen Welt beinahe nur wichtig wird, weil er denkt, daß seine ersten Mitbürger, seine

Jugendgenossen davon erfahren. So erklären wir uns, wie ganze Völker mit unauflöslichen Gemüthsbanden an ihre Heimath angefesselt sind, daß sie neben derselben auch von der Natur beglücktere Gegenden verschmähen können.

Das ist Gottes Werk, das ist Gottes Weisheit, zur Erhaltung der Ordnung im menschlichen Geschlecht, und daß alle Theile des Erdbodens von demselben gekannt, erforscht, bewohnt und angebaut würden; nicht des Erdbodens willen, sondern des menschlichen Geistes willen, daß er in Kenntniß des Heiligthums und der Majestät des Schöpfers wachse und vollkommener werde, das heißt, seiner Bestimmung immer mehr entgegenreife.

Das ist Gottes Werk, das ist Gottes Weisheit. O kommet her und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern! — Wunderbar! Wann werde ich enden mit der Wahrnehmung Deiner Herrlichkeit, o Du an Wunderthaten Unerschöpflicher? Wohin ich mich wende, begegnen mir die glänzenden Spuren Deiner Güte und Weisheit. Und was beim ersten darauf gerichteten Blick mir unerheblich und klein schien, wird, näher betrachtet, zum Gegenstand des Erstaunens und der Anbetung.

Ja, Wunderbarer, o Du Vater Aller in den verschiedensten Heimathen, ich falte in Verehrung und Demuth und heiligem Entzücken meine Hände, und bete zu Dir empor! Vater, der Du Freude gibst auch den stillen Einöden und Seligkeit den Wüsteneien für das Menschenherz: könnte ich doch Deines Erbarmens, Deiner Liebe würdig werden, wie Du der unendlichen Verehrung und Anbetung aller Wesen, im Größten wie im Kleinsten, würdig bleibst! — Wie tief durchdrungen bin ich von

Dir und Deiner Macht und Huld und Weisheit! Ich sehne mich zu sterben, um ganz aufgelöset zu sein in Dir. Ich sehne mich, alle Welten um mich versammelt zu sehen, um ihnen zurufen zu können: Kommet und sehet, o sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun im Himmel und auf Erden, seit Ewigkeiten und in alle Ewigkeiten. Amen.

27.

Das Erscheinen Christi im Leben.

1. Joh. 4, 9.

Er kam, der Gottmensch kam,
Und von der Menschheit nahm
Er alles Irrthums Binde,
Er allen Fluch der Sünde.
Was mocht' uns alles Wissen frommen
Wär' Jesus nicht gekommen?

Sonst sah der Mensch in's Grab
Nur hoffnungslos hinab;
Nur Ahnung war vom bessern Leben:
Er hat Gewißheit uns gegeben.
Was mocht' uns alles Ahnen frommen,
Wär' Jesus nicht gekommen?

Der Mensch, des Zufalls Spiel,
War ohne höh'res Ziel,
Das Leben eine traur'ge Bürde:
Er kam und gab uns unsre Würde.
Was mocht' uns unser Dasein frommen,
Wär' Jesus nicht gekommen?

Hinweg nun alles irdische Kümmern, alle irdischen Sorgen! Ich flüchte mich aus dem Getümmel der unruhigen Welt in den Frieden der Religion. Da finde

ich in heiligen Betrachtungen endlich immer die im alltäglichen Lebensgewühl verlorne Heiterkeit wieder. Und diese Heiterkeit erhebt mich noch lange nachher über das Ungemach des Irdischen, und stärkt mich, daß ich Widerwärtigkeiten mit weisem Muth bekämpfe, oder, was nicht zu ändern ist, mit weiser Gelassenheit ertrage.

Ich habe ja genug gethan für meine häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse. Auch der Geist fordert nun seinen Feiertag! Und es ist sein Feiertag, wenn er sich über das Drückende der irdischen Umstände emporhebt, und mit Andacht den höchsten Heiligthümern der Welt naht.

Hinweg Angst und Furcht um die Zukunft, Schmerz um die Vergangenheit, kleinliches Sinnen und Sorgen um äußern Wohlstand! Wer sich solchen irdischen Bedürfnissen ausschließlich hingibt, nur dahin seine ganze Aufmerksamkeit wendet, sinkt in den Kreis der Thierwelt nieder. Denn auch das Thier weiß ja nichts Köstlicheres, als sich vor äußerm Ungemach zu schützen und seines Leichnams zu pflegen.

Aber ich bin Mensch; und in ihren Tempeln begeht zu dieser Zeit die gesammte Christenheit das Fest der Geburt Jesu — das Fest, welches mich an meine erhabene Menschenwürde lebhafter erinnert, als jedes andere Fest. — Ich bin Mensch! Auch Christus, der Weltbeseliger, der Gottessohn, ward Mensch! — Daß er es ward, ist mir der herrlichste Beweis von der Würde des Menschenthums selber, und von meinem eigenen Werth, den ich in Gottes Augen habe, mag ich auf Erden groß oder gering, reich oder arm sein.

Es gab vor der Erscheinung Christi im Leben wohl auch hocherleuchtete Weise. Aber welche derselben hatten

von ihrer Menschenwürde ein so reines und lebendiges Gefühl, als dasjenige ist, welches uns der Göttliche verlieh? Sie erkannten wohl durch das Entzücken, welches die Tugend ihren Verehrern gewährt, ihre Erhabenheit über andere thierische Geschlechter, und den Werth ihres Geistes, durch dessen große Eigenschaften, durch dessen Sehnsucht nach der Wahrheit und Vereinigung mit Gott. Dennoch schwankten auch die Weisesten ungewiß und schüchtern zwischen Zweifeln, und ihre Lehre war von Erfindungen ihrer Einbildungskraft und sinnreichen Gebilden, ohne Wahrheit, durchflochten.

Viele, weniger erleuchtet als sie, hielten den Menschen nur für ein Thier höherer Gattung, schöner gestaltet, geschickter, kunstvoller, gedankenreicher als den Affen und Elephanten. Sie sahen nur auf seine leiblichen Umstände und die gemeinsten Lebensbedürfnisse. Sie meinten, der Mensch habe erst von den Thieren gelernt, was ihm nützlich sei, und wo diese seine Lehrer stehen blieben, habe der klügere Schüler seine Sache nur vervollkommnet. Sie dachten kaum an den wesentlichen Unterschied ihres Geistes vom Leibe; und wenn sie die Pflanzen des Feldes verdorren, Menschen- und Thierleiber nach dem Tode vermodern sahen, glaubten sie, mit ihrem letzten Athemzuge werde Alles geendet sein. — Und wenn gleich eine innere Stimme in ihnen laut rief: du bist unsterblich! so verstanden sie dieselbe kaum. Viele erfanden sich seltsame und thörichte Fabeln von dem Zustande der Geister nach dem irdischen Tode, von Belohnung uud Bestrafung der Thaten jenseits des Grabes. Aber die Einsichtvollern im Volk verlachten selbst diese Fabeln, und indem sie solche verwarfen, ließen sie zugleich die Sicherheit ihrer Unsterblichkeit fahren, und

legten mit dem Irrthum auch die hohe, in demselben verborgene Wahrheit ab. Dennoch blieb die innere Stimme in ihnen laut und die Sehnsucht nach unvergänglichem Leben. In diesem Widerspruch, welchen sie sich nicht zu lösen verstanden, erwuchs ihre Begierde nach Unsterblichkeit ihres Namens unter den Menschenkindern. Es schien ihnen gleichsam eine Verlängerung des Lebens zu sein, wenn sie glauben konnten, nach dem Tode noch lange im Angedenken der Nachkommen fortzudauern. Und diese Sehnsucht, diese Begierde eines unvergänglichen Nachruhms war die Mutter eben so vieler großer Thaten als verderblicher Unternehmungen.

Andere begriffen weder sich noch die Welt. Es blieb ihnen das große All ein dunkles Räthsel; sie hielten Alles für eine Entwickelung todter Kräfte, und alles Leben und Sein für ein bloßes Spiel des Zufalls. Wohl staunten sie oft betroffen das weise Geordnete im Weltall, wie im einzelnen Schicksal der Sterblichen an. Allein sie erklärten sich dies durch eine über alles erhabene Nothwendigkeit, welche das All beherrsche, ohne sich seiner selbst bewußt zu sein. Was sie Nothwendigkeit hießen, schien Andern bloße Wirkung des blinden Ohngefährs, welches den Sandhaufen am Meer zusammenwehe, und den Lauf der Gestirne ordne, daß in den unendlichen Räumen dort oben nicht Weltkörper gegen Weltkörper stürzen. Dies war die Weisheit des Alterthums. Selbst unter den Juden glaubten die Pharisäer an eine Auferstehung des Fleisches, ohne Veredelung der Geister zu beabsichtigen; und die Saduzäer läugneten mit der Wiedervereinigung der irdischen Leiber die Unsterblichkeit der Geister.

Da ward **Christus** geboren. Sein Erscheinen auf Erden selbst ward für die gesammte Menschheit der herrlichste, untrüglichste Beweis ihres Werthes und ihrer Würde. Er gab der Menschheit durch seine himmlische Offenbarung von dieser Würde ein lebendiges Gefühl, eine feste Ueberzeugung — Ueberzeugung, nicht nur, daß Gott die Menschen erschaffen habe und ihr Schicksal leite, sondern daß er sie auch **liebe**, wie ein Vater seine Kinder liebt. Und diese Liebe der Gottheit zu seinen erschaffenen Geistern begründet die wahre Würde, den hohen Rang derselben in der Reihe aller erschaffenen Dinge.

Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. (1. Joh. 4, 9.)

Wohl oft habe ich diese merkwürdige Stelle der heiligen Schrift gelesen oder gehört, ohne mir ihren tiefen Sinn in dieser Beziehung deutlich zu machen! Sie redet von einem hohen Werth, den ich schon dadurch habe, daß der ewige Schöpfer mich in die Reihe seiner Wesen **zum Menschen** schuf. Diesen Werth empfange ich aber erst durch die besondere Liebe des höchsten Wesens zu uns, seinen erschaffenen Geistern; und diese Liebe offenbarte er zu uns am herrlichsten dadurch, daß er uns seinen eingebornen Sohn gesandt hat.

Was der Schöpfer aus dem Nichts ins Dasein rief, liebt er wohl Alles. Denn für Alles sorgt er seit der Schöpfung mit unendlicher väterlicher Huld. Er bereitete Nahrung überall, für den Löwen in der Wüste, für den Adler in hohen Lüften, wie für den kleinsten Wurm, der im Sonnenstrahl tanzt oder dem Auge kaum sichtbar im

Staube irrt. Für alle erfand er eigene Genüsse, eigene Freuden. — Auch der Mensch ward von seiner Huld nicht vergessen. Es machte Gott demselben die Thier- und Pflanzenwelt unterthan. — Allein der Mensch war mehr als Thier und Pflanze. Es sollte nicht bloß für seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt werden — auch für das Höhere, Ewige in ihm, für den Geist.

Einst, da das Geschlecht der Sterblichen aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, war schon dafür gesorgt. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß nicht die ersten der Erschaffenen mit der Gottheit in wunderbar nahen Verhältnissen gestanden haben sollten. Denn noch jetzt finden wir in jenen heiligen Büchern und Ueberlieferungen Mosis, die er vor vier Jahrtausenden aus einer mehrtausendjährigen Vorwelt nahm und sammelte, daß jene ersten Menschenfamilien in ihrem einfachen Hirtenleben mehr von Gott und göttlichen Dingen wußten, als die spätern Zeitalter; daß sie über die wunderbare Bildung der Erde und des Himmels und die Gesetze, in welchen sich das unermeßliche All regt, mehr Kenntnisse besaßen, als über die Art und Weise, wie sie sich eine feste und bequeme Wohnstätte bauen, gewöhnliche Kleider, schmackhaftere Leibesnahrung und andere Vortheile oder Annehmlichkeiten für des Lebens Nothdurft bereiten könnten Noch jetzt haben Nationen, die in jenen Gegenden des Morgenlandes wohnen, aus alten Sagen und Ueberlieferungen der vergangenen Jahrtausende eine Fertigkeit behalten, den Gang der himmlischen Gestirne zu berechnen, ohne daß sie den wahren Grund der Richtigkeit ihrer Berechnungen kennen. Es ist bei ihnen bloß erlernte, todte Gedächtnißsache und Nachmachen geworden.

Je weiter der Mensch sich von seinem Ursprung im Lauf der Zeiten entfernte, je öfter unterließ er das Aufwärtsblicken zu seinem Urheber und in das göttliche All seiner wahren Heimath. Er blickte zu viel hinab auf den Staub, auf das Thier und das Thierische an ihm selbst. Er wühlte sich in die Erde ein, und verlernte den Himmel. Er erfand sich Bequemlichkeiten, Hausgeräthe, neue Speisen, neue Kunstwerke, neue Waffen, neue Spiele, aber vergaß die göttliche Weisheit der hohen Alten, die von dem allem nichts, desto mehr von ihrer Verbindung mit Gott wußten. So sanken die Menschengeschlechter von Zeitalter zu Zeitalter immer tiefer und tiefer. Sie fingen an zu verlernen, nicht nur daß ein lebendiger Gott herrsche — aus Stein, Holz und Erz machten sie sich Götzen — sondern selbst zu vergessen, daß sie Gott verwandte, unsterbliche Geister wären. Sie sanken immer mehr in den Kreis der Thierheit nieder.

Da erbarmte sich Gott des armen Menschengeschlechtes; es war die Zeit, dasselbe zur Erkenntniß vom ersten Ursprung und den hohen Bestimmungen nach diesem Leben zurückzuführen. Also offenbarte sich die Liebe des Schöpfers zu unsern Geistern; sie gab uns das verlorne Gefühl unsers bessern Werthes wieder. Und Gott sandte seinen eingebornen Sohn in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Alle Menschen sind Söhne und Töchter Gottes, Kinder eines gemeinsamen ewigen Vaters. Darum nennt Christus auch uns seine Brüder, seine Schwestern. Aber wo ist der Sterbliche, seit Sterbliche unter dem Monde wandeln, welcher diesem Wunderbaren, Göttlichen jemals gleich gekommen wäre? Wo ist der Weiseste unter den Kindern des Staubes, der die Tugend so rein, uneigen-

nützig, lichtvoll und in so hohen Beziehungen auf Gott und Ewigkeit dargestellt hätte, als Christus? Wo ist der Scharfsinnigste unter den Gelehrten des Alterthums und der neuesten Tage, welcher das Verhältniß des Menschen zur Gottheit in so ursprünglicher Einfalt und Klarheit zu offenbaren Macht gehabt hätte, als Christus? Wo ist der größte König des Erdballs, der unbezwingbarste Welteroberer aller schon gewesenen Jahrtausende, der durch die Waffen seiner Millionen Streiter, oder durch die in seiner Hand versammelten Schätze aller Länder, oder durch die Kühnheit seines Verstandes und Willens so unaufhörlich fortdauernde, so unvergänglich wohlthätige, ungeheure Wirkungen, auf das menschliche Geschlecht gehabt hätte, als Christus, vermöge seines ruhigen Wortes? Wo ist der Edelste unter allen Edeln der Vorwelt und des heutigen Tages, der ein so heiliges, reines Leben geführt hätte, ein Leben, nur ganz überirdischer Liebe zur Menschheit voll, ein Leben, das sich für das Glück der Menschheit freudig selbst zum Opfer darbrachte, als Christus? — Er war ein Mensch; aber es war ein Höheres mit und in ihm, das mit und in keinem andern Sterblichen je gewesen ist. Gott wirkte wunderbar durch ihn. Darum wird er mit Recht von irdischen Zungen der eingeborne Gottessohn genannt, der Auserwählte des Herrn, der Christus!

Das ist das unverwerfbare Unterpfand der Liebe Gottes zu unsern unsterblichen Geistern, daß Gott uns seinen eingebornen Sohn gesandt hat: auf daß wir durch ihn leben sollen.

Ja, Christus brachte durch sein Erscheinen auf Erden ein neues Leben in die Menschheit: das höhere Geisterleben zu Gott. Er brachte uns die Offenbarung

wieder von unserer überirdischen Abstammung, von der Würde unserer entweihten menschlichen Natur. Er erhob uns wieder über den Zauberkreis des niedrigen, sinnlichen Genusses und der Thierheit, zum Göttlichen und Ueberirdischen, dem wir entstammen, dem wir angehören, dem wir auch nachher noch verbleiben, wenn die Asche des Sterns, auf dem wir heute wandeln, und welchen wir Erde nennen, von unserm Geist wieder abgefallen ist.

Schon sind beinahe zwei Jahrtausende verflossen seit dem großen, ewig denkwürdigen Tage, da, wie die heilige Schrift sich ausdrückt, Gott geoffenbart ward im Fleisch — Gott durch seinen Auserwählten zur Geisterwelt auf Erden redete. Noch jetzt feiern wir den Tag der Geburt Jesu Christi, als den denkwürdigsten und wichtigsten in der gesammten Weltgeschichte. Kann ich anders, denn ihn als einen Festtag betrachten, an welchem ich meine eigene Würde in der Reihe der erschaffenen Wesen ehre? — Ward Christus Mensch, welch einen Vorzug gewährte der Schöpfer mir, daß auch ich ein Glied der Menschheit, ein Kind und Liebling in der Geisterfamilie Gottes wurde!

Aber ach! neben diesem erhebenden Gedanken drängt sich schnell ein anderer empor, welcher mich und den gerechten Stolz, welchen ich als Mensch hegen könnte, tief niederbeugt. Gott zeigte mir durch seinen eingebornen Sohn seine unendliche Liebe; aber erwiederte ich sie mit unendlicher Liebe? Christus offenbarte mir den Vater; offenbarte ich mich dem Vater durch mein Gemüth als sein Kind? Der Schöpfer erhob mich über Millionen niedriger Wesen empor — ward ich, blieb ich meiner Menschenwürde treu, oder sank ich oft durch eigene Schuld unter dieselbe in das Thierische und Schlechtere hinab?

Wahrlich, das Fest der Menschheitswürde fällt nicht ganz vergebens an den Schluß eines großen Zeitabschnittes, eines Erdenjahres! — Gern pflegt man am Ende eines Jahres auf dessen mannigfaltige Begebenheiten zurückzublicken; zu prüfen, ob man in seiner Haushaltung, in seiner Denkart vorwärts oder rückwärts geschritten sei. — Behauptete ich im Laufe des vergangenen Jahres meinen innern Werth, meine vollkommene Würde als Mensch? — Darf ich mich der gegenwärtigen Festzeit und der Geburtsfeier Christi mit Recht freuen?

Ich verstumme. Ich sehe in die Vergangenheit zurück. Ich fühle mich von mancherlei Erinnerungen gerührt. Doch mein Gedächtniß wird irre. Nur einzelne auffallende Ereignisse, nur einzelne lebhafte Empfindungen werden mir deutlich, die ich dabei hatte. Ich kann mich nicht jedes Tages, jeder Stunde mehr genau erinnern, wenn nicht ein ganz besonderer Anlaß das Andenken daran weckt.

Aber ich will — denn wichtig ist mir zu wissen, was ich als Mensch werth bin und wie ich vor Gott stehe! — ich will eine ruhige Stunde, eine Einsamkeit zum Nachdenken über mich selbst suchen. Da will ich prüfen und mir klar machen, wie ich jetzt bin; wie ich zu wünschen, zu denken und zu handeln pflege. Denn was und wie ich jetzt bin, das bin ich durch meine Art zu sein im vergangenen Jahre geworden. Dies ist der einfachste und zuverlässigste Weg zur Erkenntniß meines Werthes und meines gegenwärtigen Verhältnisses zu Gott und Ewigkeit. Da werde ich denn bald erblicken, ob Jesus, der Gottoffenbarer, für mich vergebens in die Welt getreten ist, ob ich meine angestammte Menschenwürde unter allen Lebensumständen behauptete, oder sie

vergaß und verwahrlosete; ob ich durch Haß und Zorn, oder durch Wollust, oder durch Neid, oder durch Habsucht, oder durch beständiges Sorgen für meine leiblichen Bedürfnisse, oder durch Wohlgefallen an Schwelgerei, dem Thiere gleich wurde. Ich werde wahrnehmen, ob ich sogar nicht vielleicht noch unter den sittlichen Werth des Viehes sank durch das Laster der Trunkenheit, durch unnatürliche Ausschweifungen anderer Art, durch Verleumdungssucht, Schadenfreude, Lüge und Betrügerei gegen den Nächsten.

Das unfehlbarste Kennzeichen meiner Ebenbildlichkeit mit Gott, meiner rein erhaltenen innern Würde, ist: meines Geistes Freiheit! — Habe ich meine Freiheit immer gegen die Gewalt der Leidenschaften entschlossen behauptet? That ich immer, wie ich einsah, daß es recht sei; wie Vernunft und Gewissen es billigten; wie ich nach Jesu mit geoffenbartem Gotteswillen soll? Oder ward mein Wille nicht durch meine eigene Ueberzeugung, sondern durch unedle Begierden, durch Selbstsucht und Eigennutz, durch Launen, Stolz, Empfindlichkeit beherrscht? Habe ich noch Fehler an mir, die meines Leibes und Geistes Gesundheit und Freude schwächen? Fehler, die den Adel meiner Würde, den Adel eines Gotteskindes beflecken?

Eine Einsamkeit zum ruhigen Nachdenken in stiller Stunde will ich suchen — da, in Prüfungen meiner selbst, da, im Rechenschaftablegen vor mir und dem allwissenden Gott über meine jetzige Denkweise, will ich als ein Weiser dies Jahr beenden, wenn ich es auch vielleicht oft gleich einem Thoren durchlebte; da will ich Dir, o mein Vater im Himmel, Gelübde ablegen, daß ich mit dem neuen Jahr einen Wandel beginne in strenger

Aufmerksamkeit auf meine Würde, die Du mir, unendlich Liebevoller, verliehen hast! — O gib Kraft durch Jesum, Deinen eingebornen Sohn! O hilf, laß wohl gelingen! Amen.

28.

Das Reich Gottes.

Lukas 17, 20. 21.

Dir, aller Welten König, Dir
Gebührt Anbetung Aller:
Vor Deinem Thron hin sinken wir
Im Staub hin, Vater Aller!
O Gott, Du, dessen Allmachthand
Den Himmel und die Erd' umspannt,
Geprief'ner aller Geister!

Du Einziger! — In Jesu Christ
Ist Deine Macht erschienen!
Wir glauben, daß er König ist,
Ihm dienen, heißt Dir dienen!
Du bist in ihm: Dein Reich ist sein.
O daß er aller Welt erschein'
Als Stifter Deines Reiches!

Erbarmen ist, was er gebeut,
O daß ihn Alles ehrte;
Daß Weisheit, Kraft und Herrlichkeit
Durch ihn sich täglich mehrte!
Nur der gehört zu seinem Reich,
Der ihm an stiller Tugend gleich,
Das Glück der Welt erweitert.

Versammelt waren eines Tages die an Jesum Glaubenden. Da wurden sie des heiligen Geistes voll, mit feuriger Beredsamkeit öffentlich den Auferstandenen zu

bekennen; ihn öffentlich allem in Jerusalem zu dieser Zeit aus den verschiedensten Landschaften zusammengekommenen Volke zu predigen. Die heilige Begeisterung theilte sich Allen mit. Ein verklärendes Himmelslicht schien das Antlitz der Neugeschaffenen zu bestrahlen. Gesänge und Freudenthränen entströmten den Entzückten. Die Kraft dessen, der den Tod und das Grab besiegt hatte, lebte in ihnen. Mehrere tausend Seelen weihten sich dem Glauben an Jesum, und wurden getauft in seinem Namen.

So erfüllten die Jünger des Messias von diesem Tage an den Befehl des göttlichen Freundes: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker! So wurden sie von diesem Tage an seine Gesandten zur Erweiterung des Reichs Gottes auf Erden.

Ganz ein anderes Reich des Herrn auf Erden hatten die Schüler des Messias erwartet. Erst jetzt, da sie von einem reinen Geiste beseelt worden waren, verstanden sie die Worte des erhabenen Meisters ganz. Ihr Irrthum war verschwunden, der sie ehemals die Erscheinung des Messias zur Gründung eines großen, weltlichen Reichs erwarten ließ!

Dieser Irrthum war aber in jenen Zeiten unter den Juden, welche sich noch immer voll Stolzes für das auserwählte Lieblingsvolk Gottes hielten, sehr gemein. Sie waren damals kein selbstständiges Volk mehr, sondern überwunden und Unterthanen des römischen Kaisers, der sie durch Landpfleger regierte. Die Abhängigkeit von einem entfernt wohnenden heidnischen Fürsten haßten sie. Mit Begierde lasen sie die Weissagungen der Propheten, welche ihnen einen Retter und Erlöser, einen eigenen König unter dem Namen Messias oder Christus, das heißt, des Gesalbten, verheißen hatten. Frei zu werden

von der Herrschaft des römischen Kaisers, und ein mächtiges, weitherrschendes Volk zu werden, wie in den Tagen ihres Ruhmes zu Davids Zeiten — dies war der höchste Wunsch der Juden.

Als daher Jesus auftrat, und sprach: ich bin der von den Propheten verheißene Gottessohn, ich bin der Christus, der Gesalbte des Herrn, der da gekommen ist, die Welt zu erlösen, und das Reich Gottes auf Erden zu stiften! — da glaubte die große Menge, er werde Judäa gegen Rom bewaffnen, zu seiner Hilfe himmlische Heerschaaren empfangen, Roms weltbeherrschende Macht zertrümmern, und der jüdischen Krone den alten Glanz wiedergeben.

Daher wollte ihn so oft die versammelte Menge zum König und Anführer ausrufen; daher mußte er sich, weil man seine Worte immer falsch deutete, so oft den Zudringlichkeiten und Anmaßungen eines empörungsbegierigen Haufens entziehen. (Joh. 6, 15.) Daher, weil die Pharisäer ihn gern als einen Aufruhrstifter bei der Obrigkeit angeklagt hätten, fragten sie ihn so verrätherisch forschend aus: ob es auch recht sei, daß man dem römischen Kaiser Zins und Abgaben zahle. Daher tönte ihm, als er nach Jerusalem kam, der Jubel und das Hosianna dem Sohne Davids entgegen; daher, weil man ihn als Unruhestifter verdammen wollte, schlug man die Worte: Jesus von Nazareth, der Juden König, an das Kreuz, an dem er starb.

Selbst seine vertrautern Freunde uud Schüler konnten sich nie ganz von dem Gedanken frei machen, Jesus werde früher oder später in seiner Herrlichkeit auftreten, und mit königlicher Gewalt die irdische Welt beherrschen. Denn war er es nicht, auf den sich offenbar die Weis-

sagungen der Propheten bezogen? War er nicht ein Nachkomme Davids?

Darum warfen sich ihm einst seine Jünger Jakobus und Johannes zu Füßen, und baten ihn um die Gnade, daß er ihnen gewähre, bei seiner Herrlichkeit und Macht dereinst an seiner Seite sitzen zu dürfen, das heißt, die Nächsten am königlichen Thron zu sein, oder, was bei morgenländischen Fürsten und ihren Gebräuchen gleichviel galt, die höchsten Ehrenstellen in seinem Staate zu bekleiden. (Mark. 10, 35 — 37.) Daß aber diese beiden nach den vornehmsten Würden und Aemtern streben wollten, erbitterte sehr die andern Jünger, welche eben so viele Ansprüche als sie auf jene hohen Stufen zu haben glaubten. (Luk. 22, 24.) Es entstand ein Zank unter ihnen, wem von Allen die höchste Stelle gebühre. Aber Jesus belehrte sie auch diesmal mit Nachdruck, daß er kein weltliches Reich zu stiften Willens sei, sondern ein geistiges, ein himmlisches Reich, worin nichts als die Tugend allein glänze, und der Allerdemüthigste und Dienstfertigste auch der Vorzüglichste und Liebenswürdigste sei.

Zuletzt sahen zwar die Jünger und andere unmittelbare Zuhörer Jesu ein, daß er nicht gekommen sei, einen neuen jüdischen Staat zu stiften, und die übrigen Nationen der Erde mit einem irdischen Zepter zu beherrschen. Aber doch hatte er von seiner Zukunft gesprochen, und daß sie ihn wiedersehen würden in seiner Herrlichkeit. Sie gedachten nicht des ewigen Vereins jenseits der Gräber, sondern nur Allzuviele glaubten: Christus werde die Herrlichkeit aller Himmel auf eine wunderbare Weise auf die Erde niederführen, und dann hier, von allen Engeln umgeben, als sichtbarer Gott

die Völker beherrschen. Auch die Juden waren von dieser Träumerei voll, indem sie sich unter ihrem Messias, den sie erwarteten, etwas mehr als einen Menschen, ein göttliches Wesen, dachten.

Diese Hirngespinnste gingen auch zu den Christen über, welche auf die nahe Wiederkunft des Herrn und auf ihren Triumph hofften, und daß sie in einem tausend Jahre langen, immerwährenden Entzücken leben würden. Ja, viele der ersten Christen behaupteten sogar, Jesus habe dies seinem Jünger Johannes bestimmt zugesagt, und Johannes werde gar nicht sterben, sondern bis zum Anfang des tausendjährigen Reiches leben. Aber dieser Apostel widerlegte selbst und auf die klarste Weise die falsche Einbildung der Jünger am Schlusse des von ihm geschriebenen Evangeliums. (Joh. 21, 21 — 23.)

Unterdessen dauerte die einmal allgemein gewordene irrige Vorstellung von seiner Wiederkunft auf Erden und seiner Stiftung eines wunderbaren, himmlisch-irdischen Reiches fort. Je mehr Unglück und Verfolgung die ersten Christen erduldeten, je tröstlicher war ihnen die Hoffnung eines baldigen, höchst glänzenden Triumphs, wo sie dann Ersatz aller Leiden erwarteten. Ja, und als nun Jahrhundert um Jahrhundert verging über jene falsche Hoffnung, glaubten sie, es sei darum für die Gerechten nichts verloren, sondern Gottes Allmacht werde dieselben wieder von den Todten erwecken, um an der Herrlichkeit des fabelhaften tausenjährigen Reiches Theil zu nehmen, das Jesus selbst doch niemals verheißen hatte, nie verheißen wollte.

Doch nicht alle unter den Christen glaubten an die aus dem Judenthume entsprungene Sage von dem neuen mosaischen Reich: sondern nur einzelne sinnlich-fromme

Schwärmer, die sich dabei erleuchteter dünkten, als Andere. Ja, die Träumerei hat noch hin und wieder bis zu unsern Tagen ihre Anhänger gefunden, also, daß sie Jesu Lehre vom Reich Gottes immer nach ihrem sinnlichen Wohlgefallen auslegten, und die bildlichen Redensarten, welche im Morgenlande üblich waren, und noch sind, und deren sich Jesus bediente, weil er im Morgenlande lebte, buchstäblich verstanden, wie z. B. das Erscheinen mit Blitz und Donner, das Sitzen zur Rechten und Linken, und andere Ausdrücke, die der Einbildungskraft wohlthun.

Was soll ich aber, als wahrhafter Christ, von dem Himmelreich, dessen Jesus oft erwähnt, von dem Reich Gottes, welches er gestiftet, halten?

Nichts Anderes, als was Jesus selbst davon hielt. Erkläre es dir nicht auf die menschliche und irdische Weise, gleich den einbildungsreichen Träumern, sondern auf diejenige Art, wie es Jesus selbst einfach und sonnenhell erklärt, und woraus man seine Gleichnisse und übrigen bildlichen Redensarten begreift.

Aber wie erklärte Jesus sein Reich, dessen Stifter er geworden war?

In der feierlichen Stunde, da er vor dem Richterstuhl weltlicher Obrigkeit dastand, und aufgefordert ward, die Wahrheit zu bekennen gegen die Ankläger, sprach er zum römischen Landpfleger und zu den versammelten Richtern: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. (Joh. 18, 36.) Und als ihn Pilatus noch genauer fragte: Bist du ein König? antwortete Jesus: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen

soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme. (Joh. 18, 37.)

Das Reich Gottes ist also kein irdisches. Christus ist nicht gekommen, etwas Vergängliches zu bauen, und seinen Anhängern Ehre, Würden, äußerliches Wohlleben zu verschaffen. Er wird auch nicht in die Welt kommen, um ein Reich solcher Art zu stiften, das er selbst so laut, so oft verachtete. Nein, der ewige Sohn wollte nur das Ewige, das Göttliche; das Himmelreich war nur im Gebiet der Geister zu gründen, nicht im Gebiet des wandelbaren Staubes.

So sprach er selbst zu seinen Jüngern: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird euch nicht sagen: Siehe, hier ist es, oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. (Luk. 17, 21.)

Also haben wir nicht und niemals das uns verheißene Reich Gottes außer uns zu erwarten, wie die Träumer und Irrlehrer und Schwärmer thun, sondern es ist in unserm Gemüthe zu suchen, in unserm Geiste zu errichten. Da ist die heilige Stätte, wo Jesus wohnen, wo Gott herrschen will.

Das Gottesreich, dessen Bürger alle Gerechten sind und werden sollen, besteht also in der Tugend, das heißt, in der Ausübung der Jesuslehren, in der Erfüllung unserer Pflichten gegen Gott, gegen Menschen, gegen uns selbst. Es besteht nicht in frommen Fabeln, in übertriebenen Worten, sondern in der Kraft, das heißt, in thätigem Bestreben nach Gottähnlichkeit. (1. Kor. 4, 20.) Es besteht nicht in äußerlichen Herrlichkeiten, wie wir an Königen und Fürsten dieser Welt sehen — ach, auch sie sind ja nur Staub vor dem Allerhöchsten! —

sondern in Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist. (Röm. 14, 17.)

Oft nennt unser göttlicher Lehrer das Reich Gottes ein Himmelreich. Beides ist ihm gleichbedeutend; durch beides bezeichnet er seine erhabene Lehre und Offenbarung, die er den Menschen gebracht hat, und jenen seligen Zustand des Geistes, der eine Folge von dessen Selbstvervollkommnung und Sündenlosigkeit ist. Er bezeichnet durch Himmelreich sein Evangelium, das heißt, die Religion, welche er den menschlichen Seelen brachte, um sie durch diese zu veredeln und zu heiligen. So verglich er seine Lehre bald mit den Bemühungen eines Hausvaters in einem Weinberge; bald sprach er: ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen, das heißt, alles Irdische und Aeußerliche vergessen können, um meine Lehren der Demuth und Menschenliebe in ihrem großen Umfang auszuüben; bald verwies er auf die Unschuld der Kinder, und sagte: Wahrlich, es sei denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, das heißt, ganz und wahrhaft meine Bekenner und die Genossen einer höhern Vollendung und ewigen Geistesseligkeit werden. Denn die Reinheit eines kindlichen Gemüthes ist die Grundlage zu allen Tugenden, welche uns Gott ähnlich machen können.

Jesus, der König und Fürst der Geister, ihr Licht, ihr Führer, ihr Heiliger, wollte Alles auf geistige Art begriffen haben; nicht in langen Gebeten und mit äußerlichem Gepränge, sondern im Geiste und in der Wahrheit wollte er die Verehrung Gottes haben; nicht ein irdisches Reich, sondern eine geistige Herrschaft wollte er gründen. Aber die Menschen, an das Aeußerliche ge-

wöhnt, von dem er Bilder und Gleichnisse entlehnte, um sich ihnen verständlich zu machen, deuteten Alles auf das Irdische hinaus, bis die Erfahrung sie endlich von ihrem Irrthum belehrte.

So verstanden sie das, was er von seiner Lehre großem Siege und von dem Glanze seines Namens unter den künftigen Geschlechtern auf prophetische Weise sprach, als eine körperliche Wiedererscheinung Christi.

Sehr lehrreich ist in dieser Absicht seine Vorhersagung vom Untergang Jerusalems, von der endlichen Zerstörung und Auflösung des jüdischen Staates und dem darauf folgenden siegreichen Erscheinen seiner Lehre in allen Gegenden der Welt. (Matth. 24.)

Er sagte den Fall Jerusalems voraus. Und dieser erfolgte so schrecklich, wie er ihn geschildert hatte, kaum einige dreißig Jahre später, als er auf dem Oelberge dem herrlichen Tempel gegenüber gesessen war, und dessen Zertrümmerung verkündet hatte. Er sagte voraus, daß Viele kommen würden, die sich für den Messias, das heißt, für den Befreier des jüdischen Staates ausgeben würden, und warnte, ihnen zu folgen. Und in der That standen mehrere Empörer auf; jeder nannte sich Christus oder Messias; jeder versprach die Herstellung des jüdischen Reichs; jedem folgten Tausende der betrogenen Juden freudig mit den Waffen in der Hand, um die römische Welt zu zertrümmern. Aber Alle gingen in ihrem blutigen Unternehmen zu Grunde, und mit ihnen der letzte Schatten des jüdischen Staates, in welchem der erste und unversöhnlichste Feind der christlichen Kirche vertilgt war, und welchen Jesus, im Sprachgebrauch der damaligen Juden, oft das Weltliche oder die Welt zu nennen pflegte.

Daß er unter dem Ende der Welt aber in der That nichts Anderes, als das Ende der jüdischen Welt oder des von ihnen bewohnten Staates verstanden hat, und nicht die Auflösung und Vernichtung des Weltballs, erhellet deutlich aus seinen Worten, wo er dessen Untergang mit Zuversicht weissagte, da er sagte: **Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht eher vergehen, bis daß dies Alles geschehe.** (Matth. 24, 34.) Und wirklich hat auch das zu Jesu Zeiten aufblühende Geschlecht noch den schrecklichen Untergang der jüdischen Welt erlebt. Aber dieser Untergang Israels war zugleich der Aufgang des Evangeliums Jesu zu außerordentlicher Größe und Macht auf Erden. Von der Zeit an verbreiteten sich die aus den Gegenden des gelobten Landes vertriebenen Christen, denn auch sie hielt man lange Zeit für Juden, unter allen Völkern. Von nun an zeigte sich erst die Herrlichkeit Jesu im hohen Glanze, als Kaiser und Könige, anbetend im Staube, durch seine Lehre Gnade vor Gott suchten, und ganze Nationen das Kreuz, als der Erlösung Sinnbild, mit inbrünstiger Andacht umfaßten; als alle gesitteten Völker des Erdbodens durch Jesum sich Gott näherten, und des Evangeliums Kraft selbst die Rohheit der wildesten Stämme in den unbekanntesten Weltgegenden zähmte.

Dies war das Erscheinen Jesu in seiner himmlischen Herrlichkeit, von welcher er sprach. Darum rief er, als er nun das Ende der jüdischen Welt verkündet hatte, seinen bebenden Jüngern zu: Himmel und Erde (Tempel und Staat) werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. (Matth. 24, 34.) Dann zeigte er in der bildlichen Sprache der alten Propheten, doch furchtbar-majestätischer als sie, die Seligkeit derer, welche

seiner Lehre folgen würden. Bei dem großen, allgemeinen Untergang verkündigte er Himmelsfrieden und Seligkeit, wie sie die Tugend gibt, denen, welche seine Lehre ausgeübt haben würden; Jammer denen, welche sein Wort verachtet, ihren Fehlern Treue gehalten hätten. Von dieser herrlichen Umwandlung der Dinge, von diesem Siege des Gottesreiches, welches von da an fort und fort geht, und in den fernsten Zeiten erst ganz entschieden werden wird, weissagte Jesus in geheimnißvollen Bildern, mit welchen er seine Zukunft schilderte. Er sprach von einem großen Gericht, welches er in göttlicher Herrlichkeit über die Erde halten werde, von den Schrecken der Ungläubigen, von der Seligkeit derer, welche seiner Lehre folgen würden. Bei der großen allgemeinen Umwandlung würden sich die Massen der Verächter der Wahrheit und der frommen Bekenner derselben, wie Finsterniß und Licht, scheiden, und er, der Gottessohn, würde ihnen, als Weltrichter, ihr Urtheil verkündigen, und den Einen die Verdammniß des Unglaubens und Lasters, und den Andern die Seligkeit und den Frieden des seligmachenden Glaubens anweisen. In einem lebhaft anschaulichen Bilde stellt er die Gerichtshandlung förmlich vor, wie er den Einen ihr Vergehen vorhält, und das Gute, das die Andern gethan, rührend anerkennt. Er stellte dies seinen Jüngern vor unter dem Bilde des göttlichen Sohnes, der die Welt zu richten erscheint, und nun zu den versammelten Völkern spricht: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket. Er schilderte in diesem prophetischen Bilde die Entschuldigungen der Sünder, die Bescheidenheit der Gerechten, indem er sie redend einführt, und endet mit

der großen Lehre für die Sterblichen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht gethan habet einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan! (Matth. 25, 45.)

Was Christus zur lebhaften Darstellung in schönen Gleichnissen und erhabenen Bildern gelehrt, ward von den Menschen oft allzubuchstäblich genommen, statt daß sie hätten, wie es Jesus verlangte, auf den Geist seiner Gleichnisse und Bilder sehen sollen. So hatte er ja auch seinen eigenen Leib bildlich einen Tempel Gottes geheißen, und weil er gesagt hatte: brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn wieder aufrichten! als womit er seine Auferstehung bezeichnen wollte (Joh. 2, 19 — 22), verstanden ihn die Juden nicht, und machten daraus gegen ihn eine Anklage; verstanden ihn selbst seine Jünger nicht eher vollkommen, bis nach seiner Auferstehung, wie denn dies Johannes selbst bekannt hat. (Joh. 2, 22.)

Indem die Menschen also Jesu sinnbildliche Redensarten nicht dem Geiste nach, sondern bloß nach dem Buchstaben verstanden, brachten sie in die Religion vielerlei Meinungen, welche irrig sein mußten; — und so ward selbst von dem Reiche Gottes, welches Jesus zu stiften gekommen war, also von dem wichtigsten Zwecke seiner Menschwerdung, oft statt der einfachsten Wahrheit das verworrenste Geträume geglaubt. Wie und wann jene prophetische Vorhersagung vom Siege des Reiches Gottes und der Zukunft Christi ganz und entscheidend erfüllt wird, wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß wir davon keine sinnlichen, weltlichen Erwartungen hegen sollen; denn das Reich Gottes kommt nicht in äußerlichen Geberden.

Darum ist es für mich an dem Tage der Pfingsten, am dem heiligen Feste der ersten Ausbreitung des Reiches Gottes durch die Apostel Jesu, eine wichtige Betrachtung geworden, was ich unter dem Reiche Gottes zu verstehen habe, welches mir mein Heiland aufgeschlossen hat! — Nein, es ist, wie Jesus selbst sagt, nicht etwas Irdisches außer mir, sondern inwendig in mir, in meinem Gemüthe. In meinem Herzen soll Gott herrschen; in meinem Herzen soll der Himmel schon auf Erden sein, jene Seligkeit, welche aus dem Bewußtsein der Tugend und des göttlichen Beifalls quillt; jene Seligkeit, die durch meine höhere Vollendung entsteht, und nothwendig ist, wie der unsterbliche Geist selbst.

Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name! Ja, es komme auch zu mir die Lehre Jesu, meines Erlösers, von der Sünde und ihren Folgen, bereite mein Herz, daß es empfänglich werde schon hienieden für die Seligkeit, die du den Gerechten gewährst. Heiliger Geist Gottes, des Weltvaters heiliger Geist Jesu, des Menschenbeseligers, durchdringe mein Gemüth, daß es sich ganz im Göttlichen auflöse; daß jede unreine Begierde davor zurückbebe, jede auffallende Leidenschaft davor fliehe: daß es nichts empfinde, denke, wolle, als was eines unsterblichen Wesens würdige Sache ist; daß es, wie einst auf Erden das Gemüth Jesu, nur erfüllt sei von Demuth, Unschuld, Wahrheit und Gerechtigkeit, von Haß gegen eigene Unvollkommenheiten und Mängel, von Liebe gegen das Gute, was ich an Andern erblicke.

Vater, wie unendlich, wie seligkeitvoll ist Dein Reich! Ach, laß auch mich dazu beitragen, nicht nur, daß es in mir kräftiger, sondern durch mein Beispiel, durch

meine Worte und Lehren auch auf meine Freunde und Bekannten ausgebreitet werde. Wo ist denn Ruhe und Heiterkeit des Geistes, als in Deinem Reich?

Mit Inbrunst flehe ich zu Dir durch Jesum Christum: Zu uns komme Dein Reich! Amen.

29.

Des göttlichen Wortes Macht.

Psalm 19, 8 — 13.

O unschätzbarer Schatz, Dein Wort,
Voll Licht und Geist und Gnade!
Wie mächtig hilft's dem Schwachen fort
Durch Nacht und Dornenpfade!
Wie macht es hell die Finsterniß,
Wie macht's den Zweifelnden gewiß,
Und froh den müden Dulder!

Anbetung Dir für jedes Licht,
Dem alle Schatten weichen!
Nein, was nur Menschenzunge spricht,
Kann Deinem Wort nicht gleichen.
Anbetung Dir! durch Dich verklärt,
Erkenn' ich meines Daseins Werth,
Ist überall mein Himmel.

Warum soll ich zur Kirche gehen? Ich höre da nichts, was ich nicht schon wüßte. Ich lerne oft mehr in einem guten Schauspiel, oder werde darin besser erbaut, als in einer schlechten Predigt. Warum soll ich die Bibel lesen? Warum andere Schriften frommen Inhalts? — Weiß ich denn nicht sehr gut, was ich glauben und hoffen soll? Kenne ich nicht sehr gut den Umfang

meiner Pflichten? Und am Ende, sind nicht alle Erbauungsschriften voll des ewigen Einerlei's? Wozu also das ganze Jahr hindurch Beschäftigung mit einer und derselben Sache? Auch die schwerste Wissenschaft wird nach Jahr und Tag erlernt, und wenn man sie weiß, ist es nicht thöricht, wenn man sie immer wieder von Neuem zu lernen anfängt? Oder bin ich zeitlebens ein Kind, dem man täglich mit den alten Ermahnungen kommen muß? Warum, frage ich, warum also soll ich die sogenannten Erbauungsschriften, oder die Bibel lesen, da ich ihren Inhalt kenne, oder allwöchentlich zur Kirche laufen, um die Predigt von Gottes Wort zu hören? —

Dergleichen Urtheile und Fragen höre ich wohl auch zuweilen in Gesellschaften, besonders in Gesellschaften aus den vornehmen Ständen, oder von Leuten, die viel Bildung haben. In der That, es ist viel Wahres darin. Ich weiß darauf nicht immer zu antworten, und fühle doch, daß in den Fragen selbst schon ein Vorurtheil, und in den Urtheilen irgend etwas Einseitiges und Schiefes liegt. Darum glaube ich meine eigenen Urtheile berichtigen zu sollen durch Nachdenken über den wahren Werth und die Macht des göttlichen Wortes. Es muß darin etwas Vorzügliches vorhanden sein, was nicht im gemeinen menschlichen Worte liegt. Wie konnten sich sonst die gelehrtesten Männer des Alterthums, wie können sich sonst noch heutiges Tages Viele mit den Betrachtungen göttlicher Dinge so anhaltend und gern beschäftigen, ohne daß sie doch eigentlich Gottesgelehrte waren, und durch ihren Beruf dazu aufgefordert wurden?

Der königliche Dichter des jüdischen Volks, David, weihte einen großen Theil seiner Tage und Stunden heiligen Betrachtungen, denen heute so viele Personen von geringerer Herkunft und minder wichtigen oder zahlreichen Geschäften kaum gern einen Augenblick widmen wollen. Und er war von dem hohen Vortheile dieser Betrachtungen, welche Gottes Wort in ihm veranlaßten, auf das Innigste überzeugt. „Das Gesetz des Herrn ist unwandelbar und erquicket die Seele!“ so sang er seine Harfentöne. „Das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht die Albernen weise. Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen. Die Furcht des Herrn ist rein und bleibt ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht. Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer denn Honig und Honigseim. Auch wird dein Knecht durch sie erinnert, und wer sie hält, der hat großen Lohn. Wer kann merken, wie oft er fehlet?“ (Ps. 19, 8 — 13.)

Als einst ein Weiser des Alterthums gefragt ward: Warum liesest du beständig die Bücher von göttlichen Dingen und menschlichen Pflichten, da du sie doch schon oft gelesen? antwortete er: Freund, warum nimmst du schon heute wieder Nahrung zu dir, da du doch erst gestern gegessen hast? — Ich thue es, um zu leben! erwiederte dieser. Und ich lese, um ebenfalls zu leben! versetzte der Weise.

In dieser Antwort liegt ein schöner und wahrer Sinn. Wie wir täglich zum Leben des Leibes der leiblichen Speise bedürfen, so bedürfen wir zur Aufrechthaltung und Veredlung des Geistes täglich geistiger

Nahrung. Ohne dieselbe würde unser wahres inneres Sein schwächer werden und endlich verderben. Um so viel werther mein unsterblicher Geist als der Körper ist, um so viel größere Pflege soll ich seiner Erhaltung und seinem Wachsthum widmen. Denn der Geist bin ich ja selber; der Körper, der mich umkleidet, bin ich nicht. Nichts bleibt auf Erden, was und wie es ist. Die Umstände meines Körpers verändern sich beständig; auch die Zustände meines Geistes. Er steht nie still, sondern er schreitet entweder vorwärts oder rückwärts; er wird entweder stärker oder schwächer, besser oder schlimmer. In einem unaufhörlichen Kampfe mit den äußern Umständen und Schicksalen, oder mit den thierischen Einflüssen seines Fleisches und Blutes, ist der Geist entweder Sieger oder Besiegter. Aber Ruhe ist selten für ihn.

So soll ich also den Geist eben so fortdauernd nähren und stärken. Das göttliche Wort aber ist die eigentliche Nahrung des Geistes; keineswegs ist solches die gewöhnliche Lebensklugheit, weltliche Weisheit oder Gelehrsamkeit. Denn unser Geist ist in uns etwas Göttliches, aus Gott entsprungen, zu Gott zurückkehrend. Daher muß er seine Kraft und sein Wachsthum aus dem, was göttlich ist, nehmen, wie der Leib sie aus dem Irdischen und Staube nimmt, von dem er kam, und zu dem er zurückkehrt.

Das Göttliche aber, was des Geistes Nahrung sein soll, kann nichts anderes, als das Wort Gottes sein, oder das uns von Gott Geoffenbarte. Die Offenbarung aber ist eine Erleuchtung unsers Innern über uns selbst, über unser Wesen, unser Abstammen, unser Fortdauern, unser Gottähnlichwerden.

Daß unser Geist göttlicher Natur sei, offenbart sich in seiner Sehnsucht und Liebe zum Ueberirdischen. Der einsame Wilde, welcher noch nie von Jemand Anderm über das Dasein eines Gottes etwas vernommen hätte, würde ohne fremde Beihilfe den Gedanken an das Dasein des großen Geistes fassen. Die ältesten Völker beschäftigten sich mit den unsichtbaren Dingen, welche bloß in ihren Gedanken sein konnten, am liebsten. Die wildesten und rohesten Nationen halten das Religiöse als ihr höchstes Heiligthum. Selbst der mannigfaltige Aberglaube der gemeinen Leute, ihr Glauben an Geistererscheinungen, Gespenster, Kobolde, Sympathien und andere übersinnliche Dinge, ihr Hang zum Unbegreiflichen und Wunderbaren, ist eine Beurkundung der ewigen Geistessehnsucht nach dem Nichtirdischen, Höhern und Göttlichen. Durch die Offenbarung empfängt der Geist des Menschen aber nichts Neues, sondern was in ihm ist, wird dadurch nur aufgeschlossen, entfaltet und heiter. Die Offenbarung ist das Aufblühen des Geistes in seiner Vollendung zu dem, was er zwischen Gott und Staub sein könne und sein müsse. Das Glauben eines allerhöchsten Wesens, einer unendlichen Fortdauer und dessen, was göttlich und recht ist, liegt im Geist. Es ist kein bloßes Muthmaßen oder Fürwahrhalten, wie wir irdische Gegenstände wissen, muthmaßen oder für wahr halten: sondern dieser Glaube ist die Natur des Geistes selber, oder deren einfache Aeußerung. Daher kommt es, daß alle Menschen Religion haben, sie mögen auch noch so tief in Rohheit versunken sein.

Aber in eigener Kraft konnte sich der Geist nur schwach und dürftig entfalten. Daher kamen die ungeheuern Verirrungen der Völker zu den Träumereien

des Heidenthums und zur religiösen Entartung; daher endlich die Entartung der patriarchalischen und mosaischen Religion. Jesus Christus erschien. Er war gleichsam die Stimme des Schöpfers zu den Geistern, darum hieß er das **Wort**. Er brachte in die Dunkelheiten des menschlichen Geistes und desselben Verhältnisses zum Schöpfer, von dem er stammt, zur Ewigkeit, der er angehört, Klarheit. Darum hieß er das **Licht der Welt**. Er gab dem Geiste sein natürliches, ursprüngliches Verhältniß zu Gott und Ewigkeit wieder, und Gewißheit über das, was er bisher schwankend ahnete, nämlich über seine Bestimmung und Würde, sich selbst über alles Irdische zum Göttlichen zu erheben, vollkommen zu werden, wie **der** vollkommen ist, von dem der Geist abstammt.

Das ist der Unterschied des göttlichen vom menschlichen Wort, daß jenes das Leben des Geistes mit sich selbst und mit Gott und dem ewigen Weltganzen in Uebereinstimmung bringt: während dieses nur, was im engen Kreise des Irdischen werth und nützlich ist, lehrt.

Folglich mag wohl wahr sein, daß irdische Kenntniß, Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Klugheit sehr vortheilhaft sind; daß wir sie erwerben, erweitern, anwenden sollen, als Mittel der Wirksamkeit für den Geist. Aber sie erhalten und mehren das Leben des Geistes selbst nicht, weil er göttlicher Abkunft ist, und nur im Göttlichen und vom Göttlichen allein lebt. Das Wort Gottes, das durch Jesum geoffenbarte, ist seine Nahrung, und es kann es nichts Anderes sein.

Ich möchte daher keineswegs diejenigen tadeln, welche nützliche Bücher lesen, um ihr Gedächtniß mit wissenswürdigen Dingen zu bereichern, ihre Einbildungs-

kraft zu veredeln, ihren Scharfsinn zu üben, und ihre Welt- und Menschenkenntniß zu vermehren. Aber alles dies ist nur Mittel, Werkzeug und Stoff für den Geist, es ist nicht sein Leben selbst. Auch das Denken ist nicht das Leben des Geistes selbst, sondern nur die Aeußerung, die Thätigkeit desselben. Das Leben des Geistes ist das Sein im Ewigen, das Streben zu Gott, das gottähnliche Wirken. Die Nahrung solches Lebens ist daher nur das Wort Gottes, nicht das menschliche Wort; denn was göttlicher Natur ist, kann nur vom Göttlichen leben.

Es ist möglich, daß dich ein gutes Schauspiel mehr erbaut, wie eine Predigt: aber was dich zuweilen, und doch gewiß nicht immer, oder doch wohl äußerst selten, im Schauspiel bewegt, erbaut und begeistert, ist das Heilige darin, was das Göttliche in dir anregt. Nun aber auch in der schlechten Predigt ist das, was von Gott kommt und zu Gott führt, allezeit die Hauptsache; und ein einziger Gedanke kann oft hinreichend sein, dein dunkeles inneres Leben von Neuem zu erhellen. So wie der Leib immerfort neuer Nahrung vonnöthen hat zu seinem Gedeihen und Fortdauern, also auch der Geist. Das Lesen oder Hören heiliger Betrachtungen verdient aber beständig fortgesetzt zu werden. Wie viel haben wir nicht schon gehört, wie viel nicht schon gelesen! Aber die Wirkungen davon verschwanden gemach. Wer könnte sich noch jeder Predigt, oder jeder Auslegung der heiligen Schrift erinnern, die ihn einmal besonders gerührt hat? Darum ist gut, daß wir fortgesetzt die Eindrücke zu erneuern suchen. Wohl Mancher hat sich auch schon Vorwürfe gemacht, daß er so Vieles gehört und gelesen hat, ohne dadurch auffallend vollkommener geworden zu sein.

Aber das liegt in unserer Stellung zu den irdischen Dingen, die uns immer wieder überwältigen und zerstreuen. Darum sollen wir nie aufhören, das innere Leben des Geistes wie eine Flamme mit Oel zu nähren. Jede einzelne heilige Betrachtung des göttlichen Wortes thut wenig; aber nach Vielen bleibt doch Etwas zurück. Die irdischen Erscheinungen dringen unablässig durch unsere Sinne auf uns ein; darum ist es nothwendig, daß der unsterbliche Geist unablässig vom göttlichen Wort gestärkt werde, damit er gegen das Irdische andringen könne und von demselben nicht überwältigt werde.

Eine Wissenschaft, eine Kunst, ein Gewerbe läßt sich wohl in einigen Jahren lernen, und man braucht nicht wieder in gewissen Zeiten von neuem mit dem Lernen anzufangen. Aber das Sein im Göttlichen ist keine Wissenschaft, kein Gewerbe für dieses Leben, sondern das Leben selbst. Das Leben kann nicht gelernt, sondern nur ernährt werden. Darum sollst du das Wort Gottes nicht als eine Wissenschaft, sondern als eine Nahrung ansehen. Ich glaube es dir gerne, daß du schon Alles weißt, was dir über deine Pflichten gesagt werden kann, oder was in der heiligen Schrift steht; aber das Wissen ist das Wenigste, es ist bloßes Mittel. Ich frage dich aber: lebst du im Göttlichen in immerwährender Berührung mit dem Ueberirdischen? Die Betrachtungen religiöser Gegenstände besonders für eine Amts- und Geschäftssache der Geistlichen und Gottesgelehrten zu halten, ist wohl einer der thörichtsten Einfälle. Das Sein im Göttlichen ist kein Amt; es ist die Sache jedes unsterblichen Wesens; so wie Nahrung für den Leib zu nehmen kein Beruf, sondern Sache jedes Sterblichen ist. Der das göttliche Wort lehrt, bereitet

dem Geist die Nahrung, oder reicht sie ihm. Es sind auch Viele, die sie bereiten, ohne sie selber zu genießen.

Ich glaube dir es, du kennst den ganzen Umfang deiner Pflichten gegen Gott und Welt. Aber das Wissen der Pflichten ist nicht das Leben in den Pflichten. Du kennst, was du zu thun hast; thust du es immer? Und warum nicht? Manches, was du zu gewissen Zeiten hättest thun müssen, war dir im Augenblick des Handelns dunkel. Warum also verschmähest du, durch fortgesetzte fromme Betrachtungen das in dir Halbvergessene wieder aufzufrischen? — Oft ist die Sinnlichkeit mit ihren Reizen viel stärker gewesen, als das bloße Bewußtsein deiner Pflicht, und daher ward diese verletzt. Warum denn, wenn die Sinnlichkeit dich mit immer neuen Waffen angreift, nimmst du nicht auch die Waffen deines Geistes gegen sie? Du gestehst also ein, daß das bloße Bewußtsein deiner Pflichten, das bloße Gedächtnißwesen, nicht hinreicht, fehlerhafte Gewohnheiten oder stürmische Neigungen zum Unrecht zu besiegen. Warum versäumest du, durch oft wiederholte Selbstbetrachtungen, gleichsam durch Selbstverjüngung deiner Tugend im göttlichen Wort, gewaltiger zu werden! Man kennt auch nach Jahren wohl seinen abwesenden Freund noch und erinnert sich seiner Gestalt, seiner Gesichtszüge, seiner Stimme; demungeachtet lebt man mit dem Abwesenden und für ihn weniger, als mit dem und für den, der beständig um uns ist. So ist täglicher Umgang und Nähe dessen, den man liebt, die Nahrung der Freundschaft; so der öftere Umgang mit Gott, die Betrachtung seines Wortes, die Erwärmung des Gemüths zur Erfüllung seiner Gebote, die Nahrung der Tugendhaftigkeit.

Ich will dir zugeben, jene Predigten, jene Erbauungsschriften und religiösen Betrachtungen sind am Ende das ewige Einerlei. Allerdings, dies Einerlei ist das göttliche Wort. Das Gesetz des Herrn ist, wie David sagt, ohne Wandel, aber doch erquicket es die Seele. Auch dein geliebtester Freund ist immer von einem Tage zum andern derselbe, und seine Gestalt verändert sich nicht. Dennoch ist er dir immer wichtig, immer theuer, immer neu. Auch das Brod und das Fleisch, welches du täglich zu deiner Nahrung genießest, ist das alte Einerlei, und doch wirst du derselben nie satt. So sind nun auch die Offenbarungen Jesu, das Wort des Lebens, ein sogenanntes Einerlei, nämlich für das Gedächtniß, aber nicht für den Geist. Es spricht uns das Göttliche immerdar auf neue Weise an; und das Alte will nie veralten. Es stärkt unser Gemüth zur Vollkommenheit, aber dies Vollkommenwerden ist ein Fortschreiten des Geistes in's Unendliche.

Vielmals geschieht, daß der Mensch unter gewissen Umständen verlegen werden kann, und bei äußerst wichtigen Vorfällen nicht weiß, wozu er sich entschließen müsse. Er schwankt in seinen Ueberlegungen nach verschiedenen Seiten; die gewöhnliche Klugheit will nicht ausreichen. Da wird der Mensch, indem ihm irgend ein Umstand eine biblische Stelle, den Vers eines heiligen Dichters, die Erinnerungen aus einem erbaulichen Buche in's Gedächtniß führt, oder indem ihn das Gebet erwärmte, plötzlich zum hellern Insichselbstleben gebracht; er durchschaut die Umstände, die Zukunft lichtvoll und ist zur That entschlossen. Was ihm alle irdische Klugheit nicht rathen konnte, erkennt er, indem er seine Stellung zu Gott und Ewigkeit heller wahrnimmt, und

wie von einem Schlaf erwacht. Das ist die Frucht und die Macht des Wortes Gottes, welches das Leben des Unsterblichen in uns nährt, und dessen überirdische Kraft erhöht.

Ich glaube es dir, du bist für deine bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse ein kluger, geschickter, vortrefflicher Mensch; man schätzt dich, man liebt dich. Bist du aber, was du für das Irdische bist, auch für das Ewige? Die Ewigkeit sollte dir aber doch allerdings wenigstens eben so viel gelten, als das Weltleben, und die Gottheit allerwenigstens eben so viel, als die Verbindung mit Menschen; und dein Geist allerwenigstens so viel, als dein sinnlicher Wohlstand. Und wenn du heute dich vom irdischen Dasein trennen müßtest, sage mir: was könnte dir deine äußere Liebenswürdigkeit, deine Kenntniß, deine Lebensklugheit, deine Geschicklichkeit im reinen Geisterleben helfen? Was wärest du dann? Auf Erden bist du an Allem reich, wodurch du gefällig und nützlich bist; aber wie steht es um das in dir, was göttlicher Art sein soll? Es ist versäumt, und unkräftig, ungenährt geblieben. Durch das menschliche Wort bist du für die irdischen Verbindungen ungemein tauglich geworden; aber das göttliche Wort hätte dich für deine höhern Verhältnisse tauglicher machen müssen, und es geschah nicht. Du fragst: was muß ich dazu noch mehr wissen und thun? Ich antworte dir: es ist nicht ein Wissen und Thun, sondern ein Sein und Leben, was die Frucht und Kraft des Wortes Gottes ist. Kannst du mir die Natur des Lebens und Seins mit Worten aussprechen? Das Leben wird gelebt, nicht gelernt, nicht gewußt. Nicht das Wissen von Jesu, sondern das Leben

in Jesu ist das Christenthum; darum ist Christum lieb haben besser, denn alles Wissen.

Aber das durch Gottes Wort genährte Geistesleben ist ein anderes, ein höheres, als das gemeine Leben im Irdischen; ja, es ist oft dessen Widerspruch und ein beständiger Triumph über dasselbe; es ist ein stetes Ringen gegen das Anstreben der Sinnlichkeit wider das, was gut, recht und wahr ist; es ist ein Ueberwinden des Schicksals. Von ihm aus angesehen, ist Glück und Unglück hienieden bloßes Vorurtheil; denn Alles ist aus der weisen Güte Gottes entsprungen, und es gibt kein anderes Unglück, als das, was der gemeinsinnliche Mensch eben nicht dafür hält, nämlich die Sünde, die Uebermacht thierischer Einflüsse über den Geist. Von ihm aus angesehen, ist der Werth, den man in ein bequemes Leben setzt, oder in Schönheit, oder in Ruhm, ja der Verlust alles dessen, der Verlust aller unserer Freunde, der Tod selbst von weniger Bedeutung. Wer Gott hat, der hat Alles; wer mit ihm ist, der fürchtet nichts; wer in Jesu lebt, für den gibt es kein Sterben. Er erzeigt dem Leibe seine Ehre, aber nicht mehr, als demselben, wie einem Werkzeuge, zusteht.

Dies erhabenere Sein, mitten im Irdischen schon, ist die Frucht und Macht des Wortes Gottes. Du fragst: wie mag ein solches Leben wohl beschaffen sein und im Aeußern erscheinen? Betrachte den Lebenslauf Jesu Christi. Je länger und aufmerksamer du ihn erforschest, je göttlicher erscheint er dir. Er verachtet das Irdische nicht, aber er hängt auch nicht daran; er genießt es, und beherrscht es. Sein Wandel ist im Himmlischen. Er ist immer Gott und der Ewigkeit nahe. Er bedarf für sich nur wenig; er

ist Alles für Anderer Heil. Für ihn gibt es kein Unglück, keinen Schmerz, keinen Feind, den er haßt, selbst keinen Tod. Er geht in den Tod für das Glück der Welt, ohne ihn zu suchen, ohne ihn zu meiden. So war Christus. Er war das rechte Leben, das Wort und die Wahrheit.

Heilige mich, Gott, mein Gott, in dieser Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit. Himmel und Erde vergehen; Dein Wort bleibet ewiglich. Amen.

30.

Buße und Gnade.

Ps. 103, 13—18.

An Deiner Gnade, Gott, verzagen,
Heißt läugnen Deiner Sonne Licht;
Heißt, wie die Thoren, frevelnd sagen:
Kein Gott ist! Vater ist er nicht!

Und Vater bist Du! Tausend Herzen
Empfinden's in den bangsten Schmerzen,
Und jauchzen voller Seligkeit:
Gott, Gott ist die Barmherzigkeit!

Es schlägt endlich für jeden Menschen eine ernste Stunde des Erwachens, des stillen Nachdenkens über sich und Gott, der Erinnerung an die unausweichlichen Schicksale der Seele jenseits des Grabes. — Früh oder spät: aber jedem Menschen schlägt die Stunde endlich, die sein Innerstes tief erschüttert, und seinen Geist unwillkürlich bis an die Schwelle des Todes an das geheimnißvolle Thor der Ewigkeit rückt. Dann steht er betroffen u‑

finster, und starrt in die ungewisse Ferne hinaus, und betrachtet sich und den Wechsel der ihn umgebenden Dinge mit andern Augen, als sonst. Dann drängt sich seiner Betrachtung die große Frage entgegen: Wer bin ich denn? Warum auf Erden? Was wird aus mir werden nach dem Tode? Wo stehe ich? Wem gehöre ich an? — Es muß noch etwas Anderes sein, wozu ich eigentlich berufen bin. — Bloß für diesen kurzen, bittersüßen Lebenstraum bin ich nicht geboren, und nicht bloß da zum Essen und zum Trinken, Schlafen und Arbeiten, gleich andern Thieren; ich fühle, daß ich ein höherer Geist bin, der mit der Thierschaft auf Erden nichts gemein hat.

Wenn diese Stunde schlägt, wenn diese Sprache endlich geführt wird, geht bei den meisten Menschen unmerklich eine große Verwandlung ihres Innern vor. Viele kommen gleichsam zu dieser Genesung, zur Empfindung ihres bessern Selbstes, wenn sie alt und für den Genuß der gewöhnlichen Freuden stumpf geworden sind. Dann werden sie aus betagten, kraftlosen Sündern eifrige Beter, Kirchengänger, Andächtler und oft Schwärmer. Da ihnen die Welt keinen Genuß mehr bieten kann, wollen sie mit dem Himmel einig werden. Sie glauben in ihrer Sache nicht genug thun zu können. Sie geben fleißig Almosen, machen milde Stiftungen, beten und lassen für sich beten, thun Gelübde, eifern gegen die Lüste der Welt, und wollen mit dem Allem gewissermaßen die Freuden der Seligkeit erkaufen und erstürmen. — O der Unwissenden! sie irren sich, und können bei ihrer Selbsttäuschung nicht ruhig werden. —

Andere, in welchen das bessere Bewußtsein wach geworden ist, und Gottes unendliche Größe und Gerech-

tigkeit und ihre eigene Verworfenheit und sündenbefleckte Seele daneben wahrnehmen, sinken muthlos zusammen, und verzweifeln an ihrem ewigen Heil. Mit zerknirschtem Herzen betrachten sie die Schändlichkeit ihres zurückgelegten Lebens, die Kette ihrer ungerechten Handlungen, die Nächte voller Sünden, die Tage voller Leichtsinns. Sie fühlen ihre Unwürdigkeit, in Gottes heiliger Schöpfung dazustehen, ihre Unwürdigkeit, zum Vater der Seligen und Gerechten emporzublicken. Sie sehen sich hoffnungslos verloren, und können nicht mehr auf Begnadigung vor dem Weltrichter hoffen. Ihre Einbildungskraft steht empört wider sie auf und malt ihnen eine grauenvolle Zukunft, wo sie nur Elend und wohlverdiente Strafe erblicken. Ohne wahres Vertrauen auf Gottes Gnade, rufen sie das Verdienst Jesu Christi an, und mit bangem Zweifeln und Verzagen wollen sie Verzeihung ihrer Sünden im Blute des Weltheilandes suchen. — — Sie sind zu beklagen, diese an ihrer Seele Leidenden, welche ohne christliche Fassung, ohne richtige und würdige Vorstellung von Gott und seinem Willen, statt des ruhigen Selbstdenkens, sich dem ungestümen Lauf ihrer Einbildungen überlassen. Freilich, ihr Schwerbekümmerten, euer vergangenes, in Sünden verschwendetes Leben ist verschwendet und verloren auf ewig, und das Geschehene wird selbst nicht durch die Allmacht Gottes ungeschehen gemacht; aber der Rest des Lebens, welcher noch vor euch liegt, es sei viel oder wenig, ist bis jetzt für euch unverloren. Beginnet einen heiligen Wandel und veredelt euern Sinn, und die Gnade ist auch für euch ewig.

Bei weitem aber die meisten Christen lassen sich ihre eigene Verworfenheit nicht so sehr anfechten, sondern

leben, ohne Nachdenken, ohne Selbstprüfung, nur ein elendes Gewohnheitsleben. Sie besuchen regelmäßig den Gottesdienst, und üben fleißig die Gebräuche ihrer Kirche, thun nicht viel Böses, hüten sich wenigstens, gegen die bestehenden Gesetze und Ordnungen zu fehlen, sind aber darum nichts weniger, als geneigt, in der Nachahmung Jesu Christi liebreich, sanftmüthig, bescheiden, hilfreich und menschenfreundlich zu werden, gleichwie ihr göttlicher Lehrer war. Sie glauben damit, daß sie thun, was menschliche Obrigkeit und Wohlanständigkeit gebieten, dabei die gewöhnlichen gottesdienstlichen Verrichtungen üben, Gott gegeben zu haben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Noch Andere treiben mit ihrer Religiosität noch sträflicheres Wesen. Wenn Jene oft aus Mangel besserer Erkenntniß fehlen, so fehlen diese mit Wissen und Willen. Sie leben fröhlich in ihren Ausschweifungen, in Werken des Betrugs, der Bosheit, der niedrigen Wollust dahin, — sie wissen, wie schlecht sie sind, — fühlen es, wie sie anders sein sollten, — beobachten nebenbei die christlichen Religionsgebräuche, wie sie kluger Weise thun zu müssen glauben, des großen Haufens wegen, — — aber mit ihrer Seelenbesserung; mit ihrer Selbstvorbereitung und Selbsteinweihung in das Heiligthum des künftigen Lebens ist es ihnen nie Ernst. — Ich habe jetzt, denkt Mancher von diesen Verwilderten, dazu weder Lust noch Zeit. Es gibt schon einmal ruhigere Stunden, da will ich an Gott und mein künftiges Loos recht ernsthaft denken, und mein Verhältniß zu demselben festsetzen. Ich lebe noch lange genug. Zudem ist Gott gnädig, er wird mir meine Schwachheiten verzeihen, denn ich bin bis jetzt noch kein grober Verbrecher gewesen.

Wie verschieden von einander urtheilen und handeln alle diese Menschen! Wie viele sind ihrer, die noch anders, aber nicht besser, als sie urtheilen und thun! Hätten diese, die sich alle für Christen, alle für vernünftige Wesen halten, recht über dasjenige nachgedacht, was eigentlich Gottes Gnade sei, und worin sie nur allein bestehen könne, was Buße sei, und worin sie eigentlich bestehen solle: sie würden wahrscheinlich weder in ihrem selbstmörderischen Leichtsinn länger verbleiben wollen, noch sich fruchtlos mit schwermüthigen Zweifeln an Gottes Barmherzigkeit quälen, und in Bußübungen ihr Heil setzen, die dem erhabensten Wesen nicht gefallen können.

Erhebe du dich aber, o meine Seele, zur Betrachtung der göttlichen Gnade! Wie kann dir wohler sein als bei ihrem Anblick! Sie gewährt dir im Weltall jede Freude, und ist die alleinige Bürgschaft für eine frohere Ewigkeit. Ohne sie ist hier und dort kein Leben, hier und dort kein Heil; ohne sie wäre dir besser gewesen, du hättest nie das Licht der Welt erblickt, sondern du wärest ewig im dunkeln Nichts geblieben, aus welchem dich die Hand der Allmacht hervorzog.

Ja, Gott ist gnädig — und ewig gnädig! Darum winkte er, und das prachtvolle Weltall stieg glänzend in das Dasein hervor, und Alles, was darin athmet und lebt, athmet und lebt in Gott und seiner Liebe.

Gott ist gnädig; auch ich war sein Gedanke, auch ich sein Wille, sonst wäre ich nicht. Auch ich war der Gegenstand seiner allwaltenden Fürsorge, und als er alle Welten ordnete, und den Beruf und das Glück des kleinsten Wurms bestimmte, da ordnete er auch mein

Heil an. Ach, was war ich denn, daß er auch meiner gedachte? — was hatte ich ihm denn zuvor gegeben, das er mir wieder gab? — Nichts bin ich gewesen; nichts habe ich zuvor geleistet; nichts habe ich, als seine unendliche Gnade.

Und durch sein wundervolles Weltall herrscht und waltet ein großes, ein ewiges, ein beseligendes Gesetz, und dies ist das Gesetz der Gnade! Ich erkenne dies Gesetz, wie sich nach demselben Alles richten, Alles lenken muß, das Belebte und Unbelebte. Es regiert den Lauf der himmlischen Gestirne und den Lebenssaft in den Adern der kleinsten Blume. Es wirkt ewig und groß durch das Reich entfernter Sonnen, und im finstern Schooße der Erde, wo die gährenden Elemente Metalle zeugen. — Diesem allmächtigen Gesetze ist Alles untergeben, nichts kann ihm widerstreben, nichts entrinnen. Dies göttliche Gesetz der Gnade heißt: Kein Tod, sondern Leben. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. (Matth. 22, 32.) Seine Schöpfung leidet keinen Tod, keine Krankheit, weder in der Körperwelt, noch im Reiche der Geister. Er heilet alle Gebrechen. (Psalm 103, 3.) Was du auch siehst und gesehen hast und sehen wirst in der Natur: es lebt, ist in steter Bewegung und Fortschreitung, und sucht dem Tode, der trägen Ruhe, dem Verderben, der Fäulniß zu entrinnen. Jeder Keim, der sich mit dem verwesenden Samenkorn entwickelt, jede Blüthe, die aus der sie umfangenden Knospe hervorbricht, schwebt als ein Sinnbild dieses Gesetzes vor unsern Augen, und der Sohn Gottes, in welchem Leben und Licht ist, ruft uns zu: Ich lebe und ihr sollt auch leben. (Joh. 14, 19.)

Die Sünde ist der geistige Tod; durch sie reißt sich der Mensch vom Gesetz des ewigen Lebens los, und stürzt sich in die finstere Nacht des Verderbens. Gott hat nicht Gefallen am Tode des Sünders, und will, daß er lebe. Darum sandte er seinen Sohn in die Welt, um zu retten, was verloren war. Aber sein erstes Wort war: Thut Buße, bessert euch! Den reumüthigen Sündern verkündigte er Gnade; die nach Gerechtigkeit dürsteten, pries er selig. Streben, Ringen, Handeln ist die erste Bedingung des Reiches Gottes; vollkommen sollen wir werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Nur wer Christi Lebenskraft in sich aufnimmt, wird das ewige Leben haben; aber an einem solchen hat der Tod die Macht verloren, er besiegt die Sünde und deren Schrecken; er ist zu einer Herrlichkeit berufen, die kein Auge gesehen, und die in keines Menschen Sinn gekommen ist. O unendliche Gnade! wie viel schon hat sie für mich gethan, wie viel wird sie für mich noch thun! Was bin ich, daß der Herr sich meiner so erbarmet?

Ewig wie sein Wille, ewig wie der allgütige Schöpfer, ist seine Gnade. Er ist die Vollendung selbst, und also keine Wandelbarkeit des Sinnes in ihm. Was Er that, das ist auf ewig wohlgethan! — So hat auch seine Gnade kein Abnehmen, kein Ziel. Sie begleitet mich durch Licht und Finsterniß meines Lebenslaufes; sie begleitet mich durch die Stunde des Todes und der Auflösung; sie begleitet mich durch alle Fernen der Ewigkeit. Diese ewige Gnade uns zu offenbaren, sandte er Jesum Christum in die Welt, und die Offenbarung erfüllt jede reine Seele, die sich über den Staub erhebt, mit heiligem Entzücken.

Gott ist gnädig! — Er ist es nicht nur dem Frommen, dem Gerechten; gnädig ist er auch dem Sünder! Der Sünder ist nur ein Verirrter; er soll nicht ganz verloren sein, er wird es nicht sein. Allen, allen, auch den Verworfensten, steht die Theilnahme an der unaussprechlichen, endlosen Liebe des Vaters offen; Allen fließt Wohlthat aus jenem Gesetze der Gnade, wenn der Mensch nur die Wohlthat selbst begehrt.

Gott ist gnädig! — Er zürnet nie, er straft nie, weil er die höchste Liebe ist. Nicht er, sondern der Mensch straft sich durch seine Thorheiten, Fehler und Laster selbst. Nicht Gott entzieht uns höherer Vollkommenheit und Seligkeit, sondern der Mensch entzieht sich ihr selbst, indem er versäumt, vollkommen zu werden, wie die Vernunft ermahnt, wie das ganze Weltall uns zuruft.

Wer sich selbst versäumt, der hat sich selbst gestraft. Wer muthwillig oder träge auf der großen Bahn der Vollendung zurückbleibt, der hat sich selbst anzuklagen, inzwischen Andere freudig voraneilen. Wer nur mit seinem Leibe lebt, und nicht die Veredelung seiner Seele zur Hauptsache macht, der hat als Thier gelebt, seine Seele aber ist roh und in ihrer Kraft unentwickelt geblieben. Er stirbt, das Thierische fällt ab, und der vollkommene Geist bleibt. So ist der Mensch sein eigener, fürchterlicher Richter, und unwandelbar ist das Gesetz der Welt! Wer nicht nach Seelengröße rang, sondern in kleinlichen Eitelkeiten, im Schlamme lasterhafter Begierden, den Thieren gleich, zornig oder wollüstig, rachsüchtig oder raublustig, freßbegierig oder heimtückisch lebte oder leben wollte: wie kann ein solcher Seelengröße, Seelenstärke gewinnen? Was will er von der

Gnade Gottes, daß sie ihm, wenn er sein verschwendetes, sündenvolles Leben bereut, plötzlich durch ein Wunder höhere Vollkommenheit mittheile, den Gesetzen der göttlichen Weltordnung entgegen, wo sich Alles langsam und stufenweise entwickelt? Was hilft da das bloße Beten zuletzt, und die Uebung gottesdienstlicher Gebräuche? Was frommen Gelübde und fromme Stiftungen? Was nützen Klagen der Verzweiflung? Was bessert muthloses Verzagen? — Mensch, du hast dich selbst gestraft, nicht Gott strafte dich! Verloren ist für dich auf Erden immer die verlorne Lebenszeit, aber nicht die noch übrige, nicht die ewige Gnade Gottes. Gehe hin, thue Buße und bekehre dich!

Buße ist nicht eine körperliche Selbstbestrafung für begangene Sünden. Buße ist keine Züchtigung des Leibes. Denn obgleich du mit dem Leibe, als dem Werkzeuge deiner Seele, sündigtest, so war es doch nicht der Leib, welcher gesündigt hat, sondern die Seele in ihm. Nicht der Dolch des Mörders ist sträflich, sondern der Mörder. Nicht dein Leib soll also büßen, sondern deine sündige Seele.

Die wahre Buße besteht nicht in bloßem Seufzen und Klagen über begangene Thorheiten — denn Reue ist im Gefolge alles Bösen, und bloße Reue ist noch keine Buße. Wahre Buße besteht nicht bloß im eifrigen Betreiben gottesdienstlicher Handlungen, in Gelübden, in Almosen, im Hersagen langer Gebete. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. (Ev. Joh. 4, 24.) Wahre Buße besteht nicht in schmerzlichen Entbehrungen, in Wallfahrten, im Fasten und Reinigen. Denn die leibliche Uebung, spricht der Apostel Paulus, ist wenig

nütze; aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze. Nur Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. (1. Tim. 4, 8.)

Wahre Buße ist also nicht Aenderung äußerlichen Thuns, nicht Aenderung leiblicher Geschäfte, sondern Aenderung der Seele. Buße ist Sinnesänderung, Verbesserung des Herzens, Anstreben und Ringen nach größerer Vollkommenheit des Gemüths, das heißt, nach der Gnade Gottes. — Und wer diese sucht, der wird sie finden.

Thut Buße und bekehret euch, oder, welches eben dies sagen will, empfindet Reue und vervollkommnet euch. Werdet endlich, was ihr sein sollet. Machet den Adel eurer Seele zur Hauptsache im Leben, und nicht den Leib. Entfernet eure Fehler, und übet euch in den ihnen entgegenstehenden Tugenden. Lebet und handelt gegen eure Mitmenschen, gegen eure Freunde, gegen eure Bekannten, gegen Unbekannte, gegen Feinde mit göttlichem Sinn, und die Buße ist vollbracht, und die ewige Gnade empfängt euch. — Nicht aus knechtischer Furcht, sondern aus Ueberzeugung von euerm Verhältnisse zum künftigen Leben und zu Gott dem Allerheiligen, sollt ihr einen göttlichen Wandel führen; nicht aus knechtischer Furcht sollt ihr suchen vollkommener und Gott ähnlicher zu werden, sondern aus begeisternder Sehnsucht nach Vollkommenheit und der Gnade Gottes. — Können dem sterbenden Bösewicht die Thränen der Reue, die er mit brechenden Augen weint, die Seufzer und Gebete, welche seiner röchelnden Brust entsteigen, plötzlich höhere Vollkommenheiten erwerben, die er durch sein Leben verschmähte und nicht erwarb? — Er stirbt, doch seine Seele bleibt, — aber auch Gottes Gnade bleibt

ewig! Der Sünder hatte sich selbst gerichtet, doch Gottes Gnade verläßt ihn nicht.

Heilig, gütig, gerecht, o Gott! ist das ewige Gesetz Deiner Gnade, in welcher sich Deine ganze Schöpfung bewegt. Ach, daß ich Unwürdiger solcher namenlosen Huld und Barmherzigkeit nur würdig werden könnte! Nein, ich werde es nie können, denn was ich auch thue, was ich auch werde, Alles, Alles kommt mir ja doch, hier und dort, nur durch Deine Gnade zu, nichts durch mein eigenes Verdienst. Und was ich auch des Guten thue, und wenn ich Alles hinopferte für die Tugend, ich thäte es, ich opferte es nur mir. Es wäre nie Verdienst um Dich, es wäre nur Verdienst um mich selbst.

Wer sich von der Wahrheit, von der Tugend entfernt, der hat sich von Dir entfernt. Wehe, wie furchtbar straft sich der Lasterhafte! — Dir fern sein, dies ist der schrecklichste Fluch über die Seele; — Dir fern sein, dies ist Hölle!

Sündig und unvollkommen, wie ich bin, sinke ich, Du Allerheiligster, betend vor Dir im Staube nieder. Meine Seele lallt Dir nur leisen Dank für Deine Gnade, mehr kann sie nicht. Du Ewigbarmherziger siehest meine Unvollkommenheit und Schwäche, und verstößest mich nicht. Und aus Jesu Munde tönen mir die heiligen Worte der Liebe: Kommet her, ihr Mühseligen und Beladenen, ich will euch erquicken! — Ja, ich komme zu Dir, Vater, meiner Sünden mir bewußt, und flehe zu Deiner Gnade! Ich komme zu Dir mit dem anhaltenden Sinn, von Tag zu Tag weiser, duldsamer, friedfertiger, versöhnlicher, wohlthätiger, dankbarer, menschenfreundlicher und gemeinnütziger zu werden.

Ich komme zu Dir! so werde ich einst mit erblassenden Lippen stammeln, im letzten Augenblick meines Erden-

lebens. Ich komme zu Dir! werde ich rufen, wenn meine Augen sich verdunkeln, wenn meine weinenden Freunde vor ihnen verschwinden, und nichts mehr vor mir steht, als die Ewigkeit, wenn ich nichts mehr habe, als Dich. — Dann komme ich zu Dir, mühselig und beladen, o mein Gott, mein Schöpfer, mein Alles, verlaß Dein Geschöpf nicht mit Deiner Gnade! Amen.

31.

Werth schwerer Schicksale.

Röm. 5, 3.

Hier in diesen Wüsteneien
Sind wir ewig nicht gebannt;
Keine Zähre mag uns reuen,
Denn sie fiel in Gottes Hand.
Was auf diesen dürren Auen
Von der Unschuld Thränen fällt,
Wird gesammelt, zu bethauen
Die Gefilde jener Welt.

„Widerwärtigkeiten beugen meine Seele nieder, wie der Sturmwind das einsam stehende Rohr. Es richtet sich nie wieder auf.“

„Ich habe den Glauben an das Glück des Lebens verloren, und daß jemals nach dieser Nacht wieder eine heitere Sonne scheine, und mich erquicken werde.“

„Schwer getroffen von der Hand des Schicksals sehe ich noch trübern Zeiten entgegen. Ich habe viel Schreckliches erfahren; ich fürchte, noch schwerere Leiden erwarten mich!“

O du, der so für sich klagt und zagt, in der That bist du beklagenswürdig; nicht deswegen, weil dich großes

Unglück betroffen, sondern weil du größeres fürchtest. Denn Furcht vor den Uebeln ist das größte aller Uebel, die dem Menschen begegnen können.

Du sprichst, es gebe für dich keinen Trost. — Hat ihn auch deine Religion nicht? O deine Religion muß eine arme, elende Religion sein, wenn sie nicht einmal fähig ist, dir in der Tiefe des Jammers die vollste Beruhigung zu bringen. Nein, den Christusglauben hast du nicht. Nein, die Liebe Gottes ist nicht ausgegossen in deinem Herzen durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. Ich rede eine Sprache, die dir fremd ist. Wir, die wir Christum haben, wir haben einen Trost, den uns die Macht aller Verhängnisse nicht entreißen kann. Wir haben eine Zuflucht, wohin uns die Pfeile des Schicksals nicht nachdringen können. Nicht allein aber das, sondern gleich wie Paulus, sagen wir mit heiliger Freudigkeit: Wir rühmen uns auch der Trübsale! (Röm. 5, 3.) Unglücklicher, verstehst du die Rede?

Wie die Nacht mit dem Tage, der Schatten mit dem Lichte, wechseln im Lebenslauf die guten mit den bösen Stunden, die Freudengesänge mit den Thränen der Schmerzen. Weißt du aber, was dem Menschen das Gefährlichste sei, und was er am schwersten ertragen kann? O wahrlich, es ist nicht das Unglück, sondern das Glück!

Unter tausend Sterblichen ist oft kaum Einer, der vermögend wäre, in guten und glücklichen Zeiten aufrecht und seiner würdig zu bleiben. Aber wenn das Schicksal gegen sie wüthet, ermannt sich ihr Trotz, und Alle stehen muthig, groß und zuweilen wahrhaft bewundernswürdig da. Daher heißt es auch, die Noth

ist immer die Mutter der Helden, die Erzieherin der Weisen. — Lehre mich hingegen den Helden kennen, der aus Wohlleben und Herrlichkeit hervorging; oder die Weisen, welche in den Armen schwelgerischen Glücks der Bewunderung aller Welt würdig blieben. — Wahrlich, ich habe Viele gesehen, die erst im Leiden groß nnd achtbar dastanden, und mit Riesenmuth den härtesten Kampf bestanden; aber weit Mehrere, denen es zu schwer, oft unmöglich war, ihr Glück zu ertragen.

Es ist gar nichts Seltenes, arme und tugendhafte Familien zu sehen, welche kaum von einem Tag zum andern sich zu erhalten wissen. Mit frommer Ergebung in Gottes Willen tragen sie ihr trauriges Loos. Und gebricht es oft an der nöthigen Bequemlichkeit, oft an Kleidern und Nahrung: sie bleiben standhaft und muthig. Ihre gegenseitige Liebe tröstet sie über die Verachtung, welcher sie preisgegeben sind; Arbeit und Hunger würzet ihre dürftige und wohlfeile Mahlzeit; Kleinigkeiten können ihnen die größte Freude verschaffen. Zärtliches Mitleid gegen andere Leidende erfüllet ihre Brust. Sie sind in der größten Noth durch Tugend und Liebe glückliche Menschen. Doch plötzlich verändert sich das widrige Geschick einer solchen Familie. Ein großer, unerwarteter Reichthum, vielleicht durch entfernte Erbschaft, fällt ihr zu. Die elende Hütte wird mit dem schönen, gemächlichen Hause, die zerrissene, abgetragene Kleidung mit besserm Gewand vertauscht. Nun drängen sich Freunde von allen Seiten herbei mit Glückwünschen und Schmeicheleien. Die Familie, vormals mit dem Wenigsten vergnügt, macht jetzt größere Ansprüche. Man spricht von standesgemäßen Verbindungen. Man spricht mit Verachtung von denen, deren Verachtung man sonst empfand. Man

glaubt nicht wohl schicklich die alte Vertraulichkeit mit den ehemaligen Freunden aus den Tagen der Dürftigkeit fortsetzen zu können. Der Stolz wird allmälig Herr; mit dem Stolz der Eigensinn, die Laune, die Undankbarkeit. Die Familie, sonst durch Eintracht glücklich, scheidet sich entzweit; Einer ist mit dem Andern unzufrieden; Jeder geht seinen eigenen Weg. Ueppigkeit zerstört die Gesundheit, welche sonst bei strenger Arbeit und Mäßigkeit blühend war. Vormals unbekannte Sorgen verbittern den Genuß des Wohlstandes. Jeder fühlt es tief: ich war einst froher, da ich weit weniger hatte; das Glück war unser Unglück! — Die Bedauernswürdigen, sie haben Recht. Sie konnten das Unglück leichter als das Glück ertragen.

Es schluchzet eine verwaisete Tochter am Sarge der Mutter. Auf ihre Knie hingesunken, schwört sie dem verklärten Geiste der Verstorbenen die Gelübde der Tugend; treu zu bleiben den heiligen Lehren, welche sie einst von jenen erblaßten Lippen vernahm. Und sie hält die Gelübde. Verwaiset und hilflos tritt die Unglückliche in den Dienst fremder Leute, und lernt mit rührender Sanftmuth die Härte und Launen ihrer Herrschaft tragen. Mit Thränen verdient sie ihr Brod. Aber Gewohnheit macht ihr Loos erträglicher. Ihre Bescheidenheit rührt, ihre Redlichkeit gefällt und erwirbt Vertrauen. Ihre Sittsamkeit erregt der Wüstlinge Ehrfurcht. Sie ist arm, aber tugendhaft, und diese Tugend streut manche Freudenblume auf ihren einsamen und oft rauhen Weg. Sie ist glücklich auch in der Verlassenheit. Sie ist nicht verlassen, denn sie hat Gott im Herzen, und der Geist der Mutter scheint sie segnend zu umschweben. Plötzlich verwandelt sich ihr widriges Geschick. Die Unschuld und Schönheit der Jung-

frau gewinnen das Herz eines Reichbegüterten. Als seine Gemahlin wird sie nun, die ehemalige Dienerin fremder Leute, Gebieterin über Andere. Schmuck und Glanz regen ihre Eitelkeit auf. Im Strome glänzender Zerstreuungen verschwindet die ehemalige Einfalt und Demuth. Angebetet, vergöttert von Lüstlingen, findet sie die nüchternen Liebkosungen ihres Gemahls keineswegs der Fülle ihrer Schönheit angemessen. Sie findet die verdorbenen Sitten der großen Welt bald minder anstößig, bald natürlich. Die Schamhaftigkeit erstirbt unter verführerischen Beispielen. Ihre Tugend entflieht. Zwietracht, Eifersucht und Zank begleiten die gebrochene Ehe. Das Haus der Freude wird zur Hölle. Verschwendung bringt Sorge; Unwahrheit bringt Verlegenheit; Betrug bringt Reue. Der Geist der Mutter lächelt nicht mehr segnend, er ist ein schreckhaftes Gespenst. — Die Beklagenswürdige, sie wußte ihr Unglück zu ertragen, aber nicht ihr Glück!

Ein rechtschaffener Mann hatte Begier nach Ruhm und Ehre. Sie zu erlangen strengte er alle Kräfte an, die Hindernisse zu bekämpfen. Durch diese Kraft, durch seine Redlichkeit war er der besten Ehren werth, doch wurden sie ihm nicht zu Theil. Das Unglück verfolgte ihn. Seine Vermögensumstände wurden wankend. Mehr noch, es starb ihm seine heißgeliebte Gattin, oder ein theures Kind; mit der geliebten Leiche wurden alle seine Ansprüche auf Lebensfreuden begraben. Der Gedanke des Todes, der schreckende Anblick von der Nichtigkeit alles Irdischen brachte ihn von allen ehrsüchtigen Wünschen zurück. Er wollte nur gut sein, nicht groß und angesehen. Kalt gegen das, was ihn sonst entzückte, suchte er keinen äußern Werth, nur

innern. Eben dieser, und die damit verknüpfte Bescheidenheit, Güte und Dienstfertigkeit machten ihn zur Liebe Aller. Darum sprachen alle Stimmen laut für ihn. Er wird aus der Dunkelheit emporgehoben, von Ehre zu Ehre geführt. Er sieht plötzlich alle seine Verhältnisse glänzend verwandelt. Er steht unter den Großen selbst ein Großer seines Landes. Ihm schmeichelt sein Glück. Der ehemalige Hang zur Ehrbegier findet sich übermäßig genährt. Mit Stolz blickt er auf die Tiefe nieder, aus der er emporstieg. Man schmeichelt seinen Verdiensten; er findet in den Stimmen der Schmeichler nur Wahrheit, und wer nicht zu ihnen gehören will, erscheint ihm als Neider und Gegner, der seinem Werth keine Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er wird herrischer, gebieterischer, übermüthiger, gewaltthätiger. Es drückt ihn, Seinesgleichen haben zu müssen. Sein Hochmuth stößt zurück; seine Aufgeblasenheit macht ihn zum Gegenstande heimlichen Spottes und Gelächters. Seine Freunde erkalten. Er wird von verstellten Feinden umringt. Unruhe ist sein Loos. Seine Fehltritte werden gezählt. Leidenschaftlichkeit, die ihn quält, mehrt die Zahl derselben. Das Maß wird voll. Verachtet und gehaßt stürzt er von der Höhe in wohlverdiente Schmach. Er war nicht mehr stark genug, sein Glück zu tragen. Im Unglück hatte er sein rechtes Glück gefunden.

Wie viel Helden, wie viel Könige waren preiswürdig, so lange sie im Kampf mit dem widrigen Geschick standen! Wie war ihre Seelengröße, ihre Todesverachtung rührend in der Gefahr, ihre Freudigkeit bewundernswürdig im Augenblick größter Noth, die das Schicksal selbst zu besiegen und das Glück zu zwingen schien, ihnen zu gehorchen. Ihre Großmuth gegen den Feind, ihre Mensch-

lichkeit gegen den Ueberwundenen gewann ihnen das Herz ganzer Nationen. Und das Glück krönte ihre Anstrengungen, und führte sie von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph. Da verschwand die alte Mäßigung. Das gewaltige Schwert ward ihr eiserner Zepter, die bescheidene Selbstvertheidigung ward Eroberungssucht, die Standhaftigkeit gegen Feinde ward Rache. Sie, die so Vieles bezwungen, glaubten sich unüberwindlich; die Welt preisgegeben. Sie wurden Weltverheerer, und wollten Göttern gleich stehen, da sie, spielend mit Glück und Leben von Millionen Menschen, sich schämten, Menschen zu sein. Aber der Fluch der Welt stieg zürnend gegen sie auf, und vernichtete sie. Der ewige Ruhm, nach dem sie geizten, verkehrte sich in ihre ewige Schmach. Im Unglück waren sie groß gewesen, Helden und Weise; das Unglück war ihr Glück. Aber ihrem Glück waren diese Elenden und Schwächlinge nicht gewachsen; da wurden sie zu Verbrechern und Thoren, da Unglückliche!

Mit Unrecht wird gesagt, daß Leiden und Widerwärtigkeiten den Werth des Menschen am besten bewähren. Nein, das **Glück ist der ächte Prüfstein des Werthes oder Unwerthes der Menschen.** Darum sollen wir die Tage der Noth und Trauer als wahrhafte Wohlthaten aus Gottes Hand empfangen. Wer in ihnen verzweifelt, ist wahrlich besserer Zeiten nicht würdig. Wer nicht stark genug ist, ein großes Uebel zu tragen, wie will er stark genug sein zu großem Glück? —

So wollen wir in unsern Widerwärtigkeiten und bei den schmerzlichen Verlusten dankbar die Liebe Gottes ehren, und mit Paulus sagen: **Wir rühmen uns auch der Trübsale!**

Schwere Schicksale, die uns betreffen, setzen uns eigentlich erst in das wahre Verhältniß, welches wir zu dieser Welt haben sollen; lehren uns eigentlich erst die Dinge richtig schätzen, an denen wir das innigste Wohlgefallen haben. — So lange wir in ungestörter Ruhe harmlos dahin lebten, war unsere Vorstellung von dem Leben ein sinnlich angenehmer, aber falscher, betrügerischer Traum. Dieser Traum mußte uns entrissen werden. Denn wir sind nicht bloß sinnliche, thierische Geschöpfe; wir haben eine höhere Bestimmung. Das Thier weiß nichts vom Tode, aber wir sehen den unserigen voraus, und wissen, daß wir für das Ewige erkoren sind. Wir sind nicht Leiber, sondern haben Leiber. Wir sollen daher, als Geister, uns selber leben, und nicht dem sinnlichen Leibe, nicht dem Irdischen allein, das ihm wohlthut.

Das herbe Schicksal gab unserm Geiste große Lehren. Wehe uns, wenn wir sie vergessen könnten! Wir bereiten uns in diesem Leichtsinn noch herbere Schicksale vor. Wir sollen endlich einmal vom tiefen Irrthum genesen, von jener Seelenkrankheit, in welcher wir den bloßen Schein für das Wesentliche, das Vergängliche, für das Bleibende, ein bloßes Mittel für den Zweck, und behagliches irdisches Sein für die letzte Bestimmung halten, derentwillen wir erschaffen worden sind.

Der du mit weinenden Augen sprichst: „Ach, wäre mir jener Traum geblieben, ich war ja selig in ihm! Hätte ich den schönen Irrthum immerdar behalten, er war mein Himmel, und mir erquickender, als der schreckliche Anblick der Wahrheit!“ — der du so sprichst, du warst unter deiner Würde im Schlamme der Thierheit versunken. Du kanntest dich selber nicht mehr. Gott

liebte dich. Es gibt weit höhere Genüsse, als die du kanntest; aber du bist ohne Gefühl und Sinn für sie geworden. Gott ruft dich zu bessern Seligkeiten, du zur Unsterblichkeit auserwählter Geist! Aber deine Sinnlichkeit blutet. Möge sie bluten und verbluten. Du wirst einst diesen Schmerz belächeln, wie der reifere Jüngling und Mann die ehemaligen Ursachen seiner kindischen Thränen belächelt. Du wirst einst, durchdrungen von der Gewalt der Wahrheit, mit Paulus aussprechen: Wir rühmen uns auch der Trübsale!

Das Unglück erst stellt uns gegen die Welt in das rechte Verhältniß, und lehrt uns, was sie werth ist. Erst wer den größten Theil seines Vermögens durch Feuersbrunst, Wassersnoth oder Kriegsgefahr verlor, oder durch Fahrlässigkeit und Betrug um das Seinige kam, weiß es, wie wenig auf Reichthum und Wohlstand zu bauen ist; weiß es, wie unrecht man thut, sein Herz an den Besitz irdischer Güter zu hängen, und von ihnen sein ganzes Glück zu erwarten. Der Menschengeist ist Geist, er soll unabhängig sein vom Irdischen, und sein Glück unabhängig von Allem machen, was so hinfällig und veränderlich ist. Wer nicht, auch wenn ihm Alles geraubt wird, was er mühsam und rechtschaffen erworben, bei diesen Verlusten frohen Muthes sein kann; wer nicht, nachdem er Seidengewänder getragen, auch den groben Linnenkittel lächelnd anziehen kann; wer nicht mit Demuth in hohen Würden, mit edelm Stolz in der tiefsten Niedrigkeit leben kann; wer nicht mit Gelassenheit den Bettelstab ergreifen, die höhnenden Urtheile des großen Haufens gleichgültig über sich hingehen lassen kann: in dessen Herzen ist nicht Alles gut und rein. Er hat die Größe des wahren Christen nicht. Großes Unglück muß ihn

läutern und groß machen. Er gehört noch zu den Versunkenen. Christ möchte er wohl gerne sein, aber dabei in schlaffer Trägheit und Weichlichkeit hinleben. Ein Geist, der Ewigkeit gewidmet, möchte er wohl sein, aber dabei auch Thier mit aller irdischen Behaglichkeit. Darum reißt ihn die eiserne Hand des Schicksals vom Vergänglichen ab, hindeutend auf das Unvergängliche. Mag die Sinnlichkeit bluten; sie muß verbluten, wenn der Geist triumphiren soll.

Erst wer von Menschen betrogen, von Verwandten verstoßen, von Freunden hintergangen ward; erst der, dem Eide und Schwüre gebrochen, Versprechungen geläugnet wurden, weiß es, was auf Menschenwort zu bauen ist, und wie man sich auf Freundschaften verlassen kann. Sein Schicksal warnte ihn. Selbst Liebe und Freundschaft beglücken auf Erden nicht dauerhaft. Ein tugendvolles, göttlich gesinntes Gemüth allein gewährt unabhängig von äußern Umständen, dauerhafte Ruhe und Seligkeit. Man soll nicht tugendhaft sein, um Menschengunst zu gewinnen; man soll redlich, großmüthig, uneigennützig, wahrhaft, treu, dienstfertig und gemeinnützig sein, weil man reiner Geist sein soll, würdig seines Daseins und der göttlichen Liebe.

Wenn du dich für deinen Fürsten, für dein Volk, für deine Gemeinde, für deine Familie, für deinen Freund aufgeopfert hast, und sie deine Verdienste vergessen, und sie dir mit schändlichem Undank vergelten: warum kränkt es dich und raubt es dir die Ruhe und allen Glauben an Tugend? — Freund, du selbst warst nicht tugendhaft, deine Aufopferung war nicht edelmüthig. Du hofftest auf Dank dafür, und daß man dir mehr leisten könnte, als du vielleicht selbst geleistet hast. Du handeltest aus

Ehrgeiz. Du hattest den Gott nicht in deiner Brust; er lag für dich in eiteln Dingen. Das Schicksal lehrte dich weiser sein, und das Gute thun, ohne Rücksicht auf menschliche Anerkennung desselben. Dein Selbstbewußtsein und die Liebe deines Vaters im Himmel müssen dir genügen; — nichts Anderes kann es. Wehe dir, wenn dein Leichtsinn die Warnung vergißt: du wirst noch schwerer geprüft werden!

Erst wer über den Leichnam eines geliebten Vaters, einer zärtlichen Mutter geweint hat; erst wer jammernd über dem Sarge eines Gatten, eines treuen Freundes, einer treuen Freundin lag; erst wer am Sterbebette eines Bruders, einer Schwester jammerte; erst wer ein heißgeliebtes Kind zu Grabe tragen sah — der weiß es, und mit blutendem Herzen hat er gelernt: auch die heiligsten der Freuden gehen unter. Hänge dein Herz an nichts zu fest, was unterm Monde lebt! Es bleibt dir nicht. Diese Wange, die jetzt noch blüht, dies Auge, das dir noch lächelt, sind erkoren, Staub zu sein. Die theuern Lippen, die du heute noch küssen darfst, werden einst erblassen und verstummen. Aber dahinter das Geistige ist dein, ist dir ewiglich vermählt und verwandt. Von ihm wirst du nicht getrennt, auch in der Todesstunde nicht.

Warum weinest du über den Hügeln der Todten? Hast du den Staub geliebt, den sie mit Erde bedeckten? Schmerzlich weckte dich das Schicksal von dem Traume auf, der dich nur allzusüß getäuscht hat. Blicke empor in die Himmel, dein Geliebtes lebt noch, liebt dich noch, kann nicht sterben, kann nicht aufhören, die erste seiner Tugenden, die Liebe, zu verlieren. Göttlichen Ursprungs, kehrte es zurück zu Gott, und lebt und liebt unveränderlich, wie Gott.

O beruhigender, seelentröstlicher Gedanke! In ihm verklärt sich das ganze Weltall! Schmerzlich mag die Lehre des Schicksals sein, an nichts in dieser Welt sein ganzes Herz zu hängen — immer Gott, Ewigkeit und Tugend vor Augen zu haben. Aber doch erhebt diese Lehre den Geist. Wir stehen in ihr gleichsam der Gottheit näher. Auch wenn wir in der Fülle des Schmerzes Blut weinen möchten, empfinden wir Gottes Liebe zu uns, wie er uns Irdischversunkene an sich emporzieht, und — wir rühmen uns auch der Trübsale!

Denn die schweren Schicksale, welche uns betreffen, geben uns erst die rechte Spannkraft und Stärke, und das Gefühl unserer ursprünglichen Hoheit. Im weichen Arm der Sinnlichkeit verliert sich das. Wir kennen die Tugend wohl, aber sind zu bequem, sie zu üben. Was wir thun, geschieht mehr oder minder mit kleinlichen Nebenabsichten auf allerlei Vortheil. Aber das Schicksal kommt dann, und bricht die Sklavenkette, mit der wir an das Irdische gefesselt sind, daß wir nur demselben allein anhingen und dienten. Das Schicksal macht uns frei, und führt uns in den rechten großen Gottesdienst zurück. Wohl büßt der Leib ein, aber der Geist in uns wird trotzig und gewaltig gegen den Sturm des Lebens, und stolz gegen die schnöden, trüglichen Anmuthigkeiten der Welt und ihres Spieles. Er sucht seinen Himmel nicht mehr im Staube, sondern über den Sternen; und findet seinen Werth nicht mehr in der Menge des Vergänglichen, das er hat, sondern in dem Kräftigen, Unabhängigen, Gottähnlichen, was er ist.

Das aber will Gott, auf daß wir, geschreckt durch die Unzuverlässigkeit dessen, was wir auf Erden Glück

und Lust nennen, uns stolz davon hinwegwenden, und zu ihm Zuflucht nehmen. Darum hat auch jeder Mensch ohne Ausnahme seine Leiden; und er muß solche haben, weil ihn sein Gott lieb hat. Es kann nicht anders sein. Darum weinen die Königinnen Thränen, wie die Bettlerinnen, und oft mehr als diese: und die Könige erseufzen unter Widerwärtigkeiten und Aengsten oft mehr, denn ihre geringsten Knechte. Denn Fürst sein, und Befehlshaber sein, reich sein, berühmt sein, Schönheit oder Freunde haben — das Alles ist wenig. Es ist ein Traum, ein Augenblick, ein Nichts. Aber sich selber haben, und Frieden in Gott, das ist Alles; das ist Geisteserwachen, das ist Ewigkeit.

Wer trauert, wer zagt? wessen Herz ist um Trost noch bange?

Nein, auch ich rühme mich meiner Trübsale! — Sie sind die heiligen, warnenden Engel, die Du, mein Gott, aussandtest, die Irrenden und Verlornen zu Dir zurückzurufen. Sie kommen, mich vom Irdischen zu entstricken, worin mein Geist verwickelt und gefangen liegt. — Und ich will das Wort dieser Deiner Boten, die Du mir sendest, verstehen lernen. An der Größe meiner Schmerzen über irdischen Verlust werde ich erkennen, wie tief ich in Sinnlichkeit hinabgesunken, von meiner ursprünglichen Hoheit abgewichen, von Dir, mein Gott, entfernt bin. Und mögen doch meine Wunden brennen und bluten, und meine Augen in Thränen zerfließen: dennoch, dennoch Herr, mein Gott, Erbarmer, ewiger Freund meiner Seele, dennoch will ich Dich und Deine Liebe preisen und mich auch der Trübsale rühmen. Amen.

32.

Beruhigung in schweren Stunden.

Jesajas 38, 17.

Wer gibt gebeugten, bangen Sündern
Vertrau'n und Hoffnung? Wer beglückt,
Wer machet sie zu Gottes Kindern,
Der, wie ein Vater, sie erquickt?
Wer saget ihnen Frieden zu?
O Geist des Herren, das bist Du!

Wenn sie, beschwert von ihren Sünden,
Fast sinken; Ruh' und Hoffnung nicht
In sich und ihren Werken finden,
Voll Furcht vor Zukunft und Gericht:
Dann eilst Du her, Du nimmst Dich dann
Des reuevollen Büßers an.

Dein Wort erschallet: ihr sollt leben!
Gerecht und gnädig ist zugleich
Der Richter, Gott! Er will vergeben,
Denn Jesus Christus starb für euch.
Glaubt fest an ihn und habet Muth,
Ihr seid gereinigt durch sein Blut!

„Wenn meine Hoffnungen alle dahin sterben und meine Freuden ausgehen; wenn ich nicht Ruhe mehr in mir selbst finde und das Leiden überhand nimmt — soll ich verzweifeln, o Du Gott meines Lebens? — Wer soll mir dann helfen, wenn Du nicht hilfst? — Bin ich nicht auch Dein Geschöpf, das Du zur Seligkeit schufst? Hast Du nicht meine Tage gezählt, ehe ich war, und das Maß meiner Kräfte schon berechnet, ehe Du es mir anvertrauet hast? — Warum, o Du Erbarmer aller Kreaturen, warum soll ich unterliegen in meiner Noth

und Angst? O, mein Gott, mein Gott, warum willst Du mich verlassen?“

So rief ich oft in meiner Trübsal zu Dir, Vater aller Lebendigen, denn Du hattest auch mir gesprochen das erquickende Wort: Rufe mich an in der Noth. So flehe ich auch heute zu Dir: Sei Du mein Retter, mein Beschirmer, mein Gott! Es kann kein Anderer mir helfen, als Du allein, allmächtiger Gebieter der Schicksale. Sei mein und der Meinigen Hort und Heil. Laß meine Seele nicht in Jammer und Furcht verschmachten. Du kannst mir beistehen. O wie oft schon warst Du in den traurigsten Zeiten mein Beistand, mein Erretter!

Siehe, um Trost war mir sehr bange. O wie oft! Ich schmeckte die Bitterkeit des Lebens schon in vollem Maße. Es gab mehr als einen Tag, da ich um meine Erhaltung bekümmert war. Sorgen um meine geringen Glücksumstände drückten mich zu Boden. Aus einer Verlegenheit ging ich in eine andere und größere über. Ich sah nicht mehr ein, wie mir Rath schaffen. Ich durfte meine Lage Keinem offenbaren, ach, um nicht die Achtung und das Zutrauen der Menschen zu verlieren. Ich mußte oft, während mein Herz in Bangigkeit verging, mich heiterer stellen, um meinen Schmerz Andern zu verbergen, und denen nicht den Muth zu rauben, die um mich waren. O, wie bittere Augenblicke meines Lebens waren es, wenn Schmach und Schande mich zu bedecken drohten; wenn ich das Hohnlächeln und den Triumph meiner Feinde voraussah; wenn sich alle entschuldigten, die ich zitternd um Beistand ansprach; die mich bedauerten, wenn ich ihnen meine Noth entdeckte, aber die Achsel zuckten, weil sie mir nicht helfen mochten. Ich glaubte des Lebens niemals wieder froh werden zu

können. Ich sah kein Heil, als im Grabe. — Und doch war ich noch nicht ganz verlassen. Du lenktest die Umstände wieder zu meinem Vortheil, und durch sie die Herzen der Menschen. Ich war gerettet, ehe ich es glaubte, und die Freude lachte mich an, als ich ihr auf immer das Lebewohl gesagt hatte. Wer sich auf Dich verläßt, ist nie verlassen.

Siehe, um Trost war mir so bange! — Als ich, was ich auf Erden so herzlich liebte, hoffnungslos die Beute des Todes werden sah — wie war um Trost mir so bange? Ich stand einsam. Mit der heißgeliebten Seele, die für mich aus dieser Erde verschwand, verschwand mir auch der schönste Theil meines Glücks. Was mir blieb, war viel; aber doch alle Glückseligkeit meines Gemüthes hatte ein Ende. Es war nicht mehr das vorige, das schöne Ganze. Die Natur hatte für mich ihren Glanz verloren, und alle Lust des Lebens stand in trüber Ferne. Wie heftig, innig flehte unter Seufzern und Thränen mein liebendes blutendes Herz zu Dir! — Ach, nicht mein Wille geschah, sondern, allgewaltiger Gott, der Deinige. Und als nun die schwarze Botschaft des Todes mich traf, und ich nun meines Daseins Zusammenhang und schönste Hoffnung zerrissen sah — sah den geliebten Leichnam erblaßt und kalt unter meinen Thränen; die theuern Augen, welche mich sonst so gern und zärtlich anlächelten, auf ewig geschlossen; die Lippen, die mich einst so liebevoll nannten, auf ewig verstummt — — o, mein Gott, vergib, wenn ich einen Augenblick murrte; wenn ich einen Augenblick lang an Deiner Liebe, an Deiner um das Kleinste besorgten Vorsehung zweifelte! Kaum konnte ich anders in der Fülle meines Schmerzes. Ich war ja von Erde und Himmel verlassen; meine in=

brünstigen Gebete stiegen ja unerhört zu Deinem Thron empor; ich sah ja nicht in die Zukunft, und war nicht fähig zu erkennen, wie der allzufrühe Tod meines Lieblings eben so sehr sein Glück sei, als meinem eigenen Glücke vielleicht zuträglich. — Ich mußte meinen Jammer ausweinen: nur das blieb mir, da ich nicht gegen die Gewalt meiner Verhängnisse mein Bestes retten konnte! — Vater, auch noch gegenwärtig erneuert sich mein Schmerz um das Verlorne. Könnte ich es denn je vergessen? Könnte denn meine Liebe jemals verlöschen, und meine Sehnsucht nach dem Wiederfinden der ewig geliebten, verklärten Seele, die Du von mir nahmst? Nein, aber doch bete ich verehrend Deine Weisheit an. Ich murre nicht. Ich fühle es, Du hast mir selbst durch diesen Verlust wohlgethan. Du lehrtest mich das Vergängliche alles Erdenglücks furchtbar lebhaft erkennen. Du mahntest mich durch Entreißung des geliebten, treuen Herzens an das, was dort oben ist; an die Geheimnisse, an die Verheißungen der Ewigkeit; an die Pflichten, die sie von meinem unsterblichen Geist fordert, wenn er ihrer würdig sein will; an die Hoffnungen, welche sie ihm gibt, wenn er ihrer werth ist. O, Vater, und auch der Jammer meines Gemüthes ward endlich ruhiger; meine Klagen tönten leiser; die Welt hienieden ward mir immer freundlicher; aber meine Sehnsucht und Liebe sterben nicht.

Siehe, um Trost war mir sehr bange! — Ach, am bängsten in jenen Tagen meines Lebens, wenn ich, vom Gefühl meiner Verderbtheit ergriffen, Gott, Du Gerechter, Du Richter der Gewissen, an Deiner Gnade verzweifelte! Am bängsten in jenen Tagen, da die Schuld meiner Thaten mich niederdrückte mit Zentnerschwere; da ich die strafenden Folgen meiner Vergehungen

tragen mußte, und ich wider mich selbst wüthete. Wie konnte ich, o Weltenrichter, hoffen, daß Du mir meine zahllosen Sünden vergeben werdest, da ich selbst sie mir nicht verzeihen mochte? Wie konnte ich hoffen, daß mein Gebet von Dir erhört würde, da ich, o Du Langmüthiger, Deiner Langmuth so schändlich durch Beharrlichkeit in meinen schlechten Neigungen gespottet hatte? — Ich lag in tiefer Schwermuth. Meine Tage waren ohne Heiterkeit, meine Nächte ohne Ruhe. Ich sah mich von meinen Lastern umstrickt, ob ich sie gleich verfluchte, und eilte durch immer neue Versündigungen dem ewigen Verderben zu, ob ich gleich nach Vergebung seufzte. Vor mir standen die Todespforten offen — ich sah die Schrecken des Gerichts — und doch ward ich nicht besser. Ich war nicht würdig aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir erwiesen. Und doch ermüdete Deine Langmuth nicht. Du gabst mir neue Frist zur Besserung. Ich hörte sie wieder, die Stimme meines Jesus, meines Hirten. Mit der Erkenntniß meiner Fehler erschien die bittere, aufrichtige Reue; mit der Reue die Sinnesänderung. Ich kämpfte muthiger gegen meine lasterhaften Verhältnisse, gegen meine innere und äußere Ungerechtigkeit; ich betete inbrünstiger zu Dir. Um Trost war mir sehr bange.

Du aber hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe! — Ja, Du freundlicher, ewig liebender Vater, Du allein auch nur konntest es. Denn Dein ist die Macht über die Welt des Staubes und der Geister. Was vermochte des Arztes Hilfe und die Kraft seiner Arzneien, wenn ich da lag auf dem Schmerzenlager, und meine Gebeine waren wie zermalmt, und meine Besinnung erlosch?

Nur Dein Wille belebte meine aussterbenden Kräfte wieder; hatte ich genug gelitten, dann erschien Dein Trost. — Du nur konntest Dich meiner annehmen, denn welcher Sterbliche war Gebieter der Umstände, daß sie sich zu meinem Troste zusammenpaaren mußten, und gebieten der finstern Zukunft, daß sie nur helle Tage senden mußte? — Du nur wolltest Dich meiner erbarmen, denn die Menschen traten, als ich in Nöthen war, so oft selbstsüchtig zurück, und dachten nur an ihr eigenes Wohlsein! Ein Geringes, mit dem sie mir hätten helfen können, weigerten sie mir, um es zehnfach in ihren Lustbarkeiten zu verschwenden. Sie wandten sich lieber zu den Fröhlichen, und mochten meine Thränen nicht sehen. Sie wollten lieber dem Freude bringen, der sie erwiedern könnte; aber des Hilflosen vergaßen sie. Du nur wußtest mich am besten aus dem Elend zu ziehen; Du kanntest die rechte Zeit und Stunde, Du das wirksamste Mittel zu meiner Erlösung vom Uebel. Wie Unrecht hatte ich, da ich verzweifelte, als mancher gute Rath, den treue Freunde gaben, eitel war; als manche Hilfe, die mir gebracht ward, mein Leiden nicht enden konnte. Nun hielt ich mich für verloren: doch Deiner Vaterliebe war ich noch immer unverloren. Was menschlicher Witz nicht erfinden konnte, das gewährtest Du im zweckmäßigen Augenblicke reichlich, und ich war gerettet.

Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe! — Ja, herzlich, nicht nur oberflächlich, sondern von Grund aus helfend hast Du Dich, o wie manchmal, an mir bewiesen. Wenn ich es selbst zuweilen nicht für möglich hielt, daß ich jemals wieder ganz ungetrübte Tage er=

leben könne — so machtest Du es doch, o erbarmensreicher, wunderbarer Helfer aus allen Nöthen, möglich. Auch der letzte Schatten des Uebels, das mich ängstigte, mußte zuletzt verschwinden. Denn Du hattest Dich meiner Seele herzlich angenommen. So hilft ein guter Vater seinen Kindern. Er läßt es nicht bei einem bloßen Theil der Hilfe, bei einer augenblicklichen Beruhigung bewenden. Er will dem Uebel auf immer wehren. Darum greift er tief ein, und sucht des Schmerzes erste Ursache auf; er achtet auch nicht darauf, ob das Kind für einige Augenblicke dadurch noch mehr leide, daß er die Wurzel des Unheils selbst ergreift. Er hilft vom Grunde aus, weil er sich des Kindes, nicht als Fremder, sondern als ein Vater annimmt, treu und herzlich. So hast Du an mir gethan, mein himmlischer Vater.

Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen. Du sorgtest um mein Heil und Glück nicht bloß im Allgemeinen, wie etwa auf Erden ein Fürst für das Wohlergehen seines Volkes, wo Tausende verschmachten mögen, weil er sie und ihre besondern Umstände nicht genau genug kennt, und er zufrieden ist, und Andere seine Weisheit rühmen, wenn nur die große Mehrheit des Volkes geborgen ist. Nein, Vater im Himmel, Beherrscher von Miriaden Welten, Schöpfer und Versorger von Wesen, deren Zahl und Art kein Sterblicher ahnen kann, Du nahmst Dich meiner an, als wäre ich nur allein der auserwählte Gegenstand Deiner Liebe und Fürsorge; als könnte kein Anderer größere Ansprüche auf Deine Huld und Pflege machen; als hättest Du den großen Gang der Schicksale, den ewigen Wechsel der Dinge, die Bewegungen der menschlichen Gemüther eingerichtet und geleitet, um nur mir zu helfen, um nur mir zu dienen.

Ich ward zwar, wenn mich die Furcht übermannen, der Kummer tödten wollte, zuweilen kleinmüthig, und sprach: Wie sollte Gott meiner gedenken, der ich seiner so selten gedacht habe? Wie sollte er mich noch lieben, den ich durch die Menge meiner Sünden entfernte? — Oder ich ließ mich durch Zweifelsucht verblenden und dachte: Die göttliche Vorsehung wacht wohl über das Weltganze; aber das Einzelne gehe auf oder unter, wie mag sie das bekümmern! Sie streuet zwar Leiden und Freuden aus, aber wen diese treffen, ist nicht ihre Sorge. Der Blitz schlägt in den Palast, wie in die Hütte; der Tod überfällt heute den Reichen, morgen den Armen; hier raubt er der Welt denjenigen, um dessen Leben die edelsten Herzen vergebens flehen, dort schont er die Tage des Bösewichts, der allen entbehrlich wäre. Gott hat zwar die allgemeinen Verhältnisse angeordnet, wie sie nach ewigen unabänderlichen Gesetzen eintreten müssen, aber den Menschen ist es überlassen, sich darein zu fügen, wie sie mögen und können. Der Wurm wird vom Fuße des Menschen, der Mensch von der gefühllosen Ferse des Schicksals zertreten. — So dachte ich oft in verzweiflungsvoller Kleinmüthigkeit. Aber, o Du, der so herzlich für mich sorgte, wie anders erkannte ich Dich in Deiner liebevollen Hilfe! Da erfuhr ich, daß denen, die Du liebest, alle Dinge, auch die bittersten Unfälle, zum Besten dienen müssen; daß Du, Herr, an uns denkst, wenn wir uns aller Fürsorge beraubt glauben, daß Du der Ewige, Allwaltende bist, der da spricht: Ich bin der Herr dein Gott, der dich lehret, was nützlich ist, und dich leitet auf dem Wege, den du gehst! (Jes. 48, 17.); daß Du getreu bist, und uns nicht lässest über Vermögen versuchen, sondern machest,

daß die Versuchung solch ein Ende gewinne, daß wir es können ertragen. Ja, ich habe es in Wahrheit erfahren, daß alle Haare unsers Hauptes gezählt sind, daß kein Sperling ohne Deinen Willen vom Dache fallen kann.

Herzlich hast Du Dich meiner angenommen. In Allem, was mir begegnete, erkannte ich Dich! In Allem fand ich die Züge Deiner Liebe sichtbar. Es war nie eine kalte Hilfe, sondern ich empfand gleichsam Deine warme Vaterhand, mit welcher Du mich aus meinem Verderben zu Dir emporziehen wolltest an Dein Vaterherz. Und ob ich gleich in meine Sündlichkeit zurücksank, immer nahmst Du Dich meiner Seele wieder herzlich an.

Du wirfst alle meine Sünde hinter Dich zurück. — O Erbarmer, meine Vergehungen haben Dich noch nicht ermüdet; meine Treulosigkeit hat noch nicht Deine Treue zu mir geschwächt. O, wer bin ich denn, daß Du meiner noch gedenkest? Wie vielmal brachte ich Gelübde meiner Besserung und erfüllte sie nicht! Wie vielmal ward ich nach Stunden meiner tiefsten Reue böser, als ich vorher gewesen! Und doch hoffest Du noch meine Rückkehr zu Dir, und liebst mich noch heute. Ich verdiene nicht Dein Kind zu heißen; ich verdiene nicht vor Dir zu leben. Meine Schuld war längst so groß, daß ich Deiner Gnade unwürdig war, und unwürdig meiner Erschaffung aus dem Nichts! — Und doch liebst Du mich noch.

Du gabst Deinen heiligen Sohn Jesum Christum in dieses Leben hin, daß er mich durch sein Wort zu Dir leite, mich Verlornen dem Himmel wiederbringe. Unserer Sünden willen ward er das Opfer am Kreuze, auf daß

wir durch den Glauben an ihn zu Dir gelangen möchten. Es galt auch mir, da er in Deinem Namen rief: Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Durch seinen Namen sind mir meine Missethaten vergeben. Diesen Namen trage ich; dieses Namens soll ich streben werth zu sein, um Theil zu haben an seinem Reiche und an der Vergebung meiner Sünden. O welche Seligkeit liegt für mich in den Worten: Das ist ja gewißlich wahr, und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Vater, alle meine Sünden wirfst Du hinter Dich zurück! — Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist. Wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet, in dessen Geist kein Falsch ist. Darum bekenne ich Dir meine Sünde und verhehle Dir meine Missethat nicht. Ich sprach: ich will dem Herrn meine Uebertretungen bekennen. Da vergabst Du mir die Missethat meiner Sünde. (Ps. 32, 1 — 5.)

Nein, es darf nun Keiner mehr verzweifeln an der Vergebung seiner Sünde, der Jesu Christi Lehre und Glauben fest ergriffen hat und redlich darnach thut. Für den floß des Erlösers Blut.

O, so sei es denn auch für mich geflossen! Reuig, bußfertig und mit dem schmerzlichen Gefühl meines Unwerths, nahe ich mich im Geiste Deinem Thron, und flehe zu Dir empor: Vater, verzeihe mir meine Schuld, und behalte mir nicht meine Missethat! — O Gott! gnädig und barmherzig gegen alle Deine Kreaturen, sei es auch noch heute für mich. Ich will hinfort vor

Deinen Augen wandeln, demuthvoll, wohlthätig, versöhnlich, allen meinen Feinden verzeihen, hilfreich, keusch, zu allem Guten schnell, im Geiste Jesu, meines Erlösers. — Habe ich nur den Trost, daß Du vergessen kannst, was ich gelebt habe, o so ergreife ich mit neuem Muth den Pilgerstab auf Erden, und kein Leiden soll mich schrecken, denn Du, mein Gott, bist mit mir; wer darf wider mich sein? Wer Dich hat, Gott des unendlichen Weltalls, hat der nicht Alles? Alles, auch wenn sein irdisches Habe und Gut zu Staub würde, wenn die Gewalt seiner Feinde ihn in das Elend stürzte, wenn Krankheiten seine Kräfte verzehrten, wenn der Tod von ihm das Geliebteste hinwegrisse. Er verliert ja nur, was ihm nie gehört hat. Aber dem Geiste bleibt das Geistige, das Beste, wenn Du, mein Gott, ihm vergebend und hold bleibest. In Dir findet er das Köstlichste endlich vollkommener wieder, als er es hienieden genossen.

Mir sind meine Sünden vergeben. Ein entzückendes Gefühl durchdringt mein Herz; denn es ist Dein Wort, welches sagt: wer seine Sünden erkennt und lässet, der soll Barmherzigkeit erlangen. — So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünden bekennen, so bist Du, Allerbarmer, treu und gerecht, daß Du uns die Sünde vergibst, und reinigst uns von aller Untugend. (1. Joh. 1, 8. 9.)

Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr, sprach mein Heiland. Ich will es. Ach Vater, wenn Leichtsinn, Gewohnheit und Leidenschaft mich überraschen — gib mir Kraft und Beistand Deines heiligen Geistes!

Gott ist mir gnädig! — Er will verzeihen. Er hat mir verziehen. Mit freierm Muthe trete ich in das Leben; mit größerer Stärke nehme ich die Leidensbürde auf mich, die er mir zu tragen gegeben hat. Er ist mit mir! ich werde siegen; durch Gerechtigkeit und Heiligkeit meines Wandels vor ihm seiner Gnade sicher, werde ich siegen von nun an.

Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn Du wirfst alle meine Sünden hinter Dich zurück. Amen.

33.

Das höchste Gelübde — Weltentsagung.

Gal. 5, 24.

Wie freu' ich mich in stillen Stunden!
Ich habe Ruh' in Dir, o Gott, gefunden,
Die himmlisch entzückt.
O Lust, zu Dir sich zu erheben,
Mit jedem Athem und Bestreben
Dich zu empfinden, Dir zu leben,
Der göttlich erquickt.

So sei denn hoch von mir gepriesen,
Mein Gott, mein Heil, daß Du mich unterwiesen,
Stets selig zu sein.
Dir will ich mich nur einverleiben,
Mich Dir zum Eigenthum verschreiben,
Und ewig treu an Dir verbleiben,
Stets Deiner mich freu'n.

Laß nur nicht zu, daß ich zur Erde
Von Dir hinweg gelocket werde,
Mein Herr und Gott!
Hilf stets mir den Betrug der Sünden
Durch den Gedanken überwinden:
Nichts bleibt im Tod.

Ja, es gibt ein Gelübde, ein hohes, ein heiliges, welches die Ehrfurcht aller Edeln verdient, und das nie zu den verwerflichen Gaben gehörte, die man dem Herrn zu bringen wagte. Dieses Gelübde ward in den ersten Tagen des Christenthums von den heldenmüthigsten Bekennern desselben abgelegt. Dieses Gelübde zu thun ist nicht eine thörichte Versuchung Gottes, oder eine Bestechung seines Willens, sondern die höchste Frucht göttlicher Weisheit, in welcher der Sterbliche sich selbst

verklärt. In diesem Gelübde liegt, neben dem edelsten Kampf, welchen der Mensch bestehen mag, die gewisseste Seligkeit, als Siegerlohn. — Es ist das Gelübde der Weltentsagung!

Schon oft ist dieses genannt, schon vielfach mißverstanden worden. Christus Jesus forderte diejenigen dazu auf, welche sich zu ihm bekennen und Bürger des Himmelreichs werden wollten; er forderte dazu die Boten Jesu auf, als sie ausgingen, den Völkern das Evangelium zu verkünden. Aber nur Wenige gehorchten der Einladung; Viele, die ihr zu folgen meinten, verloren sich auf Abwegen.

Statt der Welt zu entsagen im Geist, entsagten sie derselben nur mit dem Leibe. Sie flohen in menschenlose Wüsten, trennten sich vom Umgange mit ihren Brüdern, versäumten die heiligsten von Gott gebotenen Pflichten gegen ihre Nächsten; vergaßen über das Beten die nützliche Arbeit zur Vermehrung allgemeiner Glückseligkeit; und marterten durch Fasten, Geißelungen und Entbehrungen aller Art ihren Leib, statt ihre Lüste und Begierden, ihre Leidenschaften zu tödten.

Oder sie stifteten abgesonderte Gesellschaften, die zwar mit der Welt in Berührung blieben, aber alle andern Christen nicht für so fromme, ächte Christen als sich hielten; Weltmenschen und Weltkinder alle diejenigen nannten, die nicht mit ihnen beteten, seufzten, und fromme Gebräuche, Ausdrücke und Gebetsformeln gemein hatten.

Zwar auch unter allen diesen waren der Edeln und Guten viel, die mit lebendigem Glauben handelten, und ihr Glaube machte ihre Thaten gerecht. Doch solche Weltentsagung forderte Jesus nicht, als er rief: Wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst,

nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! Denn der Erlöser gab das Beispiel der Weltentsagung, während er mitten unter den Menschen wohnte, und an ihren Freuden und Leiden Theil nahm. Solche Weltentsagung forderte Paulus, der Apostel, nicht, als er rief: Welche aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. (Gal. 5, 24.) Denn Paulus floh in keine Einöde, marterte seinen Leib nicht, entkräftete ihn nicht durch Fasten und Entbehrungen der nothwendigsten Bedürfnisse, sondern er verschaffte sich diese durch seiner Hände Arbeit.

Von Gott empfingen wir den Leib, als ein tüchtiges Werkzeug des unsterblichen Geistes, durch welches er zur Ausübung himmlischer Gebote fähig wird. Es ist uns zur Pflicht gemacht worden, für seine Gesundheit Sorge zu tragen, daß er sei unbefleckt, unzerstört, eine Wohnung des heiligen Geistes.

Von Gott wurden wir in die Welt gesandt, und die Freuden des Lebens gab er zu unserer Erquickung. Nicht diese verunreinigen uns, sondern durch die Verdorbenheit unsers Gemüths verunreinigen wir sie. Die Erde ist des Herrn und Alles, was darinnen ist. (1. Kor. 10, 26.) Aber was aus dem Herzen kommt, verunreinigt den Menschen, nicht aber was zum Munde eingeht. (Matth. 15, 11.)

Und was heißt Weltentsagung in Jesu Sinne? — Und wenn wir nicht den Freuden des Erdenlebens abschwören sollen; wenn wir zwar mit den Weinenden weinen, aber auch mit den Fröhlichen froh sein können, ohne uns der Sünde zu fürchten: wie kann denn der Kampf noch schwer und der Siegeslohn so groß sein?

Gern will ich mich der Betrachtung dieses wichtigen Gegenstandes hingeben, da in ihm der höchste Triumph

der Weisheit bestehen soll. Was ist nun die Welt, der ich entsagen muß? und wie soll ich ihr entsagen?

Die **Welt** ist alles Irdische, was ich hienieden vermittelst meiner Sinnen erkenne und empfinde, Alles, was mir durch die Werkzeuge des Leibes Lust und Schmerz in die Seele bringt.

Dem Weltlichen steht entgegen das **Geistliche**, oder Alles das, was dem Geist allein gehört, als da sind Erkenntniß, Tugend, Unsterblichkeit, Verwandtschaft mit dem Geiste aller Geister. — Das Weltliche ist vergänglich, abwechselnd; das Geistige ewig, bleibend. Zum Weltlichen gehört der Leib mit allen seinen Reizungen; der Geist gehört einer höhern Welt an, keiner irdischen; er ist Gottes.

Ich bin ein Geist, und als solcher ein Kind Gottes, des Geistervaters. Ich bin ein Geist, und als solcher soll ich mich höher achten als alles Irdische der Welt. Ich bin ein Geist, darum soll ich bei allen meinen Wünschen und Handlungen weniger den irdischen Vortheil, als den geistigen vor Augen haben; mein Glück nicht in denjenigen Dingen begründen, die zum Staube der Welt gehören, sondern in denjenigen, die göttlich sind und ewig wie die Gottheit, unvergänglich wie der Geist.

Um also zu begreifen, wie ich als ein höheres, im Ewigen wohnendes Wesen der Welt entsagen könne, muß ich mir den Unterschied zwischen Welt und Geist sehr lebhaft machen, und keinen Augenblick vergessen, daß ich Geist nicht zur irdischen Welt gehöre. Diese ist mir, mit Allem, was sie Freudiges und Schmerzliches hat, nur für kurze Zeit vom Schöpfer geliehen worden. Ihre wandelbare Herrlichkeit verschwebt, und wenn sie von mir abfällt, bleibt der Geist noch, und nur der Geist.

Wenn nun in mir der Unterschied zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen Staub und Geist zur vollen Lebendigkeit erwacht ist: dann erst kann ich nach Weltentsagung ringen, ohne in Irrthum der Schwärmerei zu verfallen.

Die erste Stufe christlicher Weltentsagung ist: Achte alles Geistige, die Tugend, die Weisheit, das Ewige höher, denn jedes Gut, jede Lust, zu deren Genuß du erst vermittelst deiner Sinne gelangst. Achte dich selbst höher als die Welt! — Gib jedesmal deinen Pflichten den Vorrang, vor allen andern Vortheilen; den Spruch deines Gewissens in dem, was sein soll und recht ist, stelle höher, als jedes andere aus der Sinnlichkeit erwachsende Vergnügen; gehorche Gott mehr als Menschen.

Diese Hochachtung der Seele für ihre eigene Würde, für ihre göttliche Abstammung — denn sie ist ein lebendiger Athem Gottes! — für ihre hohe Bestimmung, ist die erste Bedingung, ohne welche keine Weltentsagung in Jesu Sinn möglich ist. Denn ein Geist, welcher sich selbst und seinen Beruf im Weltall noch so wenig erkannt hat, daß er sein veränderliches Kleid, den Leib, höher schätzt, wie mag der der Welt entsagen?

Er weiß von seinem eigenen Dasein nichts, sondern er weiß nur, wie das Thier, vom Dasein und Bedürfniß seiner Sinne. Der Kitzel seiner Nerven, die Stillung seines Hungers und Durstes, die Pflege seiner Bequemlichkeiten, die Vermehrung seiner Macht über Menschen und Gut — dies sind die Hauptzwecke seines Lebens. Es sind die Zwecke jedes Thieres. Nehmt den Thieren diesen Zweck: so müssen sie aufhören zu leben, denn sie haben keinen Geist und kein geistiges Ziel. Und soll der Mensch, der ebenfalls nur für Sinnengenuß lebt, ihm entsagen, so würde er seinem Leben selbst entsagen müssen.

Denn er kennt kein höheres, geistiges Dasein. Er ist nur ein klügeres, schlaueres, mit seltenen Eigenschaften ausgestattetes Thier.

Darum ist nicht Jedermann der Weltentsagung fähig. Nur der Christ, oder, was dasselbe ist, ein Weiser, kann sich zu ihr erheben. Der Thiermensch, oder wie ihn die heilige Schrift nennt, der Fleischlich-Gesinnte, stirbt mit seinem Leibe dahin. Das Ziel seines Lebens ist das Grab. (Röm. 8, 6.)

Menschengeist, so lerne dein eigenes Dasein und deinen eigenen Werth kennen, der höher ist, als jede Wollust des Ehrgeizes, des Gaumens, der Habsucht und Ueppigkeit. Du hast deinen Werth aber noch nicht erkannt, so lange du nur Thier bist; so lange dir Bewunderung, Ruhm auf Erden, Schmeicheleien und Ansehen mehr gelten, als das Zeugniß eines frohen Gewissens; so lange du einen Gewinn an Geld und Gut und Aemtern höher stellst, als den Gewinn neuer Tugendvollkommenheit; so lange du deine Pflicht gegen Gott und Menschen über irdischen Vortheilen vergessen kannst.

Die zweite Stufe zur Weltentsagung ist Verachtung alles Irdischen, wo es dem Ueberirdischen, das heißt, dem Göttlichen in uns, den Vorrang nehmen will. Häufig ist im Leben der Streit der niedrigen Begierden gegen die Pflichten, oder Gottes Gebote in uns. Da ist Empörung der Welt gegen den Geist. Lebensgenuß ist angenehm, aber Gerechtigkeit ist mehr werth. Ehre steht hoch, aber Tugend soll höher stehen. — Versage dir die Freuden der Welt nicht; auch für dich schuf sie Gott; aber verstoße sie von dir, sobald du sie nur auf Unkosten deiner Seele genießen kannst. Freuden an sich sind unschuldig, aber die Art, wie du sie nimmst, macht sie schuldig.

Die Erde ist des Herrn und was in ihr ist! — So spricht die heilige Schrift, so die Vernunft. Erst der Mensch entheiligt die Erde durch seine verderblichen Begierden. Die Begierden aber wohnen in ihm, in seiner thierischen Natur.

Verachte deine irdischen Begierden, deinen Zorn und deine Wollust, deinen Ehrdurst und deine Habsucht, deine Schadenfreude und deine neidischen Aufwallungen, sobald sie dein Pflichtgefühl betrüben wollen. Du, o Geist, o Gottesathem, sollst über sie, nicht sie sollen über dich herrschen! denn wo ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödtet, so werdet ihr leben. (Röm. 8, 13.) Dies ist Weltentsagung.

Die dritte Stufe zur Weltentsagung, die vollendende, endlich ist: Mache dich unabhängig von Allem, was die Vergänglichkeit Schmeichelndes und Fesselndes hat. Binde dich los von Allem, was dich irdisch fest umschlungen hält, so daß du jeden Augenblick Alles, was dir das Liebste und Theuerste zu sein scheint, entbehren kannst, ohne darüber deine innere Zufriedenheit, dein stilles Glück einzubüßen. Dies ist die wahrhafte, vollendete Weltentsagung; dies ist das wahre Leben und Ruhen in Gott. Der ist Gottes, der wohnt auf Erden schon im Ewigen, welcher auf Erden Alles mit Gelassenheit verlieren kann, nur nicht seine Tugend.

Die Weltentsagung fordert von dir nicht, daß du dich aller zeitlichen Sorgen entschlagest; daß du dich weder um deine eigene, noch um die Erhaltung deiner Kinder bekümmerst. Es wird nicht gefordert, daß du deine Güter weggebest, und dich freiwilliger Armuth weihest; daß dir die Gesundheit, die Ernährung, der

gute Name der Deinigen gleichgültig sei. — Nimmermehr! Dies wäre nicht Lossagung von der Welt, sondern Lossagung von deinen heiligsten Pflichten, die Gottes durch Jesum geoffenbarter Wille dir gebot.

Aber die Sorge für das Zeitliche wachse nie über deine höhern Pflichten hinaus; reize dich nie zu einer auch noch so geringen Ungerechtigkeit. Das Wohlgefallen an Ehre und Gut werde nie in dir lebhafter, als das Wohlgefallen an denjenigen Tugenden, durch welche du deine Verwandten, deine Mitbürger beglücken kannst. Vielmehr gewöhne dich und die Deinigen, in der einfachsten Lebensart mit dem Allerwenigsten zufrieden zu sein, um desto mehr Mittel für Anderer Wohl zu haben. Setze keinen andern Werth auf Ehre und Gut. Laß dich durch diese nicht fesseln. Denke dich oft und täglich in die Lage hinein, daß du Alles verloren hättest, was du besitzest. Wie würde dir dann zu Muth sein? Wäre dann dein Lebensglück vernichtet? — Durch diese Vorstellung prüfe dein Inneres, und du wirst fühlen, ob die Welt noch zu starke Fesseln für dich hat. Und hat sie: lerne den niedrigen Werth der vergänglichen Dinge erkennen. Gewöhne dich an den Gedanken, Alles verlieren, Bettler und ehrlos werden zu können, und doch noch Achtung für dich selbst, und dadurch ein unzerstörbares Gut in deiner Brust zu fühlen. Ist dies: so gehörst du Gott, der Ewigkeit, dir; nicht der Welt! Und wer nicht der Welt gehört, der hat ihr entsagt.

Weltentsagung fordert nicht, daß du dich in die Einsamkeit, fern von den Menschen, zurückziehest. Nimmermehr! Du sollst vielmehr wie Jesus unter deinen Miterschaffenen leben, wirken, nützen. Sei hilfreich, wahrhaft, großmüthig, gern verzeihend, wohlthuend unter ihnen — aber laß dich nicht durch die Vorurtheile oder

Annehmlichkeiten des geselligen Lebens fesseln. Liebe alle Menschen, diene allen; aber höher als Alles achte deine eigene Unabhängigkeit. Kein Sterblicher habe jemals so viel Einfluß auf dich, daß er dich zu einer Ungerechtigkeit verführe, zu einem Zorne reize, zu einer unerlaubten Lust locke. Du, Unsterblicher, sollst erhaben durch den Haufen der Irdischgesinnten hingehen, wie Jesus. Ihre Leidenschaften sollen dich nicht anfechten, ihre Laster und Schwachheiten nur dein Mitleiden erregen; ihre Thorheit nie deine Nachahmung aufwecken. Und wenn irgend eine deiner Begierden zu laut wird, denke dann: wenn ich sterbe, und auf diese Minute zurücksehe, werde ich nicht verächtlich mich selber bemitleiden müssen? Warum so viel Gram und Sorge um das Vergängliche? Ist es der Mühe werth? Was habe ich zuletzt davon? Wer Alles, auch äußere Ehrenbezeugungen der Menschen, nur nicht sein Gottesgefühl der Tugend, entbehren kann, der steht erhaben über die Welt. Er gehört ihr nicht. Er kann ihr geben; sie kann ihm aber nichts geben, das er nicht gleichgültig zurückweisen könnte.

Weltentsagung fordert von dir nicht Gefühllosigkeit gegen Freunde, gegen Aeltern, Gatten, Kinder. — Du sollst sie lieben. Liebe ist die süßeste der Erdenfreuden. Aber hänge nicht zu sehr, zu innig an ihnen. Immer behaupte selbst auch gegen sie die Unabhängigkeit und Ruhe der Seele. Und nicht ihre Körper, ihre Geister müssen dir theuer sein; diese bleiben dir, jener ist nach wenigen Jahren unfehlbar Staub und Asche. Gewöhne dich an ihren Verlust zu denken, — denn früh oder spät erfolgt er gewiß! Versetze dich oft im Geist in die Lage, der Tod habe dir deine Lieblinge einen um den andern geraubt. Und wenn du nun da einsam

ständest in der Welt, verwittwet und verwaiset — wohl, dein Herz möchte bluten! — aber wärest du dann unglücklich? Erhöbe dich dann der Gedanke nicht über den schwersten Schmerz, der Gedanke: wir sind nicht getrennt! Groß ist Gott, groß seine Liebe, groß sein Vaterhaus, in welchem wir beisammen wohnen! Wer seine Geliebten schon hier mit der Aussicht auf die Ewigkeit liebt, daß wir dort immer beisammen wohnen, nicht hier, wo nur die erste Vereinigung gegründet ward; wer nur für die Ewigkeit lebt, und daher mit edler Gelassenheit seines eigenen oder des Todes seiner Geliebten denken kann: über den hat nur das Ewige, Wahrhafte und Göttliche, nicht das verschwindende Irdische, Macht; der hat der Welt entsagt.

Gott, diese Weltentsagung, dies höchste Gelübde, bin ich stark und weise genug, es zu halten, und Dir geloben zu können? O wie glücklich, könnte ich dies! Dann hätte ja die ganze Welt keine Gewalt an mir; dann stände ich frei und unerschrocken gegen alle Uebel des Lebens ein; nein, dann läge für mich im Schooße der Zukunft kein Unglück mehr. Ich würde von Tage zu Tage sündenloser, ruhiger, beseligter! Ich wandelte dann durch die Welt wie Einer, den Du, o Gott, gesandt hast, Wohlsein und Glück hienieden zu verbreiten eine kurze Zeit lang, um nachher wieder noch verklärter zu noch größern und ewigern Wonnen hinberufen zu werden. Erst dann, Vater im Himmel, wäre ich Dein wahres Kind; erst dann, o Jesus, Messias, ich Dein Jünger! — — O Jesus, hilf, meine Sehnsucht ruft, mein Geist strebt zu Dir empor! Stärke mich durch Deines Geistes Macht! Herr, laß wohlgelingen! Amen.

Inhalt des neunten Bandes.

		Seite
1.	Das Feuer	3
2.	Gottes Größe im Kleinen	16
3.	Die Stimmen der Thiere	27
4.	Erinnerungen an die Allmacht Gottes. (Erste Betrachtung)	38
5.	Erinnerungen an die Allmacht Gottes. (Zweite Betrachtung)	48
6.	Das Gewitter	59
7.	Der Wurm und die Allmacht . . .	70
8.	Betrachtung der Sinne. (Das Gefühl) .	83
9.	Betrachtung der Sinne. (Der Geschmack) .	96
10.	Betrachtung der Sinne. (Der Geruch) .	109
11.	Betrachtung der Sinne. (Das Sehen) .	123
12.	Betrachtung der Sinne. (Das Gehör) .	136
13.	Freigebigkeit der Natur. (Erste Herbstbetrachtung)	149
14.	Freigebigkeit der Natur. (Zweite Herbstbetrachtung)	160
15.	Empfindung des Christen an einem Herbsttage	171
16.	Des Menschen Erhabenheit	182
17.	Blicke zum Sternenhimmel. (Erster Theil) .	195
18.	Blicke zum Sternenhimmel. (Zweiter Theil)	208
19.	Blicke zum Sternenhimmel. (Dritter Theil)	221
20.	Blicke zum Sternenhimmel. (Vierter Theil)	233
21.	Gott im Sturm	246
22.	Betrachtung der Witterungswechsel. (Erster Theil)	261
23.	Betrachtung der Witterungswechsel. (Zweiter Theil)	274

Seite

24.	Der Schnee	286
25.	Der Untergang der Welt	299
26.	Die Heimathliebe der Völker . . .	311
27.	Das Erscheinen Christi im Leben . . .	325
28.	Das Reich Gottes	336
29.	Des göttlichen Wortes Macht	349
30.	Buße und Gnade	361
31.	Werth schwerer Schicksale	372
32.	Beruhigung in schweren Stunden .	385
33.	Das höchste Gelübde — Weltentsagung .	397

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich, 1771-1848 / Zschokke, Heinrich, / Keller, Georg,

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung

Bd.: 9

Aarau 1838

Bibl.Mont. 4331-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724788-3